5 B 4

3.715

1.17

Praktisches Handbuch
der
Beredsamkeit
und
Dichtkunst
für die Jugend,
von
M. Johann Heinrich Martin Ernesti,
öffentlichen ordentlichen Professor am akademischen Gymnasium zu Koburg.

BIBLIOTHEK

Nürnberg,
in der Felßeckerischen Buchhandlung, 1784.

X

B I 4 /

17

Landesbibliothek
Coburg

Ihro

Freyherrlichen Gnaden,

dem

Hochwohlgebornen Herrn

Karl Friederich Wilhelm

Freyherrn

von

Völderndorf und Waradein,

Hochfürstlich

Brandenburg Onolzbachischen Kammerherrn, Obergebür-
gischem wirklichen Regierungsrath und des Hoch-
fürstlich Bareüthischen Hofgerichts
erstem Assessor,

ehrerbietigst gewidmet.

Vorrede.

Man würde mir es verdenken, und wohl mit Recht, wenn ich den Ungrund der Vorwürfe, die man in der Leipziger gelehrten Anzeige meinem moralisch praktischen Lehrbuch in den schönen Wissenschaften gemacht hat, in dieser Vorrede zeigen wollte; denn iene Auflage hat sich vergriffen, und es erscheint hier, da mich mein Herr Verleger ersuchte, dasselbe, wenn es möglich wäre, um die Hälfte zu verkürzen, ganz und gar nicht in seiner ersten Gestalt. Die Warnungen ienes Recensenten vor demselben können also ohnmöglich von Folge seyn, so wie ich keine Käufer des Buchs, wenn ich auch seine Brauchbarkeit noch so sehr herausstreiche, herbeylokken kann. Denn, wenn ich mich gegen die Einwendungen vertheidigte, so käme es ia doch, da mein Recensent und ich in unserer Sache nicht richten dürfen, auf die Stimme des Publikums an, welches schon für mich entschieden, und mich ihm durch seinen Beyfall zum lebhaftesten Dank verbunden hat. Also weg mit dem Proceß, den doch nur das Publikum bezahlen müßte! Nur dieses muß ich mei-

nem Recensenten sagen, der Jünglinge aus Mosheim, Jerusalem, und anderen dergleichen die Beredsamkeit lehren will, daß er, wie er gleichwohl glaubte, die Vorrede des Herrn geheimen Kirchenrath Seilers nicht verstanden habe, und daß er vielleicht die Sache besser einsehen, wie auch von diesem Buche vortheilhafter urtheilen werde, wenn er dessen vortreffliche Schrift von der frühen Bildung künftiger Prediger gelesen hat. Mein Buch erscheint, wie gesagt, in einer ganz anderen Gestalt und Einrichtung; so wohl in Ansehung der inneren, als äusseren, und es kann in mancher Rücksicht gar wohl für ein neues gelten. Man wird demselben freilich die mühsame Arbeit nicht ansehen, so wenig als dem ersteren, mit dem es Plan und Zweck gemein hat, ob ich gleich, wenigstens dazumal, bey der Ausarbeitung den Home oder Lord Kaym, Batteux, Sulzer und andere Theoristen, ohne es weiter zu sagen, mir zu Führern, und nach ihnen die Muster, gewählt habe; und ich würde mich gewiß auch, zumal in meiner gegenwärtigen Lage, einer solchen Arbeit nicht von neuem unterzogen haben, wenn es nicht der Beruf dazu von mir geheischt hätte, wie denn fast keine meiner Schriften — ich sage es denen, die mirs so sehr und so oft zum Vorwurf machen, daß

ich

ich mich nicht in meinem eigentlichen Fach als Schriftsteller zeige, gleich als ob das meine Absicht sey, — zum Vorschein gekommen wäre, wenn ich nicht so manche wichtige Veranlassungen dazu gehabt hätte. Ob und in wie fern dieses Werk, dabey Zeit und Kräfte, die von Berufsgeschäften übrig blieben, nicht gespart wurden, vor ienem einen Vorzug habe, will ich unentschieden lassen. Wäre ich mir selbst überlassen gewesen, und hätte ich mich der Bedürfnisse unserer Zeit und des oben gedachten geäusserten Wunsches wegen nicht so kurz fassen müssen, so würde ich mehrere Stükke aus Griechen und Römern, und noch einige aus Engelländern, Franzosen und Italiänern übersetzt haben; wiewohl noch immer die Uebersetzungen aus den unvergleichlichen Originalschriften der Alten einen guten Theil des Buchs ausmachen. Daß ich bey den Stükken aus den ausländischen Schriften die Stellen nicht so angegeben habe, wie bey denen aus den Alten, kann wohl von keinem Belang seyn, indem wenigstens die meisten von ienen, so viel ich mich noch aus dem Manuskript, das schon unter der Presse ist, erinnern kann, mehr Nachahmungen und Kopieen sind. Und es sind doch die Schriftsteller, aus welchen der Stoff dazu entlehnt wurde, genennt, so wie in einem besonderen

Verzeichniß, das dem Buche vorangeht, eines ieden Werke. Noch sollte ich die Gründe angeben, warum dieses und ienes so und nicht anders ist, und wie man das Werk am besten gebrauchen möchte, da mein Plan so ziemlich eingeschränkt werden mußte, und ein anderer, den ich vor einigen Jahren, wenn die alte Auflage abgesetzt wäre, mit einem theoretisch praktischen dieser Art hatte, ietzt am wenigsten von mir ausgeführt werden konnte. Aber da würde ich noch manches Blatt damit anfüllen müssen, und vielleicht am Ende doch nur sagen, was sachkundige und billige Richter von selbst finden werden. — Ich hoffe übrigens, daß meine erste Absicht mit diesem Buche nicht ganz unerreicht bleiben werde. Koburg, im Oktober, 1783.

Ver-

Verzeichniß

von

den Schriftstellern und Werken,

welche

zu diesem Buche genützt worden sind.

Aesopi Fabulae.

Blums Gedichte.

Blums Reden; der eigentl. Titel: Reden von dem Verfasser der Spaziergänge.

Bodmers historische Erzählungen.

Caesar.

Cicero.

Cramers vermischte Schriften.

Cronegks, von, Schriften.

Denis Gedichte.

Dictionnaire d' Anecdotes.

Ewalds Sinngedichte.

Freund der Iugend, aus dem englischen.

Gellerts Briefe nach seinem Tode.

Gerſtenbergs, von, Tändeleyen.

Geſsners Idylien.

Gellius A. Noctes Atticae.

Gieſeke poetiſche Werke.

Greis, der, eine Wochenſchrift.

Hagedorns, von, Werke.

Hallers, von, Gedichte.

Herders Volkslieder.

Horatius.

Iacobi ſämtliche Werke.

Ieruſalems Betrachtungen etc.

Iournal Encyclopedique.

Karſchin neue Gedichte.

Käſtners vermiſchte Schriften.

Kleiſts, von, ſämtliche Werke.

Klopſtoks Oden.

Krauſenecks Gedichte.

La Fontaine Fables.

La Place Mercure de France.

Leſſings Fabeln.

Leſſings vermiſchte Schriften.

Les Tableaux.

Lichtwehrs aeſopiſche Fabeln.

Logau Sinngedichte von Leſſing und Ramler mit Anmerkungen über die Sprache.

Marmontel Contes moraux.

Marmontel Poetique.

Maſtalier Gedichte nebſt Oden aus dem Horaz.

Michälis.

Müller Verſuch in Gedichten.

Moorés Fables.

Muſenalmanache Voſſiſche.

— — — Bürgeriſche.

— — — Schmidiſche.

Neue Fabeln. (von Kaxner.)

Neuer Sammler.

Nuits Pariſiennes.

Nuits Anglaiſes.

Perceval Unterricht in Betrachtungen, Erzählungen und Fabeln, aus dem engliſchen.

Pfeffels hiſtoriſches Magazin.

Phaedri Fabulae.

Plinii Epiſtolae.

Prevoſt Contes, Avantures et Faits ſingulieres etc.

Rabeners Satyren.

Ramlers Lieder der Teutſchen.

Ramlers lyrische Blumenlese.

— — Oden aus und nach dem Horaz.

— — Einleitung in die schönen Wissenschaften nach dem Batteux mit Zusätzen vermehrt.

Schaftesbury Charakteristiks.

Schmids Anthologie der Teutschen.

— — Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde.

Spaldings Bestimmung des Menschen.

Theophrasti Characteres ethici.

Thümmel, von.

Uz poetische Werke.

Weisse lyrische Gedichte.

Welt, die, Wienerische Wochenschrift.

Wielands Musarion.

— — moralische Briefe.

— — Agathon.

Zachariae poetische Werke.

Erster

Erster

Abschnitt.

Zur Uebung

in der Prose.

I.

Erzählungen und Beschreibungen.

Der auf seine Schönheit stolze Bruder.

(Phädrus, B. III. F. 8.)

Ein Vater hatte eine sehr häßliche Tochter, und einen ausgezeichnet schönen Sohn. Es traf sich, daß sie bey ihren iugendlichen Spielen in den Spiegel blickten, der auf dem Tragsessel der Mutter lag. Der Eine rühmt sich seiner Schönheit; die Andere zürnt, und kann die Neckereyen ihres prahlenden Bruders nicht vertragen. Sie nimt alles — und wie anders? — als Beleidigung auf: eilt deßwegen zum Vater, und verklagt seinen Sohn, um sich zu rächen; voller Haß, daß er sich als Bube an das Eigenthum der Mädchen vergriffen hätte. Dieser umarmt beide, küßt sie zärtlich mit Beweisen gleicher väterlichen Liebe, und sagt: Täglich sollt ihr euch im Spiegel besehen: Du, (mein Sohn,)

daß du deine Bildung nicht durch Laster häßlich machest, und du, (meine Tochter,) daß du dein Gesicht durch Tugend verbesserst.

Der Schiffbruch des Simonides.

(Eben dess. B. IV. F. 21.)

Simonides, der vortreffliche Dichter durchzog, um sich seine Armuth zu erleichtern, die berühmten Städte Asiens, und sang für Geld das Lob der Sieger. Durch diese Lebensart ward er reich, und er beschloß nun, zur See in seine Heimath zu reisen; die Insel Cea war es, wie man erzählt. Er stieg ins Schiff; aber mitten im Meer erhob sich ein schrecklicher Sturm, und das alte Schiff scheiterte. Da griffen einige nach ihren Geldgürteln; andere nach ihren Kleinoden, wovon sie lebten. "Und du, Simonides, fragte einer aus Vorwitz, "nimst nichts von deinem Vermögen mit?" Ich habe, sagt' er, alles das Meinige bey mir. Wenige retteten sich durch Schwimmen; denn viele zog ihre schwere Last zu Boden. Gleich sind Strassenräuber da; rauben, was ieder davon brachte; und lassen sie ausgezogen zurück. Zum guten Glück war noch in der Nähe Klazomene, eine alte Stadt, wohin sich die Schiffbrüchigen begaben. Hier lebte

ein

ein Musenfreund, der die Poesien des Simonides oft gelesen hatte, und ihn, ohne ihn zu kennen, sehr hochschätzte. Dieser nahm ihn, so bald er ihn aus seinem Gespräch erkannte, sehr günstig auf, und versah ihn mit Kleidern, Geld und Bedienung. Die übrigen trugen das Gemälde ihres Schiffbruchs umher, und baten um Almosen. Simonides begegnete ihnen von ohngefähr. "Sagte ich nicht," sprach er, "daß ich alles bey mir hätte? Was ihr zusammen gerafft habt, ist nun verloren."

Erziehung.

(Plutarch von der Erzieh. d. Kinder. Kap. 4.)

Lykurg, der lacedämonische Gesetzgeber, nahm zween junge Hunde von einerley Aeltern zu sich, und zog sie ganz verschieden auf. Den einen gewöhnte er genäschig und lüstern; den andern aber richtete er zum Spüren und Jagen ab. Nun waren einmal die Lacedämonier versammelt. Lykurg sprach: da seht ihr Lacedämonier offenbar, wie wichtig Gewohnheit, Erziehung, Unterricht und Lebensart sind, um das Herz für die Tugend empfänglich zu machen. Er brachte seine beiden junge Hunde hervor. In die Mitte setzte er eine Schüssel, und einen Hasen den Hunden gegen über; nun ließ er

sie von einander. Da rennte der eine auf den Hasen zu, der andere mit gewaltiger Begierde auf die Schüssel. Noch konnten die Lacedämonier nicht errathen, was dieß bedeute, und in welcher Absicht er die iungen Hunde gezeigt habe. Darauf erklärte er ihnen, daß diese Hunde zwar einerley Aeltern, aber verschiedene Auferziehung gehabt hätten, und daß daher der eine ein Lekkermaul, der andere ein Wildfänger geworden sey.

Der verschwiegene Papyrius.

(A. Gellius I. B. Kap. 23.)

Die Senatoren hatten sonst zu Rom die Gewohnheit, ihre Söhne, wenn sie die Prätexte bekommen hatten, mit auf die Kurie zu nehmen. Nun wurde im Senat über eine wichtige Sache berathschlagt, die darum auf den folgenden Tag noch verschoben werden mußte. Man befand auch für gut, das, worüber sie sich beredeten, so lange geheim zu halten, bis der Schluß im Senat gemacht wäre. Die Mutter des iungen Papyrius aber, der mit seinem Vater der Senatsversammlung beygewohnt hatte, fragte ihren Sohn: was die Väter im Senat beschlossen hätten? Ich muß es bey mir behalten, antwortet er, und darf es nicht offenba-

ren.

ren. Um so neugieriger ward die Mutter: sie ließ dem Knaben keine Ruhe, das Geheimniß, welches er verschwieg, auszuschwatzen. Sie fragte ihn daher nachdrücklicher, und mit mehrerem Ungestüm. Da seine Mutter so sehr in ihn drang; so kam er endlich auf den Einfall, ihr auf eine feine und gefällige Art die Wahrheit vorzuenthalten. Er sagt ihr im Vertrauen: man hätte berathschlagt, welches wohl besser und für den Staat vortheilhafter wäre, daß ein Mann zwo Frauen, oder eine Frau zween Männer habe? Kaum hatte sie dieß gehört; so überfiel sie Furcht und Schrecken. Zagend geht sie vom Hause weg und läuft zu den übrigen Matronen. Des folgenden Tags versammeln sich die Frauen scharenweise, eilen zum Senat, und bitten mit Thränen, man möchte doch lieber einer Frau zween Männer, als einem Manne zwo Frauen zugestehen. Die Senatoren giengen auf die Kurie, und staunten über das ungestüme Wesen dieser Frauen, und wußten sich nicht in ihre Forderung zu finden. Da trat der iunge Papyrius mitten unter sie auf, und erzählte ausführlich den Verlauf der Sache: was nämlich seine Mutter mit Gewalt von ihm hätte wissen wollen, und was er ihr dann gesagt hätte. Dem Senat gefiel diese Verschwiegenheit und der sinnreiche Einfall des iun-

gen Papyrius überaus wohl. Doch beschloß er, daß künftig nicht mehr die Knaben mit ihren Vätern auf die Kurie gehen sollten, ausser Papyrius: und es wurde ihm noch zu Ehren der Zuname Prätextatus gegeben, weil er als Knabe so klug im reden und schweigen gewesen war.

Betrug.

(Cicero von den Pflichten B. III. K. 14.)

Kanius, ein römischer Ritter, ein feiner und sehr gelehrter Mann, begab sich einst nach Syrakus, nicht um da Geschäfte zu treiben, sondern, wie er sich öfters selbst ausdrückte, um die Musse zu geniessen. Hier sagte er mehr, als einmal, daß er einen Garten zu kaufen wünschte, wohin er Freunde einladen, und sich ungestört belustigen könnte. Die Sache wurde auch bald bekannt, und ein gewisser Wechsler zu Syrakus, mit Namen Pythius, bietet dem Kanius seinen Garten eben nicht zum Verkauf, aber doch völlig zu seinem Dienst und Gebrauch an. Zugleich lud er ihn auf den folgenden Tag dahin zur Mahlzeit ein. Kanius sagte es zu, und Pythius, der als Wechsler bey allen Ständen Kredit hatte, rief Fischer zu sich; verlangte, daß sie des andern Tages vor seinem Garten fischen sollten: und gab

ihnen

ihnen dabey gewisse Verhaltungsbefehle. Kanius fand sich zur rechten Zeit ein: es war ein prächtiges Mahl zugerüstet; eine Menge Kähne lag da vor Angen; ieder brachte seinen Fang, und schüttete die Fische zu des Pythius Füssen. Mein, woher die vielen Fische, lieber Pythius? die vielen Kähne? rief Kanius. Was Wunder? erwiedert er: hier sind alle syrakusische Fische: hier haben sie ihren Wasservorrath: dieses Gut können sie nicht entbehren. Kanius, von Begierde entflammt, drang in den Pythius, daß er ihn verkaufen möchte. Anfangs machte er Schwierigkeit: aber endlich willfahrte er ihm. Der gute Mann kauft ihn so theuer, als Pythius wollte, weil er reich und lüstern darnach war; er kauft ihn mit allem Zubehör; giebt eine Verschreibung und schließt den Handel. Tags darauf ladet Kanius seine Freunde dahin: er selbst kommt frühe, sieht aber keinen Nachen. Er fragt seinen nächsten Nachbar, ob die Fischer etwa Feyertage hätten, weil keiner da wäre? Meines Wissens nicht, sprach iener: es fischt aber auch sonst Niemand hier; daher befremdete mich der gestrige Vorfall. Nun entrüstete sich Kanius.

Wahre Vorzüge.

Als Kaiser Theodosius ohngefähr ein und zwanzig Jahr alt war, und sich vermählen wollte, bat er seine Schwester Pulcheria und seinen Freund Paulinus, in seinem ganzen Reich ein Frauenzimmer von der auserlesensten Schönheit und den erhabensten Eigenschaften für ihn auszusuchen. Mitten in ihren Untersuchungen kam Athenais, eine griechische Jungfrau, dazu; und das zufälliger Weise. Ihr Vater, der ein berühmter Philosoph von Athen war, und sie in der Gelehrsamkeit dieses Orts erzogen hatte, hinterließ ihr bey seinem Tode nur ein sehr geringes Vermögen, über welches sie noch dazu sehr vielen Verdruß von der Ungerechtigkeit ihrer zween Brüder auszustehen hatte. Dieß nöthigte sie eine Reise nach Konstantinopel zu machen, wo sie einen Anverwandten hatte, der ihre Sache der Pulcheria vorstellte, um ihr einige Hülfe von dem Kaiser zu verschaffen. Hierdurch ward diese tugendhafte Prinzessin mit der Athenais bekannt, die sie als das schönste Frauenzimmer ihrer Zeit, und durch eine lange Uebung in der Philosophie zur strengsten Tugend und der reinsten Unschuld erzogen fand. Pulcheria ward durch diese Unterhaltung mit ihr entzückt,

zückt, und gab sogleich dem Kaiser, ihrem Bruder, davon Nachricht. Der Charakter, den sie von ihr gab, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er seine Schwester bat, sie sogleich in die Wohnung seines Freundes Paulinus zu bringen, wo er fand, daß ihre Schönheit und ihr Umgang die erhabensten Begriffe überstieg, die er sich davon gemacht hatte. Sein Freund Paulinus bekehrte sie zum Christenthum, und gab ihr den Namen Eudoxia, worauf der Kaiser sich öffentlich mit ihr vermählte, und alle die Glückseligkeit mit ihr in der Ehe genoß, die er sich von einer so tugendhaften und gelehrten Braut versprochen hatte. Sie vergab nicht nur ihren Brüdern ihre Beleidigungen, sondern erhub sie auch zu den größten Ehrenstellen, und machte sich sowohl durch verschiedene Werke der Gelehrsamkeit, als durch ihr wohlgeführtes Leben bey dem ganzen Reiche so beliebt, daß ihrem Angedenken viele Statuen errichtet wurden, und die Kirchenväter sie als die Zierde ihres Geschlechts rühmen.

Der Sieg über sich selbst.

Barton Booth, ein Schauspieler von Londen, und unstreitig derjenige, der seinem Stande durch die Regelmäßigkeit seiner Sitten am meisten Ehre

gemacht

gemacht hat, war von einem so lebhaften und feurigen Temperament, daß ihn der geringste Widerspruch bis zur Thorheit aufbrachte. Vielleicht war er diesem Naturell einen Theil seines Ruhms schuldig; denn seine größte Stärke bestand darinn, alle Bewegungen der Leidenschaften durch seine Miene auszudrükken, und man wird leicht begreifen, welche Leichtigkeit seine angeborne Anlage ihm darinnen gab. Seine Freunde, die ihn sehr hoch schätzten, hatten für ihn Nachsicht genug, allem, was ihn aufbringen konnte, sorgfältig vorzubeugen. Allein da er sich endlich verheirathete, genoß er nicht lange das Glück, bey seiner Gattin eine gleiche Gefälligkeit zu finden. Die Nothwendigkeit mit einander zu leben, weil sie nicht reich genug waren, aus eigenem Antrieb den Entschluß zu fassen, sich von einander zu trennen, setzte sie hundert Scenen bloß, die so viel Aufsehens machten, daß ihre Freunde besorgten, sie möchten sich einmahl durch eine sehr traurige Katastrophe endigen. Endlich nahm sich Barton, zu vernünftig, die Unanständigkeit einer solchen Aufführung nicht einzusehen, vor, sich selbst, so viel es ihm auch immer kosten möchte, zu überwinden, und spannte alle seine Kräfte des Verstandes an, dieses Unternehmen durchzusetzen. Er beobachtete zuerst, daß die schlimme Laune seiner Gattin, seine

Galle

Galle niemals so geschwind in die Gährung brächte, als wenn er von der Schaubühne zurück käme, nachdem er eine heftige Rolle darauf gespielt hatte. Mehr brauchte es nicht, um ihn zu bewegen, sich das komische Fach zu erwählen, in welchem er seine Kräfte noch niemals versucht hatte, und da er sich nach dem weiten Umfang seiner Talente auch dazu tüchtig fand, fuhr er einige Monate lang fort, ohngeachtet der Klagen des Publikums, das ihn oft mit grossem Geschrey in tragischen Rollen zu sehen verlangte, sich nur allein in diesem Fache zu üben. In dieser Zwischenzeit las er den Plato, Seneka, Epiktet, und alle die Schriftsteller, die von der Geduld und der Mässigung der Leidenschaften geschrieben haben. Er entfernte sich von der Gesellschaft, sobald er in seinem Herzen die geringste, seinem Entschlusse zuwider laufende Regung verspürte. Er zitterte selbst vor dem blossen Anblick seiner Gattin, wie ein furchtsamer Mensch vor dem Anblick der Gefahr zittert! Diese Art von Diät dauerte so lange, als er glaubte, sich nicht auf sich selbst verlassen zu können. Endlich ward er wieder ein wenig kühner, setzte sich dem Kampf mit sich selbst stufenweise aus, und vergaß niemals, wenn der Sieg im geringsten zweifelhaft war, sich zurück zu ziehen; so gelang es ihm auch, die heftigsten Angriffe, ohne einiges

Merkmal von Schwachheit oder Hitze auszuhalten. Seine Freunde selber, denen er sein Unternehmen und den guten Fortgang anvertraute, machten sich ein Vergnügen daraus, ihn auf die Probe zu setzen, und trugen auf diese Weise auch zu seinem Triumpfe bey. Erst nachdem er sich in diesem Stande durch eine iährige Gewohnheit befestigt hatte, willigte er darein, sich wieder in seinen tragischen Rollen zu zeigen. Allein wie groß war sein Erstaunen, da er zum erstenmal wieder im Kothurn erschien, sich selbst so schwerfällig zu fühlen, daß er unmöglich seinen vorigen Talenten entsprechen konnte. Das Publikum nahm diese Veränderung eben so geschwind wahr, als er, und ließ es nur allzusehr durch sein Stillschweigen merken. Die Ursache dieser Veränderung lag am Tage. Eine so lange Wachsamkeit auf alle seine Bewegungen, und beständige Bemühungen, sie zu unterdrükken, hatten ihm diese Stärke von Empfindung und die Gewalt des Feuers, wodurch er auf einmal Leidenschaften in Bewegung setzen konnte, geraubt. Leicht war es ihn einzusehen, daß ihm die Uebung bald wieder ersetzen würde, was er verloren hatte; allein er besorgte, daß das Laster, das er überwunden hatte, mit seinem Talent zugleich wieder eine neue Stärke gewinnen würde. Seine Freunde, die geneigt waren, ihm das erste zu Gunsten

sten des letzten zu verzeihen, ermahnten ihn, der Natur nachzugeben, weil sie doch die stärkere seyn wollte. Allein er ließ sich durch ihre Schmeicheleyen nicht verführen, gewann mehr Herrschaft über sich selbst, als iemals, und erhielt einen doppelten Sieg, indem er auf der Schaubühne eben so viel Feuer äusserte, als er sein ganzes Leben hindurch in der Gesellschaft seiner Freunde und seiner Gattin Sanftmuth und Mässigkeit zeigte.

Prevost.

Mathildis.

Mathildis wurde sehr iung mit einem neapolitanischen Edelmann vom ersten Range vermählt, und in ihrem funfzehnten Jahr war sie schon eine Wittwe und eine Mutter. Als sie eines Tages an einem offenen Fenster eines Zimmers über den Fluß Volturna stand, und mit ihrem Kinde spielte, schlüpfte dasselbe mit einem plözlichen Sprung aus ihren Armen, und fiel in den Fluß hinab. Vor Schrekken ausser sich stürzte sich die Mutter ihrem Kind sogleich nach, und bemühte sich, dasselbe zu retten. Aber ihre Bemühung war vergebens, und sie selbst konnte nur mit vieler Schwierigkeit kaum an das gegenseitige Ufer entrinnen. Auf dieser Seite plünderten

derten eben einige französische Soldaten das Land, die sie, sobald sie diese erblickten, zur Gefangenen machten. Schon waren sie im Begriff, alles, was Wollust und Grausamkeit ihnen eingaben, an der unglücklichen Gefangenen auszuüben. Ein junger Officier widersetzte sich noch diesem ihrem niedrigen Entschluß, ließ die Gefangene, obschon sein Rückzug die größte Eile erforderte, hinter sich aufsitzen, und brachte sie nach seiner Geburtsstadt in Sicherheit. Ihre Schönheit nahm zuerst seine Augen, und ihr Verdienst bald darauf sein Herz ein. Sie verheiratheten sich miteinander; er erstieg die höchsten Ehrenstufen, sie lebten lange zusammen, und waren glücklich. Aber nach einem Zwischenraum von etlichen Jahren, wurden die Truppen, die er anführte, zurückgeschlagen, und er sahe sich genöthigt, in die Stadt, wo er mit seiner Gemahlin gelebt hatte, seine Zuflucht zu nehmen. Sie standen hier eine Belagerung aus, und die Stadt wurde eingenommen. Wenige Geschichten können mehrere manchfaltigere Beyspiele der Grausamkeit aufweisen, als diejenigen waren, die damals die Franzosen und Italiener gegen einander ausübten. Es wurde bey dieser Gelegenheit von den Siegern beschlossen, alle französische Gefangene niederzumachen: besonders aber den Gemahl der unglücklichen Mathildis, weil

er

er die Haupturſache von der Verzögerung der Belagerung war. Ihre Entſchlüſſe wurden gewöhnlicher Weiſe eben ſobald ausgeführt, als ſie beſchloſſen waren. Der Gefangene wurde hervorgeführt. Schon ſtand der Scharfrichter mit ſeinem Schwerte bereit, und die Zuſchauer erwarteten mit finſterem Stillſchweigen den tödtlichen Streich, der nur noch zurückgehalten wurde, bis der General, der bey dieſem Gericht den Vorſitz hatte, das Zeichen würde gegeben haben. In dieſem Zwiſchenraum von Angſt und Erwartung kam Mathildis, Abſchied von ihrem Gemahl und Erretter zu nehmen, und weinte über ihre traurige Lage, und über die Grauſamkeit des Schickſals, das ſie von einem frühzeitigen Tode in dem Fluſſe Volturna errettet habe, um die Zuſchauerin, eines ſo viel gröſſeren Elendes zu ſeyn. Der General, der ein iunger Mann war, erſtaunte über ihre Schönheit und wurde von ihrem Schmerze gerührt; noch ſtärker wurde ſeine Rührung, als er ſie ihrer vormaligen Gefahren erwähnen hörte. Er war ihr Sohn, das nämliche Kind, für welches ſie ſo viele Gefahren ausgeſtanden. Er erkannte ſie auf einmal für ſeine Mutter, und warf ſich zu ihren Füſſen. Der Gefangene wurde ſogleich befreyet, und alle die Glückſeligkeit, welche Liebe, Freundſchaft

und kindliche Treue iedem gewähren können, fühlten sie vereint.

Goldsmith.

Der Wilde.

Ueberall giebt es gute Menschen, sagte einst zu einer gewissen Dame ein Geistlicher, der sich aus eigenem Beruf nach Ostindien unter die Wilden begeben hatte, nicht um sie eben zu bekehren, sondern bey dem Glauben ihres Landes sie nur besser und glücklicher zu machen. Das habe ich unter meinen Wilden gelernt. Einst gegen Abend, kehrte ich mit meinen Hausgenossen von einem Spaziergange zurück. Da hörten wir, an der Oeffnung eines Waldes, einen kläglichen Ton; wir giengen ihm nach, und fanden unter einem Baume einen Wilden, der alt und entkräftet auf sein Ende zu warten schien. Anfangs wollte er nicht mit uns reden. "Ach! sagt er endlich, heute Morgen, als der Himmel roth wurde, machte ich mich auf; und hoffte nach meiner Heimath zu kommen. Nun habe ich mich verirrt; es wird dunkel, ich bin müde; nun muß ich hier liegen bleiben. Hier werden Schlangen, oder wilde Thiere, oder meine Feinde mich in der Nacht umbringen. Mein armes Weib! und

meine

meine Kinder!" Uns iammerte seiner; ich bat ihn, mitzugehen. "Aber du kennst mich nicht!" Ich brauche dich nicht zu kennen, sagte ich, komm! und wir führten ihn in meine Hütte. Nachdem er die nöthige Stärkung zu sich genommen hatte, bereitete ich ihm ein Lager dicht an meinem Bette, so daß wir nur eine dünne leinene Wand zwischen uns hatten. Er legte sich hin. Mitten in der Nacht weckte mich ein Geräusch, als ob der Wilde von seinem Lager aufstünde. Ich erschrack und horchte. Wie sehr aber that mein Schrekken ihm Unrecht! Ich werde es nie vergessen. Er war niedergekniet, und betete, ohngefähr mit folgenden Worten: "O Gott! "ich danke dir, daß auf meinem Wege die Sonne "geschienen hat; ich danke dir, daß mich keine "Schlange gestochen, daß mich kein wildes Thier "angefallen hat, daß meine Feinde mir nicht begegnet sind. Ich danke dir, daß dieser gute Fremde "gekommen ist, und mich in seine Hütte geführt "hat. O Gott! wenn dieser Fremde, oder wenn "seine Freunde, oder seine Nachkommen reisen; so "gieb ihnen auch die Sonne; so bewahre sie vor "Schlangen und wilden Thieren, und vor ihren Feinden. Und, wenn sich einer verirrt, und am Wege "liegt; so laß einen guten Mann kommen, der "ihn mit in seine Hütte nimmt."

So war sein Gebet, und das meinige war: Gieb mir, o Gott, neben diesem Wilden ein Plätzchen in deinem Paradiese!

Jacobi.

Der edelmüthige Landmann.

Als einst die Etsch (der Adige) aus ihren Ufern trat, wurde von der Brükke zu Verona ein Schwibbogen nach dem andern weggeflößt; nur der mittelste blieb noch stehen, worauf ein Haus, und in diesem eine ganze Familie befindlich war. Man sah vom Ufer diese Menschen mit der Verzweiflung ringend ihre Arme ausstrekken, und jämmerlich um Hülfe flehen. Indessen zerstörte die Gewalt des Stroms die Pfeiler dieses Schwibbogens zusehens. In dieser augenscheinlichen Gefahr bietet der Graf Spolverini demienigen einen Beutel mit hundert Guineen an, der Herzhaftigkeit genug hätte, in einem Schiffe hinüber zu fahren, und diese Unglücklichen zu retten. Man lief Gefahr, durch die Heftigkeit des Stroms hingerissen, oder beym Hinzunahen von dem bereits angefressenen Schwibbogen verschüttet zu werden. Der Zulauf des Volks war unzählig, und Niemand mogte es wagen, sich anzubieten. In diesem Augenblick geht ein Landmann vorüber; man sagt ihm

von

von der vorgeschlagenen Unternehmung und von der Belohnung bey einem glücklichen Ausgang. Sogleich steigt er in ein Schiff, rudert aus allen Kräften bis in die Mitte des Stroms, kömmt an, und wartet unten an dem Pfeiler, bis sich die ganze Familie, Vater, Mutter, Kinder und Greise an einem Seile herunter gelassen hatten. Habt guten Muth, sprach er, nun seyd ihr gerettet. Er stößt ab, rudert glücklich durch die wilden Fluthen hindurch, und landet endlich wieder an. Der Graf Spolverini will ihm die versprochene Belohnung geben. "Ich verkaufe mein Leben nicht," spricht der Landmann, "meine Arbeit reicht hin, mich, mein Weib und meine Kinder zu ernähren. Geben Sie das Geld dieser armen Familie: sie bedarf es mehr, als ich."

Marmontel.

Kindliche Liebe.

Eine Witwe in Japan hatte drey Söhne, und war mit ihnen in die äusserste Dürftigkeit gerathen. Ob sie nun gleich mit vereinigten Kräften alle Mühe anwandten, sich durch ihrer Hände Arbeit den nothdürftigsten Unterhalt zu verschaffen; so waren sie doch kaum in den Stand, sich vor dem Hun-

ger zu beschützen. Unter diesen Umständen faßten einst die Söhne, die ihre Mutter auf das zärtlichste liebten, als sie sie eben in der kümmerlichsten und traurigsten Lage erblickten, einen ausserordentlichen Entschluß. Man hatte seit kurzem bekannt gemacht, daß derienige eine ansehnliche Belohnung erhalten sollte, welcher den Räuber gewisser Waare bey der Obrigkeit anzeigen würde. Die drey Brüder bereideten sich unter einander, daß einer von ihnen den Räuber vorstellen, und die beiden andern ihn vor die Obrigkeit führen sollten. Sie ziehen also, um zu wissen, wer das Opfer der kindlichen Liebe seyn müsse, das Loos, und dieses trift den Jüngsten, der sich sogleich binden, und als ein Missethäter vor dem Richter führen läßt. Der iunge Mensch bekennt freywillig das Verbrechen. Man führt ihn ins Gefängniß, und die, welche ihn überliefert haben, erhalten die versprochene Summe. Aber nun zittert auch ihr Herz ob der Gefahr, in welcher ihr geliebter Bruder schwebt. Sie fanden Mittel ins Gefängniß zu kommen; und da sie von Niemand belauscht zu werden glaubten, so umarmten sie ihn zärtlich und benetzten ihn mit ihren Thränen. Der Richter, dem dieses verrathen wird, erstaunt darüber und befahl einem von seinen Dienern, den beiden Anklägern nachzuschleichen, und sie nicht eher

aus

aus dem Gesichte zu lassen, bis er alles entdeckt hätte, was zur Aufklärung dieser wunderbaren Sache nöthig wäre. Der Bediente vollzieht den Befehl und bringt seinem Herrn die Nachricht, daß er ihnen bis in ihr Haus nachgegangen wäre: dort hätten sie ihrer Mutter dasienige erzählt, was wir bereits wissen: die Mutter aber wäre in ein klägliches Geschrey ausgebrochen, und habe ihren Söhnen befohlen, das erhaltene Geld sogleich wieder zurück zu geben, indem sie lieber Hungers sterben, als durch den Tod eines ihrer lieben Söhne ihr Leben erhalten wollte. Der Richter, der dieses Wunder der kindlichen Liebe kaum begreifen konnte, läßt ohngesäumt den Gefangenen vor sich kommen, befragt ihn von neuem wegen des vorgegebenen Diebstahls, und drohet ihm mit der grausamsten Marter. Der iunge Mensch aber, den nichts, als die Zärtlichkeit gegen seine Mutter, rührte, blieb unbeweglich. "O das ist zu "viel, rief der edle Richter aus, indem er ihn um "den Hals fällt, vortrefflicher Sohn! deine Tu"gend setzt mich in Erstaunen" — Sogleich berichtet er dem Kaiser diese rührende Geschichte: der Monarch durch eine so heroische That entzückt, verlangt die drey Söhne zu sehen, überhäuft sie mit Lobsprüchen, und setzt dem iüngsten ein ansehnliches Gnadengeld, den beiden ältern

aber ein etwas geringeres alle Jahre auf ihre ganze Lebenszeit aus.

Die traurigen Folgen der Spielsucht.

Eine iunge, heitere, angenehme Dame, Dorinde, von einer reizenden Gestalt, und geschaffen, iedermann zu gefallen, hatte das Unglück, sich von dem Gift einer unbedachtsamen Jugend, der Spielsucht, berauschen zu lassen: sonst war sie fast von allen Fehlern frey. Aber, welch ein Unglück, wenn sie einmal nicht spielen konnte! da saß sie niedergeschlagen, und beynahe voll Verzweiflung. Endlich fand sich ein grausamer Betrüger, der in allen Geheimnissen des Spiels erfahren war, ein Sohn des Mars mit einer eisernen Stirne, und einem Auge voller Unverschämtheit, unter einem glänzenden Uniform, aber dabey so schmeichlerisch kriechend, so sanft, dem Scheine nach, daß es ihm leicht war, die Unschuld zu hintergehen: sie schien ihm der Mühe werth: und er griff sie mehr, durch Minirungen, als durch Gewalt, an. Bald gewann er ihr Vertrauen. Es werden die Karten gebracht: der Tisch wird gesetzt. Der Kapitain hatte bald ihr ganzes Geld erobert. Sie konnte nicht aufhören, verlor immer, und zitterte vor Begierde, es wieder zu gewinnen. End-

lich

lich setzte sie ihr brillianten Halsband auf: es gieng fort: gern hätte sie die Uhr gerettet: aber eben so wenig: auch ein Miniaturbild mit Diamanten, Ohrengehänge, Armbänder — alles verspielte sie. Der ganze Schatz, lag in seinem Hute, und ihr war nichts mehr übrig, als ihre Ehre. Der schreckliche Feind handelt auch um die; bietet ihr den Tausch um seinen Gewinnst an, fällt vor ihr nieder, legt die Hand auf seine Brust; schwöret, daß er ohne sie nicht leben könne. Mit Scharlach färbt erst die Scham ihr Gesicht: ihre Tugend empöret sich. Aber sie giebt nach: er spottet ihrer Bedenklichkeiten, hält ihr den Hut mit ihrem Verluste vor, und siegt in ihrem Falle. So breitete eine schöne Blume ihre Reizungen im güldnen Sommerstrale aus: sie war der Stolz des Gartens, wo sie wuchs, und unbefleckt in ihrer Blüthe, bis sich ein schändlicher Wurm unter der Erde ihrer gesunden Wurzel nahte und sie zernagte. Die schönen Züge ihrer Farben fiengen an zu erbleichen, die Blätter welkten, ihr Haupt sank, und die Pflanze starb, ohne daß man die Ursache errieth.

Dem Verluste ihrer Tugend in ihrer Blüthe folgte Scham und Reue. Die Hoffnung aller irdischen Freuden war dahin, und Wuth und Ver-

zweiflung zerrütteten ihre Sele. Dorinde, das liebe unglückliche Mädchen, ein früher Raub der Leidenschaft, wollte sich vor den Stacheln des Gewissens und vor den Ruthen des allgemeinen Aergernisses retten — und nahm Gift.

Die Belohnung der Keuschheit.

Ein teutscher Prinz lernte zu Siena, in Italien, ein Frauenzimmer kennen, welches man für die größte Schönheit in diesem Lande hielt. Er erstaunte darüber, und durch Vermittelung eines Abts, der ein Verwandter von ihr war, fand er Gelegenheit, mit der Mutter zu sprechen, und dieser seine unreine Absichten zu entdekken. Die Mutter war so niederträchtig, für tausend Louisd'or die Ehre ihrer Tochter zu verkaufen und der unschuldigen Schönen selbst den abscheulichsten Antrag zu thun. Die Tochter warf sich zu ihren Füssen und flehete; die barbarische Mutter blieb unbeweglich und drohte ihr, sie lebenslang in ein Kloster zu stekken. Ihre Ehre zu retten, faßte die tugendhafte Tochter einen kühnen Entschluß. Sie stellte sich, als wenn sie den Prinzen annehmen wollte. Als sie mit ihm alleine war, fiel sie ihm mit Thränen zu Füssen; Prinz, sagte sie, ich bin in Ihrer Gewalt, aber ich verlasse

lasse mich auf Ihre Großmuth, ich bitte Sie um Gottes willen, mißbrauchen Sie die elenden Umstände nicht, in welche mich meine Mutter gesetzt hat. Der Prinz, von so viel Tugend gerührt, hieß sie aufstehen und versprach ihr allen Schutz, den ihre Tugend verdiente. Sie war so voller Freuden, als wäre sie mit den Leben begnadiget worden. Sie fiel dem Prinzen von neuem zu Fusse; konnte aber kein Wort reden. Er hieß sie wieder aufstehen, und bat sie, ihm zu sagen, wie sie sich habe entschliessen können, mit ihm allein zu seyn? Prinz, sprach sie, ich bin mit einem iungen Menschen verlobt, der mich liebt, wie ich ihn, den mir aber meine Mutter nicht erlauben will, zu heyrathen. Sie drohte mir, mich Ihrentwegen in ein Kloster zu sperren. Die Furcht, meinen Geliebten zu verlieren, hat mich dazu bewogen, und die Hoffnung, daß Sie mein Elend rühren würde. Hätte mich aber meine Hoffnung betrogen, so sehen Sie hier, dieser Dolch hätte mich vor der Schande bewahren sollen. Der Prinz erstaunte: er bewunderte ihren Muth und ihre Tugend. Ich will mich bemühen, erwiederte er, sie glücklich zu machen. Er gab der Mutter einen heftigen Verweis wegen ihrer Grausamkeit gegen eine solche Tochter und sagte ihr: wenn sie die versprochene tausend Luisd'or haben wollte, so müßte sie in die Ehe ih-

rer

rer Tochter mit ihrem Bräutigam willigen, und als die Mutter unentschlossen war, kündigte er ihr an, daß er es beym Großherzog auswirken wolle, daß sie in ein Kloster sollte eingekerkert werden. Das Kloster erschreckte die gottlose Mutter. Sie willigte in die Ehe ihrer Tochter. Der Prinz ließ den jungen Menschen holen, kündigte ihm selbst sein Glück an, und versprach der Tochter ein jährliches Gnadengehalt von tausend Thalern.

Die Macht der Freundschaft.

Als Damon vom älteren Dionysius, dem anfangs geliebten, aber nachher seines Mißtrauens und seiner daraus erwachsenen Grausamkeit wegen verhaßten Regenten zu Syrakus, auf einen gewissen Tag unschuldig zum Tode verurtheilt war, bat er in der Zwischenzeit um die Erlaubniß, zu den Seinigen reisen zu dürfen, damit er die Angelegenheiten seiner trostlosen Familie in Ordnung bringen möchte. Der Tyrann, der es ihm im Herzen abschlug, gewährte es ihm zum Scheine, weil er ihm eine Bedingung machte, deren Erfüllung er für unmöglich hielt; daß er nämlich einen Andern als Geissel für seine Rückkehr und mit Verlust seines Lebens stellen sollte, wenn sie nicht zu bestimmter Zeit erfolgte.

Pythias

Pythias hörte die Bedingungen, und wartete gar nicht, bis ihn Damon erst darum ansprach: sondern erbot sich unverzüglich selbst dazu. Sogleich erhielt Damon die Freyheit. Der König und der ganze Hof erstaunten über diese Handlung; und als der Nichttag sich näherte, war Dionysius neugierig genug, den Pythias in seinem Gefängnisse zu besuchen. Nach einiger Unterredung über die Freundschaft, behauptete der Tyrann, daß der Eigennutz die einzige Triebfeder aller menschlichen Handlungen sey: und was Tugend, Freundschaft, Wohlwollen, Vaterlandsliebe und dergleichen beträf, so hielt er sie bloß für Worte, die von den Weisen wären erfunden worden, den Schwachen in Ehrerbietung zu erhalten und zu täuschen. "Gnädigster Herr," sagte Pythias, mit einer festem Stimme und einer edlem Miene: "Ich wünschte, es wäre möglich, tausendmal für meinen Damon zu sterben, und gerne wollte ichs thun, wenn mein Freund nur in irgend einem Falle seiner Ehre zuwider handeln könnte. Doch dieß kann er nicht: ich bin seiner Tugend so gewiß, als meines Lebens: aber ich bitte den Himmel um ein Mittel, wodurch meines Damons Leben mit seiner Rechtschaffenheit zugleich erhalten werden möge: Setzt euch ihm entgegen, ihr Winde, hindert ihn in seinem edlen Bestreben, sein

Wort

Wort zu halten, und lasset ihn nicht eher ankommen, bis ich durch meinen Tod ein Leben gerettet habe, das tausendmal mehr werth, als mein eignes ist, mehr werth seiner liebenswürdigen Frau, seinen unschuldigen Kindern, seinen Freunden, seinem Vaterlande. O laßt mich nicht in meinem Damon des allerschrecklichsten Todes sterben." — Dionysius war von der Würde dieser Gesinnungen und der Art, mit der sie ausgesprochen wurden, gerührt und erstaunt: sein Herz empfand etwas von der eindringenden Wahrheit, ob es gleich mehr diente, ihn zu verwirren, als ihm seinen Irrthum zu benehmen. Der unglückliche Tag kam. Pythias ward vorgeführet, und gieng mitten unter der Wache mit einer ernsthaften, aber zufriedenen Miene nach dem Richtplatze. Dionysius war schon hier: er saß auf einem beweglichen Throne, der von sechs weissen Pferden gezogen wurde, nachdenkend und aufmerksam auf den Gefangenen. Als Pythias anlangte, sprang er freudig auf das Schaffot, und nachdem er die Zurüstungen des Todes einige Zeit betrachtet hatte, kehrte er sich mit einer gelassenen Miene zu den Zuschauern und sagte: „Mein Gebet ist erhört, die Gottheit gnädig. Ihr wisset, meine Freunde, daß wir bis gestern einen widrigen Wind gehabt haben. Damon konnte nicht kommen, und Unmöglichkeiten

ten möglich machen. Morgen wird er hier seyn, und mein itzt vergoßnes Blut wird das Leben meines Freundes retten. O könnte ich doch eurem Busen ieden Zweifel, ieden niedrigen Verdacht in Absicht auf die Ehre des Mannes entreissen, für den ich sterbe, so würde ich zu meinem Tode, wie zu meiner Hochzeit gehen. Itzt mag es genug seyn, daß mein Freund rechtschaffen und seine Treue unverbrüchlich wird erfunden werden: es wird sich bald zeigen, daß er itzt unterwegs ist, herbeyeilt, und sich und die ungestümen Elemente anklagen wird. Doch, ich eile ihm zuvorzukommen. Nachrichter, thue dein Amt." Indem er die lezten Worte sagte, erhob sich in der äussersten Entfernung unter dem Volke, ein Geräusch: man hörte eine Stimme, die der Schwarm auffaßte und die Worte: „halt ein, halt ein!" wiederholte. Hierauf kam ein Mann in vollem Jagen: die Zuschauer machten Platz: sein Pferd dampfte: schnell war er herunter, aufs Schaffot, und hielt den Pythias fest in seinen Armen. "Du bist gerettet, schrie er, du bist gerettet, mein Freund, mein liebster Freund. Ich habe nun nichts weiter, als den Tod zu leiden, und bin nun von der Qual der Vorwürfe frey, die ich mir machte das Leben meines Freundes in Gefahr gebracht zu haben, das mir tausendmal lieber, als mein eigenes ist." Blaß,

starr

starr und halb sprachlos in den Armen seines Damons versetzte Pythias in gebrochenen Worten: "Unglückliche Eil! Grausame Behendigkeit! Was für neidische Mächte haben zu deinem Besten Unmöglichkeiten möglich gemacht? Aber, ich will mich nicht ganz in meiner Rechnung betrogen haben. Kann ich nicht für dich sterben, um dich zu retten, so will ich doch mit dir sterben." Dionysius hörte, sah, und betrachtete alles mit Erstaunen; "Lebe, lebe, unvergleichliches Paar!" rief er: "du hast für die Wahrheit der Tugend einen unwiderleglichen Beweis gegeben: und diese Tugend beweist zugleich das Daseyn eines Gottes, der belohnen muß. Lebe glücklich, und sey immerdar gepriesen. O! bilde mich nun durch deine Lehre, so wie du durch dein Beyspiel gethan, damit ich an einer so heiligen Freundschaft Theil nehmen möge."

Scheinbare Glückseligkeit.

(Nach dem Cicero.)

Damokles, einer der Höflinge des erwähnten Dionysius rühmte einst seine Macht und Grösse, den Umfang seiner unumschränkten Herrschaft, die Pracht seiner Paläste, den Ueberfluß aller Schätze, die in seinem Besitze wären, und wiederholte stets, daß

Nie-

Niemand glücklicher sey, als er. Nun, hättest du Lust, sagte Dionysius, einen Versuch zu machen, und meine Glückseligkeit in deiner Person zu geniessen? Der Antrag ward mit Freuden angenommen. Man brachte den Damokles auf ein goldenes Ruhebett, welches mit Teppichen von unschätzbarem Werth bedeckt war. Die Putztische wurden mit goldenen und silbernen Gefäßen beladen. Sklaven von seltener Schönheit standen in den kostbarsten Kleidern um ihn her, und erwarteten aufmerksam den kleinsten Wink ihm zu dienen. Man hatte weder die kostbarsten Salben, noch die schönsten Blumenkränze gespart: die süssesten Wohlgerüche wurden verschwendet, und die lekkerhaftesten Speisen aufgetragen. Damokles war ausser sich vor Freuden, und hielt sich für den glücklichsten Menschen auf der Welt, als er zum Unglück seine Augen empor hub, und über seinem Haupte die Spitze eines schwebenden Schwertes gewahr wurde, das an der Dekke an einem einzigen Pferdehaar hieng. Plötzlich ergreift ihn ein kalter Schweiß: alles verschwindet vor ihm: er sieht nichts, als das Schwert, und fühlt nichts, als seine Gefahr. Von Schrekken durchbebt, bittet er um Erlaubniß sich wegbegeben zu dürfen, und bezeugt, daß er nicht mehr glücklich seyn will.

Die unglücklichen Kinder eigensinniger Aeltern bey der Wahl ihrer Lebensart.

Ein angesehener Handwerksmann, der sich ein ziemlich grosses Vermögen erworben hatte, faßte den Entschluß, seinen Söhnen eine Lebensart zu wählen, wodurch die Dunkelheit ihrer Geburt in Vergessenheit möchte gebracht werden. Er zog aber nicht die Neigung derselben zu Rathe; sondern versorgte sie nach seinen Einfällen, und nach Beschaffenheit ihres Alters: nur in Ansehung des Aeltesten entschied ein Zufall. Der Alte spazierte nämlich einstmalen im Park, und sah eine Kompagnie Soldaten exerciren; dieß gefiel ihm so wohl, daß er den Aeltesten sogleich Dienste nehmen ließ und ihm eine Hauptmannstelle kaufte. Der iunge Mensch war von einer sanften, stillen und furchtsamen Gemüthsart, liebte die Bücher, ein sitzendes Leben, und war allem Geräusche und Lärmen feind. Der zweyte Sohn ward der Kirche gewidmet, aus keiner andern Ursache, als weil es ein geehrter Stand ist. Er aber war gerade das Gegentheil seines ältesten Bruders: ein Freund der Zerstreuung und des Tumults, ein Sklav seiner Leidenschaften, der schon in der Schule unwissend und muth-

muthwillig genug war, und einen unüberwindlichen Abscheu vor den Studieren und vor den Büchern hatte. Der dritte ward ein Seidenkrämer, weil es seine Mutter für das netteste und reinlichste Gewerbe hielt. Dieser junge Mensch hatte mehr Fähigkeit, als alle seine Brüder, einen richtigen und gesunden Verstand, war kühn in seinen Unternehmen, edel in seiner Denkungsart, kurz er hatte alle Vorzüge des Geistes, ob er gleich häßlich von Person war. Er war kurz, dikke und plump, sehr von Pokken gezeichnet, und hatte das Unglück gehabt, in seiner Kindheit durch einen Fall ein Auge zu verlieren. Der jüngste Sohn ward zu einem Kaufmanne gethan, der den größten Handel in der ganzen Stadt hatte. Er war von einem stumpfen Verstande und niedrigen Gesinnungen, aber ein gewaltiger Schwätzer: sonst ganz artig von Person, und wußte sich einzuschmeicheln. Dieß waren die Lebensarten, zu deren der schwache und eitle Vater seine unglücklichen Söhne bestimmte. Aber, was war der Erfolg seiner Wahl, wo keine Stelle ihren Fähigkeiten angemessen war?

Der Soldat war nicht lange bey dem Regimente, als die andern seine Furchtsamkeit merkten, seiner spotteten, und ihn zu einem Zweykampf nöthigten. Der junge, sanftmüthige Mann, dessen Herz

eben so vor dem Tode bebte, als er sichs zum Gewissen machte, einen andern zu tödten, bezeigte sich dabey so ungeschickt, daß er selbst seinem Gegner in den Degen rannte, und von seines Vaters Unverstande ein Opfer ward. Der Geistliche, den seines Vaters Geld ein Amt verschafft hatte, überließ sich seinen ausschweifenden Neigungen so sehr, daß es vor dem Bischoff kam. Nachdem verschiedene ernstliche Verweise und öffentliche Bestrafungen nichts gefruchtet hatten, ward er dessen entsetzt. In der Tollheit lief er unter die Soldaten, und endigte, als Gemeiner, unter mancherley Elend, sein unglückliches Leben. Der Seidenkrämer hatte einen solchen Ekkel vor der Kleinfügigkeit seines Geschäftes: die öfteren Fehler, die er dabey begieng, die Verachtung, die ihm die Damen, welche Waaren von ihm erhandeln wollten, wegen seiner unangenehmen Gestalt bezeigten, machten es ihm so verhaßt, daß er seinen Verdruß in der Weinflasche zu ersticken suchte, und es bald im Trinken zu einer solchen Fertigkeit brachte, daß er nie mehr nüchtern war. Der Kaufmann war in kurzem fertig. Er hatte für das grosse Werk, das mit der äussersten Klugheit wollte geführet seyn, nicht Verstand genug, gerieth in Unordnung, die sich mit seinem Untergange endigte.

Perceval.

Zween Grenadiers, die Erretter einer unglücklichen Mutter.

Eine schreckliche Feuersbrunst verzehrte verschiedene Häuser in Nancy. Die Gefahr war um so viel grösser und fürchterlicher, weil das Feuer die Häuser des gemeinen Volks angriff, wo die Dürftigkeit, beynahe allenthalben anstatt der Steine, Holz gebraucht hatte. Ein heftiger Wind beschleunigte noch den Zuwachs dieses Unglücks. Die Flammen loderten zu den Dächern heraus: alle Balken waren schon entzündet: verschiedene Giebel, die in die Asche herunterfielen, kündigten einen nahen und allgemeinen Einsturz an: die Spritzen blieben unnütz, so sehr man sie auch spielen ließ: und weder Feuerläufer, noch Jemand durfte sich mehr unter diese Mauern hinwagen, wo man nichts als ein Grab zu hoffen hatte. Mitten unter dem Geschrey der Verzweiflung, unter dem Geheule des Geizes, unter der Verwirrung eines erschrokkenen Pöbels, zog eine Frau durch den rührenden Ausdruck ihres Schmerzens, aller Augen auf sich, sie war Mutter. Diese Unglückliche sah, in Thränen fliessend, die Wirbel der Flammen gegen eine Kammer des vierten Stockwerks hinaufsteigen, wo der Schrekken, der Tumult,

und ein unglückliches Verhängniß, das ihre Zärtlichkeit betrog, sie gezwungen hatte, zwey Kinder zurückzulassen, die sie, ob sie ihnen gleich kein Brodt zu geben hatte, nur noch desto heftiger liebte. Auf den Knieen, die Hände gen Himmel hebend, den Tod im Herzen, die Augen gegen die Flammen, die immer zunahmen, und sie, ohne sie zu berühren, verbrannten, gerichtet, deutet sie auf den Ort, schreyt erbärmlich um Hülfe, und erweckt nur ein unfruchtbares Mitleid, das der Schrekken, und die Gefahr sogleich wieder erstikken. Das Infanterie-Regiment des Königs lag daselbst in Besatzung. Zween Grenadiers laufen hinzu, sie dringen sich vor den Augen der Mutter in die Kammer ein, wo diese Unglückliche liegen, und nachdem sie von allem hinlänglich berichtet sind, eilen sie auf den brennenden Balken herum, eine eben so wahre und vielleicht süssere Ehre, als die sie schon gekannt haben, einzuärnten. Sogleich verschwunden sie in den Wolken von Rauch, die aus der Flamme emporsteigen; kaum sind sie innerhalb den Mauern, als die Hälfte des Hauses einstürzt. Die Mutter fällt in Ohnmacht, und hält alles für verloren. Die gleichen Helden erschienen wieder: ihre Kleider sind halb verbrannt: ihre Haare bis zu den Wurzeln gesengt; und ieder giebt dieser Mutter ihr Kind wieder, die durch das Freudengeschrey des Volkes, und

durch

durch das Krachen des Gebäudes, das nun ganz zusammenstürzt, wieder zu ihren Sinnen kommt, und ihre Erretter vor sich siehet. Der eine dieser Grenadiers heißt Hiacinthe, und ist aus dem Dorfe Bain, in Franche Komte, gebürtig; der andere heißt Tranquille, und ist aus dem Flekken Vandövren in Champagne her.

Eine ausserordentliche Begebenheit.

Der Graf von Alvarez, ein Grand von Spanien, war reich, mächtig, und mit der feurigsten Zärtlichkeit für seine Gemahlin eingenommen. Sie brachte einen Sohn zur Welt, und starb drey Tage nach der Geburt dieses Kindes. Der vom Schmerze gebeugte Graf überlebte seine Gemahlin nur zehen Monate. Der junge Alvarez, der nun ein Waise war, kam unter die Vormundschaft seines Oheims, eines Edelmannes ohne Vermögen, und der dabey mit einer zahlreichen Familie beladen war. Die unermäßlichen Güter dieses Mündels versuchten ihn, und flößten ihm den gräulichen Anschlag ein, den lezten Zweig dieses erlauchten Geschlechtes aufzuopfern, um seine Kinder zu bereichern. Eine Sele, die verrucht genug ist einen solchen Vorsatz zu fassen, ist gemeiniglich auch fähig ihn auszuführen. Gleichwohl getrauete sich dieser mordbegierige Oheim nicht das

Blut seines Neffen selber zu versprützen, sondern trug einem seiner Bedienten diese so unmenschliche Verrichtung auf, und überliefert ihm dieses junge Kind mit dem Befehl, es zu erwürgen. Die Hände dieses Knechts waren nicht zum Morde gewöhnet; dem ohngeachtet ward er durch die Hoffnung der versprochenen Belohnung angefrischt; er ergreift das Schlachtopfer, und versetzt ihm mit wankender Faust drey Dolchstiche. Das Gewinsel des Kindes, seine Schwachheit und der Anblick des Blutes, das aus seinen Wunden quoll, bewegte den Mörder. Er hielt inne; er ward erweichet; er kam von seiner Wuth zu sich selbst; und ohne seine eigene Sicherheit zu bedenken, trug er dieses unglückliche Kind zum Wundarzte des nächsten Dorfes. Die Stiche waren nicht tödlich, aber beträchtlich genug, um auf den Schultern des jungen Grafen unauslöschliche Mallzeichen zu hinterlassen. Der Bediente kam zu seinem Herrn zurück, und sagte ihm, er hätte seine Befehle treulich ausgerichtet. Man glaubt sehr leicht, was man sehnlich wünscht. Der barbarische Vormund versammelte seine Verwandten, und sagt ihnen, daß sein Mündel, an der Gicht gestorben sey. Der Bediente, um diese Zeitung glaubwürdiger zu machen, legte einiges Geräth in einen Sarg, und ließ ihn feyerlich zur Erde bestatten.

Einige

Einige Tage hernach kehrte dieser Diener aus Furcht, man möchte die Wahrheit entdekken, zum Wundarzte zurück, dem er den jungen Alvarez anvertrauet hatte, er nahm dieses Kind, und trug es in ein weit entlegenes Dorf, wo er es einem Bauern übergab, dem er eine beträchtliche Summe zum Kostgelde voraus bezahlte. Alvarez blieb bey diesem Bauer bis in sein sechstes Jahr, alsdann aber kam eben dieser Bediente wieder, und, um sich von den Besorgnissen zu befreyen, die ihn ohne Unterlaß ängstigten, nahm er den Grafen hinweg, und übergab ihn einem Kaufmanne, der des folgenden Tages nach der Türkey zu Schiffe gehen sollte. Er händigte diesem Reisenden Geld ein, und gab ihm zu verstehen, daß dieses Kind der natürliche Sohn eines Mannes vom Stande wäre, und empfahl ihm ein unverbrüchliches Stillschweigen. Indessen blieb das Verbrechen des Oheims nicht lang ungestraft; der Tod entriß ihm gar bald seine zahlreiche Familie. Alle seine Kinder kamen um, und sein Haus war mit Trauern erfüllet. Er selbst wurde von einer tödtlichen Krankheit befallen, und in diesem gräßlichen Augenblikke ward er von dem Gräuel seines Verfahrens durchdrungen, fühlte Gewissenbisse, und bekannte seine Furcht und seine Reu dem Mitgenossen seiner Frevelthat. Dieser eröfnete ihm alles, was

er gethan hatte. Sein Geständniß linderte den Kummer des Greisen und die Hoffnung, seinen Neffen seinem Stand und Vermögen wieder zu geben, belebte ihn mit neuen Kräften. Er ward gesund, und beschäftigte sich nun einzig und allein mit der Sorge den Aufenthalt seines unglücklichen Mündels zu entdekken. Allein seine Nachforschungen waren lange Zeit fruchtlos. Endlich erfuhr er, daß der Kaufmann den jungen Grafen an einen Türken verhandelt, und daß dieser ihn wieder an einem in Konstantinopel wohnhaften englischen Handelsmann verkauft hätte, welcher in Begleitung seines Sklaven nach Londen zurück gekehret wäre. Alvarez sendete sogleich einen eigenen Bothen nach Londen; allein er kam zu spät an; der junge Graf war nicht mehr in dieser Hauptstadt. Er entdeckte nur, daß dieser Jüngling sich bey seinem Herrn mit so vieler Sittsamkeit und Treue aufgeführt, daß dieser zur Belohnung seines Eifers ihn bey einem Barbierer in die Lehre gethan hätte, wo er, nachdem er das Bartscheeren gelernet, bey dem Grafen von Gallas, Gesandten des Kaisers an dem englischen Hofe, in Dienste getreten. Der Graf von Gallas war nach Wien zurückgekehret, und sein neuer Bedienter hatte ihn dahin begleitet. Der alte Alvarez ließ den Muth nicht sinken: er sendete seinen Beichtvater nach Wien; allein sein

Neffe

Neffe war schon lange nicht mehr bey dem Grafen von Gallas. Man erfuhr, daß er einige Zeit Kammerdiener bey dem Grafen von Obersdorf gewesen, und sich darauf mit einer Kammerjungfer der Gemahlin des Grafen verheirathet, und nach Böhmen begeben hätte. Diese neue Ungewißheit setzte den alten Alvarez in den lebhaftesten Kummer. Er befand sich vor kurzem in Barcelona, wo sein Eifer für das Haus Oesterreich ihn bewogen, dem Kaiser viermal hundert tausend Gulden vorzuschiessen. Alvarez wendete sich an diesem Monarchen selbst, er sendete seinen Beichtvater an seinen Hof, um ihn von seinem Zustande, von seinem Verbrechen und von dem äussersten Verlangen zu benachrichtigen, welches er hatte, seinen Neffen wieder zu finden. Der Kaiser wurde durch den unglücklichen Zustand des Oheims und des jungen Alvarez gerührt, und ließ eben diesen Beichtvater durch einen seiner Hofbedienten, dem er die gemessenste Befehle mitgab, nach Böhmen begleiten. Man hielt die genauste Nachfrage, und erst nach unendlichen Untersuchungen entdeckte man den Aufenthalt des jungen Grafen von Alvarez. Er war damals Hausshofmeister bey einem Edelmanne. Man befragte ihn über seine Geburt und über die ersten Jahre seines Lebens. Der junge Alvarez antwortete, daß

er

er schlechterdings nicht wüßte, von wannen er wäre, noch welchem Geschlechte er angehörte; er besänne sich nur, daß, da er in seiner Kindheit ein Sklav in der Türkey gewesen, sein Herr ihm gesagt habe, er sey der Sohn einer spanischen Standesperson, daß er aber niemals eine so vornehme Abkunft mit dem unglücklichen Zustande zusammenreimen können, wozu sein Vater ihn bey der Geburt verdammet hätte. Der Beichtvater verlangte die Schultern des Hausbofmeisters zu besichtigen: und als er die angegebene Mallzeichen der drey Dolchstiche erblickte, so trug er kein Bedenken mehr, dem Erben des Alvarezischen Hauses die Gefahr, die er gelaufen, das Verbrechen und die Gewissensbisse seines Oheims zu entdekken. Der junge Alvarez, der seit dem er das Licht erblikket, zu tief gedemüthiget worden, als daß er über den Rang und das Vermögen, welches der Himmel ihm nun wieder gab, hätte stolz werden sollen, eiferte nicht nach den Ehrenstellen; denen er vermöge seiner Geburt hätte nachstreben können. Seine Gattin, welche fürchtete, daß diese Begebenheit sie auf immer von ihrem Manne scheiden möchte, anstatt über diese Neuigkeit eine schmeichelhafte Freude zu empfinden, überließ sich bereits den lebhaftesten Beängstigungen. Der Graf, der sie sehr liebte, und ohne Ehrgeiz war, zerstreute ihre

Furcht,

Furcht, und begab sich nach Wien, stattete bey dem Kaiser seine Danksagung für die gnädige Sorgfalt ab, die er seinetwegen übernommen hatte, empfieng von diesem Fürsten die Bezahlung der viermal hundert tausend Gulden, kaufte in Schlesien den Rittersitz Ratibor, wo er sich mit der Gräfin von Alvarez, seiner Gemahlinn, niederließ, und in dieser Freystätte haben sie ein glückliches Leben geführet.

Alvarez war der Sohn eines Grand von Spanien; er hätte es selbst seyn können! er würde in Besitz der Herrlichkeiten gelebet haben; allein er hätte das Unglück einer Gattin bereitet, welche ihn anbetete. Er wollte lieber die Treue halten, die er ihr geschworen hatte, als mit Ehrenzeichen und Titeln gezieret seyn, welche Tugenden voraussetzen, sie aber nicht allezeit mittheilen. Er begnügte sich, den größten Theil seines Vermögens nach Teutschland zu ziehen, und es im Schoos der Freundschaft zu geniessen.

Pfeiffel.

Der würdige Sohn.

Fabre, ein ehrwürdiger Greis und ein Protestant, wagte es in einer französischen Provinz (in Languedoc) seine Religion seinen Glaubensbrüdern

zu

zu predigen — ein Verbrechen, das, wenigstens sonst, in Frankreich nur mit der Galeer gebüßt werden konnte — Er wird verrathen, zur Galeer verdammt, und in dem Augenblick, da er mit andern Sklaven dahin gebracht werden sollte, dringt sich ein junger Mensch durch die Menge der Zuschauer hindurch, fällt vor dem Oberaufseher der Galeerensklaven auf die Kniee, und sagt zu ihm: "Ich bin der "Sohn dieses Greisen; er ist schwach, kränklich und "am Rande des Grabes; ich hingegen bin jung und "stark und kann solche Arbeiten verrichten und aus"stehen, unter denen mein Vater erliegen würde. "Ich beschwöre euch also, nehmt mich an seiner "Statt zum Galeerensklaven an: ihr könt es, weil "wir beide gleichen Namen tragen, ohne einige Ge"fahr, thun, und ich versichere euch eines untrüg"lichen Geheimnisses." Der Oberaufseher schlägt es ihm ab. Er dringt stärker in ihn, und bedient sich, um ihn zu erbitten, aller nur möglichen Mittel. Endlich nimmt man sein Anerbieten an: er befreyt seinen Vater, tritt an seine Stelle, und dieser tugendhafte Jüngling bleibt acht Jahre unter den Galeerensklaven, ohne daß ihm bis auf den Augenblick, wo der Himmel erlaubt, daß er entdeckt und befreyt werde, eine einzige Klage entrinnt.

Marmontel.

Die

Die mitleidigen Belagerten.

Leopold, der Morgarten berühmt gemacht hat, belagerte die Stadt Solothurn. Er hatte an der oberen Seite derselben eine Brükke über die Aar geschlagen, die von Wolkengüssen so sehr anschwoll, und so ungestüm wütete, daß die Brükke in grosser Gefahr stand, weggerissen zu werden. Er befahl seinen Truppen, schwere Steine auf die Brükke zu legen, daß sie desto mehr widerstehen möchte. In dieser Arbeit wuchs der Strom beständig, und zog Brükke, Truppen und Steine ins Wasser. Die von Solothurn hatten es wohl bemerkt, und sahen die Nothleidenden auf den Trümmern der Brükke gegen die Stadt zu fliessen, und sich, so gut sie konnten, an den Pfählern, die sie ergriffen, fest halten. Die Ihrigen konnten ihnen nicht zu Hülfe kommen, und die Leute von Solothurn hätten ihren Untergang befördern, oder ihm wenigstens zusehen können; aber sie fühlten die Gewalt des menschlichen Mitleidens, giengen mit ihren besten Schiffen ins Wasser, und brachten sie an das Gestade; alsdann schickten sie alle, die sie gerettet hatten, dem Herzog wieder in sein Lager. Er empfand die Schönheit ihrer Handlung, und hob die Belagerung auf.

Bodmer.

Der Vorwitz und die Unwissenheit ist geneigt, etwas für lächerlich zu halten, was es nicht ist.

Ein angesehener, ernsthafter Mann, war sehr eifrig beschäftigt, Seifenblasen zu machen, die er dann, so wie sie sich ausbreiteten, und im Sonnenscheine zerplatzten, sorgfältig bemerkte. Ein vorwitziger Jüngling schlug bey einem so wunderlichen Anblikke ein lautes Gelächter auf, weil es, seinen Gedanken nach, ein deutlicher Beweis von des Mannes Thorheit und Unsinn wäre. — Schäme dich, junger Mensch, sagte ein Vorübergehender, deiner Grobheit und Unwissenheit. Du siehst itzt den größten Weltweisen seiner Zeit, den Sir Isaak Newton, der der Natur des Lichts und der Farben, durch eine Reihe von Erfahrungen nachspähet, die eben so sehr einer edlen Neugier würdig, als nützlich sind, ob du sie gleich für kindisch und unbedeutend hältst.

Perceval.

Der Tieger und der Elephant.

In einer der afrikanischen Wüsten richtete ein Tieger von ausserordentlicher Grösse, Thätigkeit und Wuth die fürchterlichsten Verheerungen an. Er griff

griff iedes Thier an, das ihm aufstieß, und wurde des Würgens nicht satt. Der Widerstand diente nur, seine Wildheit zu vermehren, und die leidende Furchtsamkeit, seine Opfer zu vervielfältigen. Wann ihm die Wälder keinen Raub anboten, so lauschte er nahe bey einer Wasserquelle, und würgte schnell hintereinander und ohne Unterschied alle Thiere, die ihren Durst zu löschen dahin kamen. Von ohngefähr kam auch ein Elephant in dieser Absicht dahin, wo der Tieger in dem Gebüsche verborgen lag. Der Anblick eines so ungeheuren Thiers reizte seine Raubsucht noch mehr, anstatt sie zu bändigen. Er verglich seine eigene Biegsamkeit mit der ungefügigen Last des Elephanten, und in der gewissen Zuversicht, daß er ihn eben so ungeschickt zum Kämpfen, als zum Fliehen finden würde, sprang er auf ihn los, und schnappte mit offenem Schlunde nach seinem Rüssel. Der Elephant zog ihn mit grosser Gegenwart der Sele sogleich zusammen, nahm das wüthende Thier auf seine Zähne, und warf es eine ansehnliche Höhe in die Luft. Von seinem Falle betäubt, lag der Tieger ein Weilchen ohne Bewegung; und der großmüthige Elephant, dem die Rache zu klein war, gieng seiner Wege, und ließ ihn von seinem Falle sich erhohlen. Als der Tieger wieder zu sich selbst kam, war er, wie es immer der

angreiffende Theil bey einem Streit zu seyn pflegt, voller Wuth über seine Niederlage, verfolgte seinen beleidigten und friedlichen Gegner und griff ihn aufs neue mit verdoppelter Gewalt an. Nun ward der Elephant zornig, verwundete den Tieger mit seinen Zähnen, und schlug ihn mit seinem Rüssel todt.

Schönheit und Häßlichkeit.

Ein junger Mensch, der auf dem Lande lebte, und weder durch Lesen noch durch Umgang irgend einige Kenntniß von den Thieren erlangt hatte, die in fremden Ländern leben, kam nach Manchester, um eine Ausstellung wilder Thiere zu sehen. Die Grösse und Figur des Elephanten erfüllte ihn mit Ehrfurcht, und das Rhinoceros mit Erstaunen. Aber seine Aufmerksamkeit wurde von diesen Thieren bald abgezogen, und auf ein anderes von der zierlichsten und schönsten Gestalt geleitet: und er stund in einer stillen Bewunderung, die glänzende Glätte seines Haars, die Schwärze und Regelmässigkeit der Flekken, mit denen es bezeichnet war, das Ebenmaß seiner Glieder, und vorzüglich seine sanfte, ruhige Miene zu betrachten.

Wie heißt denn das liebenswürdige Thier, sagte er zum Wärter, das Sie zu so häßlichen Thieren in ihrer Sammlung gestellt haben, gleich als ob es Ihre Absicht wäre, die Schönheit mit der Häßlichkeit recht abstechend zu machen? Lassen Sie sich ia nicht, iunger Mensch, erwiederte der Wärter, von dem äusserlichen Scheine dahin reissen. Das Thier, das Sie bewundern, ist ein Tieger, und, ungeachtet der Sanftmuth seiner Mienen, ist er unbeschreiblich wüthend und wild. Ich kann ihn weder durch Strenge, noch durch Güte bändigen. Das andre Thier aber, das Sie verachten, ist im höchsten Grad gelehrig, zuthäthig und nützlich. Zum Besten der Menschen, durchwandert es die sandigten Wüsten Arabiens, wo Wasser und Weide selten gefunden wird: hält sechs bis sieben Tage ohne alle Nahrung aus, ohne unter der Arbeit zu ermüden. Sein Haar wird zu Kleidern verarbeitet: sein Fleisch für eine gesunde Kost gehalten, und seine Milch von den Arabern sehr hoch geschätzt. Das Kameel, (denn so heißt der Name dieses Thieres,) ist ihrer Aufmerksamkeit würdiger, als der Tieger, ob es gleich nicht so zierlich gebaut ist, und zween Höker auf seinen Rükken hat. Denn bloß äusserliche Schönheit ist wenig werth; und Häßlichkeit, wenn sich liebenswürdige Gemüthseigenschaften und Geschicklich-

keiten damit vereinigen, schließt unsere Hochachtung und unsern Beifall nicht aus.

Alexanders Krankheit und Wiedergenesung.

(Nach dem Kurtius.)

Als Alexander der Grosse dem Heere des Darius durch Cilicien nachsetzte, bemächtigte er sich der Stadt Tarsen, welche der Cydnus durchströmte; ein Fluß, der nicht so wohl wegen der Grösse seines Bettes, als wegen der Schönheit seines Wassers berühmt war, welches ungemein hell, aber auch wegen der schattigten Gebüsche, womit seine Ufer bedeckt sind, ungemein kalt ist. Man rückte damals gegen das Ende des Sommers, dessen Hitze in Cilicien ungemein groß ist. Es war noch in der größten Wärme des Tages, als der König ganz mit Schweisse und Staube bedeckt daselbst ankam. Da er dieses so helle und schöne Wasser erblickte, bekam er Lust, sich darinn zu baden. Er war kaum hinein gestiegen, so wurde er von einem so gewaltigen Schauer befallen, daß man glaubte, er würde sterben. Man brachte ihn, aller seiner Sinne beraubt, in sein Gezelt. Im ganzen Lager war die Bestürzung allgemein; die Soldaten zerflossen alle in Thränen; sie

ver-

vergassen gar bald sich selbst und die Unfälle, welche ihnen drohten, und liessen nichts als Trauern und Wehklagen hören, daß derienige, welcher ihr König und zugleich ihr Kriegsgefährte war, ihnen in der Blüthe seiner Jugend und in dem Laufe seiner größten Siege, so plötzlich geraubt und gleichsam aus den Armen gerissen werden sollte.

Indessen sammelte er seine Lebensgeister wieder; und als er nach und nach zu sich selbst kam, erkannte er die, welche um ihn her stunden, obgleich sein Uebel nur in so fern nachzulassen schien, daß er nun anfieng, es zu empfinden. Allein sein Geist war noch weit mehr angefochten, als sein kranker Körper; denn er hatte Nachricht, daß Darius ehestens anrükken dürfte. Er hörte nicht auf, sich über sein Schicksal zu beklagen, welches ihn ohne Gegenwehr seinem Feinde überlieferte, und ihm einen so schönen Sieg raubte, indem es ihn verdammte, in einem Gezelte eines unedlen Todes zu sterben, der von ienem Ruhme sehr weit entfernet war, welchen er sich versprochen hatte. Er ließ seine Vertrauten und seine Aerzte vor sich kommen, und redete sie also an: Ihr sehet, meine Freunde, in was für eine dringende Noth das Glück mich gesetzt hat. Mir dünkt, ich höre schon das Geräusch der feind-

lichen Waffen, und sehe schon den Darius heran rükken. Vermuthlich stund er mit meinem widrigen Glükke in einem Verständnisse, als er seinen Statthaltern meinetwegen so hochmüthige und trotzige Briefe schrieb. Allein er ist noch nicht, wo er zu seyn gedenket, wenn man mich nur nach meinem Gutdünken behandelt. Der Zustand meiner Sachen verstattet keine langsame Mittel, noch furchtsame Aerzte. Ein geschwinder Tod ist für mich besser, als eine zaudernde Genesung. Wenn die Aerzte in ihren Arzneyen einige Hülfe für mich zu finden glauben, so sollen sie wissen, daß ich nicht so wohl zu leben, als zu fechten verlange.

Diese hitzige Ungeduld des Königs setzte Jedermann in Sorgen. Die Aerzte, welche wußten, daß man sie für den Erfolg zur Verantwortung ziehen würde, unterstunden sich nicht, ein heftiges und ausserordentliches Mittel zu wagen; um so viel weniger, da Darius hatte kund machen lassen, daß er iedem, welcher nur den Alexander tödten würde, tausend Talente geben wollte. Philippus, einer von den Aerzten des Alexanders, von Geburt ein Arkarnanier, welcher von seiner ersten Jugend an als Leibarzt immer um ihn gewesen war, liebte ihn nicht nur, als seinen König, sondern als seinen

Pfleg-

Pflegsohn, mit der größten Zärtlichkeit. Er schwung sich aus Zuneigung für seinen Herrn über alle Betrachtungen einer menschlichen Klugheit hinaus, und erbot sich ihm ein Mittel zu reichen, welches nicht sonderlich heftig, aber doch eine schleunige Wirkung hervorbringen sollte. Er verlangte drey Tage, um es zuzubereiten. Bey diesen Anerbieten zitterte Jedermann, nur derienige nicht, den es am nächsten angieng, und welchen bloß der Aufschub von dreyen Tagen bekümmerte, weil seine Ungeduld so groß war, an der Spitze seiner Heere zu erscheinen.

Während dieser Zeit erhielt Alexander einen Brief von dem Parmenio, der in Kappadocien zurück geblieben, und derienige von den Grossen seines Hofes war, welchem er sich am allermeisten vertrauete. In diesem Schreiben meldete er ihm, er sollte sich vor dem Philippus in Acht nehmen; Darius habe ihn bestochen, und ihm tausend Talente, auch seine Schwester, zur Ehe versprochen. Dieser Brief stürzte ihn in eine grosse Verlegenheit, weil er volle Zeit hatte, die Gründe zur Furcht und zur Hoffnung zu erwägen, welche sich seinem Geiste darstelleten. Das Vertrauen gegen einen Arzt, dessen zärtliche und getreue Zuneigung er von Kindheit an erfahren hatte, behielt gar bald die Ober-

hand, und zerstreuete alle seine Besorgnisse. Er faltete den Brief wieder zusammen, und legte ihn unter seinen Hauptkissen, ohne ihn Jemanden mitzutheilen. Da der Tag gekommen war, trat Philippus mit seiner Arzney in das Zimmer. Alexander zog den Brief unter seinem Hauptkissen hervor, und gab ihn dem Philippus zu lesen. Zu gleicher Zeit ergreift er den Becher, und indem er die Augen auf ihn hefstete, verschluckte er die Arzney, ohne den mindesten Argwohn, ohne die mindeste Unruhe zu äussern. Philippus hatte bey Durchlesung des Briefes mehr Unwillen, als Furcht und Erstaunen blikken lassen; und indem er ihn auf das Bett des Königs warf, sagte er in einem standhaften und getrosten Tone zu ihm. König, deine Genesung wird mich gar bald wegen des Mordes rechtfertigen, dessen man mich beschuldiget. Die einzige Gnade, welche ich von dir verlange, ist diese, daß du deinem Gemüthe Ruhe schaffen und das Mittel wirken lassen mögest, ohne an die Nachrichten deiner Diener zu denken, die zwar voll Eifers für dich sind, aber denselben hier unbesonnen und unzeitig anbringen. Diese Worte beruhigten den König nicht nur, sondern sie erfüllten seine Sele mit Freude und Hoffnung, und indem er den Philippus bey der Hand nahm, sprach

er

er zu ihm: Setze du dich nur selber in Ruhe; denn ich halte dich für gedoppelt bekümmert, wegen meiner Genesung, und wegen deiner Rechtfertigung.

Indessen griff ihn die Arzney so stark an, daß die Zufälle, welche daraus entstunden, die Anklage des Parmenio rechtfertigten. Der König verlor die Sprache, und fiel in so tiefe Ohnmachten, daß er beynahe keinen Pulsschlag und kein Lebenszeichen mehr an sich hatte. Philippus versäumte nichts, was seine Kunst ihm an die Hand gab, um ihm beyzuspringen; und als er ihn wieder zu sich selbst kommen sah, unterhielt er ihn von angenehmen Dingen, indem er bald von seiner Mutter und seinen Schwestern, bald von dem grossen Siege mit ihm redete, welcher mit starken Schritten heran eilete, um seine ersten Triumphe zu krönen. Als endlich die Arzeney durch alle seine Adern eine heilsame und lebendig machende Kraft verbreitet hatte, bekam zuerst sein Geist, und dann auch sein Körper die vorigen Kräfte weit früher wieder, als man es gehofft hatte. Nach dreyen Tagen zeigte er sich seinem Heere, welches nicht müde werden konnte, ihn anzuschauen, und Mühe hatte, zu glauben, was es vor sich sah: so sehr hatte es die Grösse der

Gefahr bestürzet und niedergeschlagen. Es waren keine Liebkosungen zu erdenken, die man dem Arzte nicht machte. Jeder eilte herbey, ihn zu umarmen, und ihm als einem Gott zu danken, der dem Prinzen das Leben gerettet hatte.

Wahre Großmuth verlangt für Wohlthaten keinen Dank.

Zu Marseille stund ein iunger Mensch, Robert hieß er, am Ufer des Hafens, und wartete, ob nicht Jemand kommen würde sich in seinen Nachen zu setzen. Ein Unbekannter stieg hinein, war aber im Begriff, sogleich wieder heraus und in einen andern zu steigen, weil der Herr des Schiffs, wie er zum Robert sagte, den er nicht für den Schiffer hielt, nicht zum Vorschein käme. "Dieß Schiff ist mein! Wollen Sie, aus dem Hafen hinausfahren, mein Herr?" Nein, antwortete der Unbekannte, es bleibt nur noch eine Stunde lang Tag: ich wollte nur im Hafen einigemal auf- und abfahren, um des kühlen und schönen Abends zu geniessen. Sie sehen ia aber gar nicht aus, wie ein Schiffmann; haben auch die Mundart dieser Leute nicht. "Es ist wahr, und im Grunde bin ich auch keiner! ich treibe dieß Handwerk nur an Sonn- und Festtagen um mehr Geld

zu verdienen" Pfuy! in Ihrem Alter schon geizig zu seyn! das entstellt Ihre Jugend und erstickt den Antheil, welchen Ihre glückliche Gesichtsbildung im ersten Anblicke einflößt. "Ach! wenn Sie wüßten, "warum ich so sehr wünsche, Geld zu verdienen; "wenn Sie mich kennten: gewiß würden Sie mei- "nen Gram nicht dadurch vergrössern, daß Sie mir "eine so niedrige Denkungsart zutrauen." Ich habe Ihnen vielleicht Unrecht gethan; Sie haben sich aber übel ausgedrückt. Lassen Sie uns unsere Spa- zierfahrt antreten; und da erzählen Sie mir Ihre Geschichte. Nun wohl, mein guter Freund, so sa- gen Sie mir itzt, was haben Sie für Kümmernisse? Sie haben mich sehr vorbereitet, Theil daran zu nehmen. "Ich habe nur eine einzige, nämlich die, daß mein bester Vater in Gefangenschaft ist, ohne daß ich ihn bis iezt davon befreyen könnte. Er war Mäkler in dieser Stadt, legte das, was er selbst erspart, und meine Mutter in dem Handel mit Modewaaren gewonnen hatte, auf ein Schiff an, welches nach Smyrna bestimmt war, und mach- te, um auf die Umsetzung seiner wenigen Waaren ein Auge zu haben, und selbst wählen zu können, die Reise in Person mit. Das Schiff ist von einem Seeräuber weggenommen und nach Tetuan gebracht worden, welches im Lande Fez auf der afrikanischen

Küste

Küſte liegt. Da muß nun mein armer Vater mit allen, die an Bord waren, in der Sklaverey leben. Man fordert zwey tauſend Thaler für ſeine Erlöſung; aber, Gott! wo ſollen wir dieſe Summe zuſammen bringen? Indeſſen arbeiten meine Mutter und Schweſtern Tag und Nacht um ſo viel zu verdienen; ich mache es eben ſo bey meinem Herrn, der ein Juwelier iſt, und ſuche, über dem wie Sie ſehen, die Sonn- und Feyertage noch beſonders zu nützen. Wir haben uns bis auf Dinge der äuſſerſten Nothdurft eingeſchränkt: in einem einzigen kleinen Kämmerchen führt unſere unglückliche Familie ihre ganze Haushaltung. Anfangs glaubte ich, ich würde die Stelle meines Vaters einnehmen, ihn befreyen, und mich ſtatt ſeiner in Feſſeln legen können. Ich war auch im Begriff, dieß Vorhaben ins Werk zu ſetzen, als meine Mutter, die, ich weiß nicht wie, Nachricht davon bekam, mich verſicherte, daß es eben ſo unthunlich, als phantaſtiſch wäre, und allen Kapitains, die nach der Levante ſegeln, verbieten ließ, mich an Bord zu nehmen." Bekommen Sie denn zuweilen auch Nachricht von Ihrem Vater? wiſſen Sie, wer ſein Herr zu Tetuan iſt, und wie er dort gehalten wird? "Sein Herr iſt Oberaufſeher der königlichen Gärten; man behandelt ihn ganz menſchlich, und die Arbeiten, die ihm aufgetragen werden,

gehen

gehen nicht über seine Kräfte. Aber wir sind nicht bey ihm, um ihn zu trösten, ihm seine Arbeit zu erleichtern; er ist fern von uns, fern von einer geliebten Gattin und drey Kindern, die er immer aufs zärtlichste liebte." Und wie nennt sich Ihr Vater zu Tetuan?" Er hat seinen Namen nicht verändert: er heißt Robert, wie zu Marseille. "So! So! Robert also beym Oberauffeher der Gärten — "Ja, mein Herr!" — Ihr Unglück rührt mich; Ihren Gesinnungen nach prophezeihe ich Ihnen ein besseres Schicksal; vertrauen Sie nur der Vorsicht. Der Unbekannte redete weiter kein Wort, als daß er sich der Einsamkeit ein wenig überlassen wollte; und saß die ganze Zeit über, wie im tiefen Nachdenken. Als es dunkel ward, ließ er sich wieder ans Land fahren, drückte ihm beym Aussteigen seine Geldbörse in die Hand, und lief so eilfertig davon, daß dieser ihm nicht einmal seinen Dank sagen konnte. In dieser Geldbörse waren acht doppelte Louisd'or und zehen Thaler Silbermünze. Wie gerührt war der junge Robert durch diese ausserordentliche Wohlthat! Er suchte in der Stadt überall seinen Wohlthäter auf, um ihn nur danken zu können; aber er suchte ihn vergeblich. Die Familie arbeitete indeß unablässig fort, um die nöthige Summe, so viel möglich, zusammen zu bringen. Eines Tags, da sie

eben ein mäßiges Mittagsmal, das aus Brodt und trokkenen Früchten bestand, zu sich nehmen wollten, überraschte sie, — wie groß war nicht ihr Erstaunen! — Der Vater Robert, sehr gut gekleidet, mitten in ihrem Kummer und Elende. "Ach, meine Frau! ach, meine Kinder!" rief er aus, und stürzte iedem um den Hals. "Wie war es euch möglich, mich sobald zu befreyen; und zwar auf die Weise, wie ihrs gethan habt?" Da seht, wie ihr mich herausgeputzt habt. Und dann noch die funfzig Louis d'ors, die man mir, als ich einschiffte, auszahlte, indem meine Ueberfahrt und mein Unterhalt schon voraus bezahlt waren! wie soll ich für so vielen Eifer, für so viele Liebe euch genug danken? Aber sagt mir nur, wie ihr es im Stande waret, in der äussersten Dürftigkeit, worinn ich euch finde? Vor Erstaunen konnte anfangs die Mutter nicht antworten; sie schwamm in Thränen, und ihre Töchter mit: eine Umarmung folgte der andern. Der iunge Robert blieb unbeweglich auf seinem Stuhle: er hatte Sinne und Sprache verloren, und fiel endlich in Ohnmacht. — Die Thränen, die sie vergossen, geben endlich der Mutter die Sprache wieder: sie umarmt ihren Mann nocheinmal, und sagt, indem sie auf ihren Sohn weist: "das ist dein Befreyer!" Sechs tausend Livres hatte man für deine Auslösung gefor-

gefordert; wir haben erst etwas über die Hälfte beysammen, und das meiste davon haben wir der Arbeit und der Liebe unseres Sohnes zu verdanken. Der beste Sohn hat vermuthlich Freunde gefunden, die, gerührt durch seine Tugend, ihm behülflich gewesen sind. Er wollte gleich anfangs deine Stelle einnehmen: ihm sind wir zuverläßig unser Glück schuldig. Er hatte gewiß auch die Absicht, uns auf diese Art zu überraschen. Siehe nur, wie er das Glück, dich wieder zu sehen fühlet! Aber laßt uns eilen, ihn wieder zu sich zu bringen! Die Mutter eilt auf ihn zu, die Schwestern auch. Mit vieler Mühe entreißt man ihn seiner Ohnmacht. Er wirft einen schmachtenden Blick auf seinen Vater, hat aber noch nicht die Kräfte zu sprechen. Der Vater hingegen schweigt auf einmal ganz still; steht in Gedanken; wendet sich darauf bestürzt zu seinem Sohn, und sagt: Unglücklicher! was hast du gethan? Wie kann ich dir meine Befreyung danken, ohne mich darüber zu grämen? Wie konnte sie ein Geheimniß für deine Mutter bleiben, wenn du sie nicht auf Kosten deiner Tugend erkauft hast? — In deinem Alter, Sohn eines Verunglückten, eines Sklaven, verschafft man sich nicht leicht auf ordentlichen Wegen solche Hülfsmittel, als du nöthig hattest. Ich schaudere vor dem Gedanken: ob dich die kindliche Liebe

viel-

vielleicht zu einem Verbrechen verleitet hat! Beruhige mich, sey aufrichtig: und wenn du hast aufhören können, ein ehrlicher Mann zu seyn, so laß uns alle sterben." — "Geben Sie sich zufrieden, mein Vater! antwortete der iunge Robert, indem er mit Mühe aufsteht; umarmen Sie Ihren Sohn! er ist dieses schönen Namens nicht unwürdig. Sie haben Ihre Freyheit nicht mir, nicht uns zu danken. Ich kenne unsern Wohlthäter: iener Unbekannte, meine Mutter! der mir seine Börse gab, ist es gewiß. Er that so viele Fragen wegen meines Vaters an mich. Ich will ihn aufsuchen, wo er auch seyn mag; er soll kommen, seiner Wohlthaten zu geniessen, Theil daran nehmen, und Thränen der Wonne mit uns weinen." Hier erzählt der Sohn dem Vater die Begebenheit mit dem Unbekannten; und der Vater ward beruhigt. Als er wieder in Ruhe war, giengen alle seine Geschäfte ungemein glücklich von statten. Nach zwey Jahren ist er reich: seine Kinder, die versorgt und glücklich sind, geniessen mit ihm und seiner Frau eine Glückseligkeit, die nichts würde gestört haben; wenn es dem Sohne bey seinen unaufhörlichen Nachforschungen geglückt hätte, ienen verborgenen Wohlthäter, den Gegenstand ihrer Dankbarkeit und ihrer Sehnsucht, ausfindig zu machen. Endlich traf

er

er ihn an einem Sonntag Morgen am Hafen an, wo er spazieren gieng. "Ach, mein Schutzengel!" war alles, was er sagen konnte; und mit diesen Worten warf er sich zu seinen Füssen, wo er ohne Bewußtseyn niederfiel. Der Unbekannte eilte, ihm zu helfen, und brachte ihn auch durch starkriechendes Wasser wieder zu sich. Darauf fragte er ihn um die Ursache dieses Zustandes. "Ach, mein Herr! kann sie Ihnen unbekannt seyn? haben Sie den Robert und seine unglückliche Familie, die Sie auf den Gipfel des Glücks setzten, indem Sie ihr ihren Vater wieder gaben, vergessen?" Sie irren sich, mein Freund! ich kenne Sie nicht, und auch Sie können mich nicht kennen: ich bin fremd zu Marseille, und erst seit wenigen Tagen hier. "Das ist alles möglich; aber erinnern Sie sich, daß Sie vor zwey Jahren auch hier waren. Denken Sie nicht mehr an iene Spazierfahrt im Hafen; an den Antheil, den Sie an meinem Unglükke nahmen; an die Fragen, die Sie mir thaten, damit Sie nur in den Stand gesetzt würden, mein Wohlthäter zu werden? Befreyer meines Vaters! können Sie vergessen, daß sie der Retter einer ganzen Familie sind, die nichts mehr wünscht, als Sie zu sehen? O versagen Sie uns unsere Wünsche nicht: Kommen Sie! theilen Sie unsere Freude! vermischen

Sie die Thränen ihres menschenliebenden Herzens mit den Zähren unserer Dankbarkeit! Kommen Sie!" — Gemach, mein Freund! ich hab's Ihnen schon gesagt, Sie irren sich. "Nein, mein Herr! ich irre mich nicht. Ihre Züge sind zu tief in mein Herz gegraben, als daß ich Sie mißkennen könnte: Kommen Sie! ich bitte, ich beschwöre Sie." Hier nahm ihn der iunge Robert beym Arme, um ihn mit sanfter Gewalt fortzuziehen; und um beide fieng nun das Volk an, sich zu versammeln. Nun sprach der Unbekannte mit einem ernsthaftern und gesetztern Tone: Mein Herr! dieser Auftritt ermüdet mich, ohne daß Sie etwas dabey gewinnen. Irgend eine auffallende Aehnlichkeit verursacht Ihren Irrthum; rufen Sie ihre Vernunft zurück, und suchen Sie im Schoose Ihrer Familie die Ruhe wieder, die Sie nöthig zu haben scheinen. Welche Grausamkeit! rief der iunge Robert aus, warum wollen Sie, der Wohlthäter unserer Familie, durch ihren Widerstand, durch Ihre Abneigung, mich zu begleiten, die Glückseligkeit vergällen, die sie nur Ihnen zu danken hat? Soll ich vergebens zu Ihren Füssen liegen? und sollten Sie, den rührenden Tribut von sich so gewaltsam ablehnen können, den wir schon so lange Ihrem fühlbaren Herzen vorbehalten haben? seyd ihr gerührt von der Verwirrung und Unruhe, in

der

der ich bin, so vereinigt euch mit mir, den Urheber meiner Wohlfarth zu bitten, daß er mit mir gehe, sein eigenes Werk zu betrachten!" Hier schwieg der Unbekannte; auf einmal nahm er alle seine Kräfte zusammen, rief seinen Muth zurück, um der Versuchung, zu so einer ausnehmenden Wollust der Seele zu widerstehen. Er reißt sich los und verliert sich im Getümmel des Volks zum größten Schmerze des iungen Roberts, der mit Unwille und matt umher irrenden Blikken ihm noch nachsah. So ließ der Unbekannte der erstaunten Menge ein Beyspiel von einem Edelmuth zurück, dergleichen es noch nie gesehen hatte. Der iunge Robert war itzt ganz ausser sich vor Betrübniß. Man sah sich genöthigt, ihn nach Haus zu tragen, wo endlich ein wohlthätiger Tränenguß ihm Linderung gewährte. Dieser beste Menschenfreund, dessen wohlthätigste That zur Beglükkung einer würdigen Familie ein ewiges Denkmal verdient, ist der grosse Schriftsteller Frankreichs, Montesquieu. Erst nach seinem Tode wurde es bekannt; und dieß so ganz von ohngefähr.

Sitten der Gallier und Germanier.

(Cäsar. B. VI. Kap. 13.)

In ganz Gallien giebt es nur zweyerley Art Leute, die einen gewissen Rang und ein Ansehen haben. Denn der gemeine Mann wird beynahe, wie der Sklav, geachtet, darf für sich nichts unternehmen, und wird zu keinen Berathschlagungen gezogen. Die meisten übergeben sich entweder der Schulden oder der vielen Abgaben wegen, oder sonst um der Ungerechtigkeit der Grossen willen, den Edlen des Volks als Sklaven; und diese haben sodann alle die Rechte über sie, wie die Herren über ihre Knechte. Es besteht aber die erste Klasse aus den Druiden, die andere aus den Rittern. Jene warten den Gottesdienst ab, besorgen die Opfer, die von ganzem Volk und von Privatpersonen dargebracht werden, und geben Religionsunterricht. Der Zulauf zu ihnen von jungen Leuten, die sich unterweisen lassen, ist groß; sie sind überhaupt bey diesen sehr geehrt. Denn sie schlichten fast alle Streitigkeiten, sie mögen den ganzen Staat oder einzelne Bürger betreffen; und wenn eine Frevelthat verübet, oder ein Todtschlag begangen worden ist; oder wenn über Erbschaft und Gränzen Processe entstehen: so sind

sie

sie eben die Richter, welche Belohnungen und Strafen bestimmen. Wer bey ihrem Ausspruch nicht bleibt, es sey nun eine Privatperson, oder das ganze Volk; der wird vom Gottesdienst ausgeschlossen: und das ist bey ihnen die ärgste Strafe. Denn, wer auf diese Art in Bann gethan worden ist, der wird unter die Pflichtvergessenen und Bösewichter gerechnet; iedermann weicht vor ihm aus, fliehet ganz seine Gesellschaft und Umgang, um nicht von ihm angesteckt zu werden. Es wird ihnen weder Recht verschaft, wenn sie um etwas anhalten, noch irgend ein Zutritt zu Ehrenstellen vergönnet.

Alle diese Druiden haben ein Oberhaupt, der unter ihnen das größte Ansehen besitzet. Nach seinem Tode folgt ihm der, welcher unter den übrigen am meisten Verdienste hat; wenn aber mehrere einander gleich kommen, so wird er von den Druiden nach Stimmen gewählt. Zuweilen streitet man auch mit gewaffneter Hand um den Vorzug. Zu einer gewissen Jahreszeit versammeln sie sich im karnutischen Lande, welches man für die Mitte von ganz Gallien hält, an einem dazu gewidmeten Orte, wo von allen Gegenden her diejenigen erscheinen, welche Streitigkeiten auszumachen haben, und sich ihren Entscheidungen und Aussprüchen unterwerfen.

Ihr Orden (Verfassung) soll in Britannien entstanden, und von da nach Gallien verpflanzt worden seyn; daher diejenigen, welche nähere Wissenschaft davon haben wollen, noch iezt in der Absicht dahin reisen. Die Druiden ziehen nie mit zu Felde, sind allein von Auflagen frey, thun keine Kriegsdienste, und bleiben sonst auch bey andern Gelegenheiten verschont. Um dieser Vortheile willen begeben sich viele, nicht nur aus eigenem Antrieb, zu dieser Lebensart, sondern sie werden auch von ihren Verwandten und Aeltern dahin verwiesen. Hier lernen sie, wie man erzählt, eine grosse Menge Verse auswendig; daher einige wol zwanzig Jahre in ihrer Schule zubringen. Sie halten es auch nicht für erlaubt, solche schriftlich aufzusetzen, ob sie sich gleich bey andern Angelegenheiten, die den Staat oder einzelne Personen betreffen, der (griechischen) Buchstaben bedienen. Dazu, dünkt mir, haben sie zwo Ursachen: vielleicht wollen sie ihre Lehren nicht öffentlich bekannt wissen, noch dadurch veranlassen, daß die, welche studieren, für ihr Gedächtniß weniger sorgen, wenn sie sich aufs Geschriebene verlassen könnten. Denn es geschieht gemeiniglich, daß man wegen dieser schriftlichen Hülfsmittel minder emsigen Fleiß im Lernen anwendet, und sein Gedächtniß dabey vernachlässigt. Ihre vornehmsten Lehrsätze

sind

LB Coburg

sind die Unsterblichkeit der Sele und die Selenwanderungen nach dem Tode; und sie halten diese für die besten Aufmunterungsmittel zur Tapferkeit und zur Verachtung des Todes. Ueberdieß philosophiren sie über die Gestirne und ihren Lauf; über die Grösse der Welt und der Erde; über die Natur der Dinge; über das Wesen und die Macht der unsterblichen Götter; und unterrichten auch die Jugend darinnen.

Die andere Klasse machen die Ritter aus. Diese erscheinen sämtlich im Felde, so bald es nöthig ist, und ein Krieg vorfällt. Und dieß geschahe vor der Ankunft des Cäsars fast alle Jahre, indem sie entweder selbst Krieg anfiengen; oder sich gegen Anfälle verthaidigen mußten. Je vornehmer nun, und ie mächtiger einer ist; desto grösser ist sein Anhang. Desto mehr hat er Klienten. Dieß ist das einzige, was sie für ein Kennzeichen des Ansehens und der Macht halten. Die ganze Nazion der Gallier ist sehr aberglaubisch. Wenn daher einige etwas gefährlich krank liegen, sich im Krieg und in andern Gefährlichkeiten befinden; so opfern sie entweder Menschen an Statt der Opferthiere, oder geloben sich selbst zum Opfer; und diese Opfer verrichten ihre Druiden. Denn sie sind der Meynung,

daß man, wenn nicht das Leben eines andern Menschen aufgeopfert würde, unmöglich die unsterblichen Götter versöhnen, und das Leben eines Menschen erretten könne: und deßwegen sind bey ihnen dergleichen Opfer von Seiten des Staats eingeführt. Andere haben ungeheuer grosse Bilder, deren von Weiden geflochtene Glieder sie mit lebendigen Menschen anfüllen, die sie dann ringsum anzünden, daß die Menschen von der Flamme erstickt werden. Noch angenehmer, glauben sie, sey den Göttern, wenn sie ihnen Missethäter aufopfern, welche man bey einen Diebstahl oder Strassenraub oder anderem Verbrechen ergriffen habe. Sind nun solche nicht vorhanden; so werden auch die Unschuldigen zur Todesstrafe verdammt. Ihr Hauptgott ist Merkur, der bey ihnen sehr oft abgebildet ist. Sie halten ihn für den Erfinder aller Künste, und für den Geleiter auf dem Wege und auf der Reise: und glauben, daß er den größten Einfluß in den Gewinn und Handel habe. Nach ihm verehren sie auch den Apollo, Mars, Jupiter, und die Minerva, von denen sie fast eben die Begriffe haben, wie andere Völker: Apollo vertreibt die Krankheiten; Minerva ist die Erfinderin der Künste und Wissenschaften; Jupiter der König im Himmel, und Mars Regierer der Kriege. Diesem geloben sie auch meistentheils

theils alle Beute an, wenn sie beschlossen haben, ins Feld zu ziehen; die Thiere, die am Leben geblieben sind, und sie gefangen bekommen haben, opfern sie ihm auf; andere Dinge hingegen bringen sie an einen Ort zusammen; und bey vielen Völkern kann man Hügel an geheiligten Plätzen sehen, die davon errichtet sind. Es geschieht auch selten, daß sich einer unterstehet, sein Gelübde zu brechen, und entweder seine Beute bey sich zu verhehlen, oder von dem Aufbewahrten etwas zu entwenden. Denn hierauf ist die martervollste Todesstrafe gesetzt. Die Gallier geben alle den Pluto für ihren Stammvater aus, und berufen sich auf die Druiden, von denen sie diese Nachricht hätten. Sie sehen deßwegen in ihrer Zeitrechnung nicht auf die Anzahl der Tage, sondern der Nächte; und bey ihren Geburtsfesten, auch bey Monaten und Jahren, fangen sie allezeit mit der Nacht zu zählen an. In andern Gewohnheiten des menschlichen Lebens unterscheiden sie sich auch ohngefähr darinnen von den übrigen Völkern, daß sie ihre Kinder nicht eher vor sich kommen lassen, als bis sie zu Kriegsdiensten tauglich sind; und sie halten es für Schande, wenn der Sohn in seinen Kinderjahren sich in öffentlicher Versammlung vor dem Vater sehen läßt. So viel Geld der Mann von seiner Frau für die

Ausstattung bekommt: so viel legt er, nach dem angegebenen Werth, von seinem Vermögen dazu. Diese Summe wird zum gemeinschaftlichen Gebrauch bestimmt, und die Intressen davon werden aufbehalten. Wer nun von beiden den andern überlebt, der erbet nicht nur, was sie beide zusammen gebracht, sondern auch das, was sie sich mit einander erworben haben. Der Mann hat, wie bey den Kindern, eben so auch bey der Frau die Gewalt über Leben und Tod; und wenn ein etwas vornehmer Hausvater gestorben ist, so kommen seine Verwandte zusammen; und wenn sich irgend ein Verdacht wegen seines Todes findet, so wird mit der Frau, wie mit Sklaven, eine peinliche Untersuchung angestellt; und ist sie schuldig erkannt worden, so wird sie aufs grausamste gemartert und verbrannt. Die Leichenbegängnisse der Gallier sind, nach ihrem Geschmack, prächtig und kostbar. Alles, was dem Verstorbenen in seinem Leben lieb gewesen ist, sogar sein Vieh, wird auf den Scheiterhaufen gebracht; und es ist noch nicht lange, da man auch Sklaven und Klienten, von welchen man wußte, daß sie der Verstorbene geliebt habe, nach gehörigen Leichenbegängnisse, mit verbrannt hat. Diejenigen Nazionen, die wieder ihre eigene Republiken ausmachen, haben dieß in ihren Gesetzen verordnet,

ordnet, daß ieder, der von seinen Nachbarn etwas hörte, das den Staat angienge, nur der Obrigkeit anzeigen, keinem andern aber etwas davon sagen sollte. Denn man hatte erfahren, das oft Leute aus Uebereilung und Unerfahrenheit durch falsche Gerüchte in Schrekken gesetzt und so zu bösen Handlungen verleitet worden sind, und auch in den wichtigsten Dingen Entschliessungen faßten. Die Obrigkeit verschweigt sodann, nach ihrem Gutbefinden; wovon sie aber Nutzen erwartet, das macht sie öffentlich bekannt. Sonst darf man ausser einer Volksversammlung von Staatsangelegenheiten nichts reden.

Die Lebensart der Germanier unterscheidet sich sehr von der Gallischen. Sie haben keine Druiden, die dem Gottesdienst vorstehen; auch Opfern ist ihre Sache nicht. Die Sonne, das Feuer und den Mond halten sie allein für Gottheiten, weil sie sie sehen, und ihren offenbaren Einfluß und Hülfe geniessen; von den übrigen haben sie nicht einmal was gehört. Ihr ganzes Leben ist Jagd und Krieg, und sie gewöhnen sich von Kindheit an zu Strapatzen. Je länger einer unverehligt bleibet; desto mehr Ehre bringt es ihm bey den Seinigen, indem sie der Meynung sind, daß dieses viel zur Grösse,

Stär-

Stärke und Festigkeit des Körpers beytrüge. Sie halten es für die größte Schande, im zwanzigsten Jahre schon mit einem Frauenzimmer Umgang zu haben, ob sie gleich aus der Sache selbst kein Geheimniß machen: denn beiderley Geschlecht badet sich unter einander in Flüssen, bedient sich nur der Häute oder kleiner Wamse zur Bedekkung, und läßt einen grossen Theil des Leibes entblößt. Dem Akkerbau widmen sie sich nicht; sie leben hingegen größtentheils von Milch, Käse und Fleisch. Sie verachteten denselben, (wie mehrere Völker älterer und neuerer Zeiten,) und überliessen ihn, weil sie ihn doch z. E. zu ihrem Bier, daß sie haufig tranken, nicht entbehren konnten, als eine Nebenquelle ihrer Nahrung und ihres Unterhalts, den Weibern, Alten und leibeigenen Bauern. Diese lezteren, die ihre eigene Wohnung und Haushaltung hatten, pachteten gleichsam von ihren Herren bestimmte Felder, welche wechselsweise besorgt wurden, und lieferten ihnen iährlich so, wie Vieh oder Kleider, also auch Getreide. Auf diese Weise hatten die Germanier auch ein gewisses Landeigenthum, nur daß man Feld- und Grundstükke nicht vor beständig besaß. Es hat auch keiner sein bestimmtes Feldstück oder eigenthümliches Land; sondern die Nazionalbeamte und Edeln (Edlinge) eignen iedem Gau und Stamme iährlich

so

so viel Feld zu, als und wo sie es für gut befinden, und auch dieses müssen sie nach Verlauf eines Jahres wieder mit einem andern vertauschen. Hievon geben sie verschiedene Gründe an: daß sie nicht, wenn sie sich beständig fort damit beschäftigten, mehr zum Akkerbau, als zum Krieg geneigt würden: daß sie nicht Lust bekämen, ihr Land zu erweitern, und, bey Zunahme ihrer Macht, die Schwächern aus dem Besitz ihrer Güter zu vertreiben; daß sie nicht mit mehrerem Fleiß Häuser wider die Kälte und Hitze aufbaueten; daß in ihnen keine Geldbegierde entstehen möge, die so vielen Anlaß zu Meutereyen und Zwist gäbe; und daß sie endlich das gemeine Volk durch ihre Zufriedenheit in Schranken halten möchten, wenn ieder sehen müßte, daß er nicht mehr Vermögen besässe, als die Grossen. Je weiter eine Völkerschaft um sich herum unbewohnte und öde Gegenden hat: desto vorzüglicher ist ihr Ruhm. Denn sie halten dieß für das Kennzeichen ihrer Grösse, wenn sie die Nachbarn aus ihrem Lande treiben, und es kein Volk waget, nahe bey ihnen zu wohnen. Und indem sie deßwegen keinen plötzlichen Einfall befürchten dürfen, so halten sie sich für desto sicherer. Wenn sie sich verthaidigen müssen, oder einen Krieg selbst anfangen: so wählen sie Herzoge, die das Kommando führen; und die Gewalt

über

über Leben und Tod haben. Ist hingegen Friede; so haben sie keine gemeinschaftliche Obrigkeit, sondern die Gau- und Zentgrafen sind ihre Richter, die die Streitigkeiten heben. Rauben ist bey ihnen keine unehrliche Sache, wenn es ausserhalb ihrem Lande geschiehet, und sie preisen auch dieses als eine Uebung der Jugend und als ein Verwahrungsmittel vor den Müssiggang an. Wenn nun einer von den Vornehmsten in der Versammlung sich zum Anführer einer Unternehmung angiebt, und sich die melden müssen, welche seine Anhänger seyn wollen: so stehen diejenigen auf, welche mit der Sache sowohl, als mit dem Manne zufrieden sind, und versprechen ihm ihren Dienst; worauf sie einen allgemeinen Beyfall erhalten. Diejenigen aber, welche unter diesen zurück treten, werden für Ausreisser und Verräther angesehen, und man glaubt ihnen in keinem Falle mehr. Zu beleidigen ist bey ihnen Sünde. Sie mögen zu ihnen kommen, in welcher Angelegenheit sie immer wollen: so schützen sie solche wider alles Unrecht, und halten sie für unverletzlich. Zu iedem dürfen sie in das Haus kommen, und man reicht ihnen ihren Unterhalt.

II. Briefe.

II.

Briefe.

An den Ligarius.

(B. VI. Br. 14.)

Unsere Freundschaft macht es mir freilich zur Pflicht, daß ich Ihnen in Ihrer itzigen Lage etwas schreiben sollte, um Sie zu trösten, oder aufzurichten. Ich habe es aber bisher unterlassen, weil ich glaubte, Ihren Kummer durch Vorstellungen weder lindern, noch ihm abhelfen zu können. Nun aber, da ich mir grosse Hoffnung mache, Sie bald wieder hergestellt zu sehen, muß ich Ihnen nur meine Gedanken und Wünsche offenbaren. So wissen Sie denn vor allen, daß Cäsar, wie ich merke und deutlich sehe, nicht mehr so hart gegen Sie seyn werde. Denn so wohl die Sache selbst und die Zeit, als auch die Achtung vor der Welt, und wie mirs dünkt, sogar sein eigenes Naturell, macht ihn von Tag zu Tag sanfter: und das bemerke ich nicht nur, in Ansehung der übrigen; sondern auch von Ihnen erzählen mirs seine vertrautesten Freunde.

de. Ich habe sie auch, sobald die Nachricht aus Afrika kam, zugleich mit Ihren Brüdern unablässig gebeten: und ihr edler Charakter, pflichtmässige Liebe, und ausnehmende Zärtlichkeit gegen Sie, nicht weniger ihre unermüdete und beständige Sorgfalt für Ihr Wohl, hat soviel genützt, daß ich denke, Cäsar werde alle Ihre Wünsche erfüllen; und sollte es auch etwas langsamer hergehen, als wir es gerne sehen: denn um seiner vielen Geschäfte willen, indem sich Jeder an ihn hält, konnte man nicht leicht vor ihn kommen. Ueberdieß ist er auch über die afrikanische Parthey etwas aufgebracht, daß es scheint, als wollte er die länger unruhig wissen, die ihm, wie er glaubt, so viel Verdruß verursacht hätten. Aber, so viel ich einsehe, so beträgt er sich von Tag zu Tag gelassener und sanftmüthiger. Glauben Sie mir also, und denken Sie daran, daß ich Sie dessen versichert habe, Sie werden bald von Ihren Leiden frey seyn. Nun habe ich Ihnen meine Meynung gesagt; aber meine Wünsche für Sie will ich lieber in der That, als mit Worten, zu erkennen geben. Wäre ich freylich so mächtig im Staat, als ich es billig, nach Ihren eigenen Gedanken, seyn sollte, weil ich so viel Verdienste um ihn habe; so würden Sie nicht einmal solche Widerwärtigkeiten gehabt haben. Denn eben der Umstand, welcher Ihre

Wohlfahrt in Gefahr setzte, hat auch meine Macht geschwächt. Indessen will ich doch, so viel nur der Schatten meiner vorigen Würde, und der Rest meines Ansehens vermag, bey aller Gelegenheit, mit Eifer, Rath und That, mit meinem Kredit und Gunst Ihre vortreffliche Brüder treulich unterstützen. Behalten Sie nur den standhaften Sinn, den Sie immer gehabt haben; einmal um der schon angeführten Gründe willen; und dann, weil Sie allezeit gegen den Staat so geneigt und gesinnt waren, daß Sie nicht nur itzt Gutes hoffen dürfen, sondern auch alle Unglücksfälle, die Ihnen nur immer begegnen mögen, dem ohngeachtet bey dem Bewußtseyn Ihrer guten Handlungen und Absichten, mit Gelassenheit und Großmuth ertragen müssen.

An den Cicero.

(B. IV. Br. 5.)

Die Nachricht von dem Hintritt Ihrer Tochter Tullia hat mich in der That — und wie konnt' es anders seyn? — sehr gerührt und betrübt. Ich nehme Antheil an Ihrem Verlust; und wäre ich da zugegen gewesen; ich würde Ihnen beygestanden, Ihnen persönlich mein Leid bezeugt haben. Freilich ist das eine elende, eine bittere Art zu trö-

sten, wenn Anverwandte und Freunde, die uns Trost zusprechen sollen, selbst so betrübt sind; wenn sie es ohne viele Thränen nicht versuchen können, daß Sie sogar eher des Trostes Anderer bedürfen, als daß sie ihn Andern, nach ihrer Pflicht, zu geben fähig wären. Indessen will ich Ihnen doch ganz kurz schreiben, was mir eben itzt einfällt; nicht, als ob ich glaubte, Sie wüßten dieses nicht, sondern weil Sie es vielleicht vor Schmerz nicht so deutlich einsehen können. Warum schlägt Sie denn der über Ihre Familie verhängte Trauerfall so gar sehr darnieder? Bedenken Sie doch, wie das Schicksal bisher mit uns verfahren ist, und uns das entrissen hat, was rechtschaffenen Männern nicht minder werth seyn muß, als Kinder, ich meyne das Vaterland, die Rechte, Verdienste und allerley Belohnungen. Der einzige Verlust kommt noch hinzu! ist wohl dadurch das Elend grösser geworden? Oder muß nicht die Sele, durch solche Unglücksfälle so oft geprüft, ganz unempfindlich werden, und alles andere um so weniger achten? Sie bedauren etwa Ihren Tod, als ein Unglück? Aber wie oft müssen Sie nicht auf den Gedanken gerathen seyn, der auch mir oft eingefallen ist, daß die zu unserer Zeit recht glücklich sind, welchen es vergönnet wird, so unbekümmert ihr Leben mit dem Tode

zu

zu vertauschen? und was konnte ihr denn itzt das Leben so sehr reizbar machen? welcher Umstand? welche Hoffnung? und was für beruhigende Aussicht? etwa die, in der Verbindung mit einem der vornehmsten jungen Herren ihre Jahre zu durchleben? Da müßten Sie sich erst aus unsern jungen Herren einen Schwiegersohn nach Ihrer Würde wählen können, dem Sie sicher, als einem tugendhaften Manne, Ihre Kinder anvertrauen dürften. Oder etwa Kinder zu bekommen, deren Glückseligkeit Ihre Freude wäre? welche den väterlichen Ruhm durch eigene Verdienste behaupteten, stufenweis Ehrenstellen im Staate erlangten, Freunden dienten, und ihre Freyheit genössen? Allein, ist nicht alles das schon genommen, ehe es Ihnen verliehen worden war? — "Der Verlust seiner Kinder, sagen Sie, ist doch wahrhaftig ein Unglück;" — Es ist wahr, aber das ist noch ein grösseres, den Verfall des Staats ertragen und leiden müssen. Hören Sie, was mich ungemein getröstet hat: Vielleicht kann dieß auch Ihren Schmerz mindern. Ich kam neulich aus Asien zurück, und schiffte von Aegina nach Megara zu. Ich sahe mich in der ganzen Gegend allenthalben um. Hinter mir hatte ich Aegina; vor mir Megara; zur rechten Pyräus; zur linken Korinth — Oerter, die sonst in

ihrem schönsten Flor standen — nun aber in ihren Trümmern und Steinhaufen vor meinen Augen da lagen. Hier dachte ich bey mir selbst: wie! wir elende Menschen werden unwillig, wenn Jemand von uns eines natürlichen oder gewaltsamen Todes stirbt, da wir doch auf kein langes Leben Anspruch machen dürfen; und hier liegen so viele Städte im Staube beysammen, wie hingeworfene Leichname? Servius! willst du dich nicht mässigen, und erinnern, daß du ein Mensch bist? Ich kann Sie versichern; diese Betrachtung hat mich sehr aufgerichtet. Auch dieses stellen Sie sich vor Augen, wenn es Ihnen beliebt. Seit kurzem sind auf einmal so viele der berühmtesten Männer umgekommen. Dazu ist der Staat so sehr herabgesunken; alle Provinzen sind erschüttert; und der Verlust eines einzigen Weibchens beunruhigt Sie so ausserordentlich? Wäre sie itzt nicht gestorben; so hätte sie doch nach wenigen Jahren sterben müssen: denn sie — ein Mensch — war dazu geboren. Und dann wenden Sie Sinn und Gedanken von solchen Gegenständen weg: denken Sie vielmehr an das, was sich für Ihren Charakter schickt. Ihre Tochter war so lange hiernieden, als es gut für sie war. Sie hat den Staat in seinem guten Zustand, Sie als ihren Vater, in der Würde eines Prätors,

Konsuls

Konsuls und Augurs gesehen: sie war mit sehr vornehmen iungen Herren vermählt, hat fast alles Gute genug genossen: und nur beym Untergang des Staats gieng sie aus der Welt. Wie können Sie nun, oder Ihre Tochter, sich da über das Schicksal beschweren? Vergessen Sie ia nicht, daß sie Cicero sind, der Mann, der immer selbst Andern Vorschriften und Rathschläge zu geben pflegt. Machen Sie's nicht, wie die schlechten Aerzte, die zwar vorgeben, geschickt genug zu seyn, Andere zu heilen; aber sich selber nicht helfen können. Lieber halten Sie sich selbst vor, was Sie sonst Andern vorstellen, und überlegen Sie es bey sich. Wo ist ein Schmerz, der nicht durch die Länge der Zeit abnehmen, und erträglicher werden sollte? Nur wäre es Ihnen Schande, diese Zeit erst abzuwarten, und dem Uebel nicht durch Ihre Weisheit vorzukommen. Ja, wenn die Todten noch irgend Empfindung behalten, so verlangt sie dieß gewiß nicht von Ihnen: Sie liebte Sie ia so zärtlich, und mit Ehrfurcht alle die Ihrigen. Thun Sie's also der Verstorbenen, thun Sie es Ihren übrigen Freunden und Vertrauten zu Gefallen, die an Ihrem Schmerz Antheil nehmen, und dem Vaterland zu Liebe. Sonst können Sie ihm nicht mit Rath und That beystehen, wenn es nöthig ist. Endlich, weil nun einmal das

Unglück über uns gekommen ist, darein wir uns ergeben müssen; so dürfen Sie nicht die Leute auf die Gedanken bringen, daß Sie nicht sowohl ihre Tochter, als vielmehr das Unglück des Staats und die Siege Anderer beweinten. Ich schäme mich Ihnen mehreres davon zu schreiben; ich möchte sonst das Ansehen haben, in Ihre Einsichten ein Mißtrauen zu setzen. Doch, noch eins! Dann schliesse ich den Brief. Mehr als einmal haben wir gesehen, wie Sie sich im Glück so schön verhielten, und es machte Ihnen viel Ehre. Nun zeigen Sie uns auch, daß Sie im Unglück gelassen seyn können, daß Sie es nicht für eine schwerere Bürde halten, als es eigentlich ist, damit es nicht etwa heissen möge, es habe unter so vielen andern Tugenden Ihnen diese einzige gefehlt. Uebrigens will ich Ihnen, sobald ich erfahren werde, daß Sie ruhiger sind, von allen Vorfallenheiten hier, und von dem Zustand der Provinz Nachricht geben. Leben Sie wohl.

An den Lucceius.

(B. V. Br. 13.)

Ihr Brief war mir schon deßwegen sehr angenehm, weil er mich tröstete: denn er ist ein Beweis Ihrer eben so starken Liebe, als Ihrer grossen Einsicht.

ficht. Aber er gewährte mir noch ein anderes, ia weit grösseres Vergnügen: ich sehe, wie Sie so edelmüthig das Irdische verachten, und so wakker wider das Schicksal gerüstet und bewaffnet sind. Und dieß dünkt mir, macht eben dem Weisen vorzüglich Ehre, daß er unabhängig ist, und nichts ausser sich hat, das ihn gewiß glücklich oder unglücklich machen könne. Diese Betrachtung ist tief in meine Sele eingeprägt, zu tief, als daß sie mir entfallen könnte: Aber freilich hatten mich die gewaltigen Stürme und häufigen Unglücksfälle ein wenig wankend und mürbe gemacht; doch sah ich schon im Geiste, daß Sie mir zu Hülfe kämen, und nun habe ichs wirklich in Ihren vorigen Brief erfahren, und Sie haben viel damit ausgerichtet. Ich muß es Ihnen also mehr als einmal versichern, und nicht allein zu verstehen geben, sondern auch mit deutlichen Worten sagen, daß mir nichts angenehmers hätte seyn können, als ihr Brief. Zu meinem Troste dienen mir die Gründe, die Sie so richtig und beredt vorbrachten, und vornehmlich dieß, daß ich sehe, wie großmüthig und philosophisch Sie denken und ich sollte es nicht auch thun? Welche Schande für mich! Nein, ich denke, ich bin da noch standhafter, denn Sie, ob Sie schon von Großmuth predigen. Sie haben, wie mirs deucht, noch einige Hoffnung, daß es einmal

besser werden wird. Denn die Zufälle bey den Fechtern, und solche Dinge mehr, auch die Gründe, die Sie in Ihrer Schrift anführen, sagen mir ia, ich sollte den Staat nicht ganz für verloren geben. Ihre Standhaftigkeit ist darum so bewundernswerth eben nicht, da Sie noch einige Aussicht haben; nur das ist zu bewundern, daß Sie noch einige Hoffnung haben können. Denn, sagen Sie selbst, ist nicht alles so krank, wie vertilgt und vernichtet? Besehen Sie iedes Glied des Staats, Sie kennen sie ia alle sehr gut, finden Sie wohl ein einziges, das nicht schwach und kraftlos wäre? Ich würde mehreres davon sagen, wenn ich hier mehr Einsicht hätte, als Sie, oder wenn ichs ohne schmerzhafte Empfindung könnte; iedoch, ich muß ieden Schmerz, wenn ich Ihren Erinnerungen und Vorschriften folgen will, vergessen. So will ich denn, nach Ihrem Rath, mein häusliches Leid ertragen, und das Unglück des Staats wohl noch etwas standhafter, als Ihre Person bey allen den Ermahnungen. Denn, wie Sie schreiben, so tröstet Sie noch einige Hoffnung: ich aber will immer auch dann, wo nirgends mehr Hoffnung ist, gelassen seyn, so wie Sie mich eben dazu ermuntern und anweisen. Denn Sie erinnern mich auf eine angenehme Art an mein gutes Bewußtseyn, und an das, was ich vornehmlich

auf

auf Ihr Zureden gethan habe. Denn, was ich meinem Vaterland zu leisten schuldig war, dieses alles habe ich gethan, und gewiß mehr, als man von dem vernünftigsten und unternehmendsten Manne billig erwarten kann. Ich rühme mich ein bischen, verzeihen Sie mirs. Denn es ist Beruhigung für mich, wenn ich das erzählen darf, woran Sie mich, um mir den Kummer zu lindern, erinnert haben. So will ich mich denn, so viel mir möglich ist, Ihren Vorschlägen gemäß, aller Unruhe und ängstlicher Sorge entschlagen, und meine Gedanken auf dasienige richten, was im Glück unsere Ehre ist, und im Unglück Trost giebt. Ich will mich mit Ihnen so viel unterhalten, als es nur unser Alter und schwächlicher Körper erlaubt; und können wir nicht so oft beysammen seyn, als wir gerne wünschten, so sollen doch unsere verschwisterte Selen die Freundschaft so geniessen, daß es so gut ist, als wären wir immer beysammen. Leben Sie wohl.

An den Tiro.

(B. XVI. Br. 21.)

Alle Tag habe ich schmerzlich auf Briefboten geharrt. Endlich kamen sie einmal nach sechs und vierzigtägiger Abreise an; und ihre Ankunft war

mir sehr willkommen. Denn einmal hatte ich über den Brief meines liebreichsten und theuersten Vaters ein sehr grosses Vergnügen; und dann machte mir Ihre allerliebste Zuschrift die Freude erst recht vollkommen. Nunmehr reuet es mich nicht, daß ich eine Lükke im Schreiben gemacht habe; sondern es freuet mich vielmehr. Denn durch mein Stillschweigen ward mir Ihre Gütigkeit sehr vortheilhaft. Und so ist mir es ungemein lieb, daß Sie meine Endschuldigung ohne Bedenken haben gelten lassen.

Das Gerücht, welches sich von mir verbreitet, wird Ihnen unfehlbar, mein liebster Tiro, angenehm und erwünscht seyn; und ich will Kräfte anwenden, daß diese gute Meynung, die von mir entsteht, von Tag zu Tag immer zunehmen möge. Und nun immerhin, wie Sie's versprochen haben, meinen Ruhm ausposaunt! und das beständig, und mit entschlossenem Muthe. Denn die Fehler meiner Jugend schmerzen und kränken mich so, daß ich nichts von der That mehr wissen, und eben so wenig nur hören mag: so grauet mir dafür! Ich weiß es zuverlässig, daß Sie an der Unruhe und dem Schmerz Theil genommen haben. Und was Wunder? Denn Sie wünschten, so wohl um meinet, als auch um Ihrentwillen, daß mir alles wohl

gehen

gehen möchte; und auch mein Wunsch war immer der, mit Ihnen meine Vortheile zu theilen. Aber itzt sollen Sie sich auch, da Sie sonst meinetwegen allerley Unannehmlichkeiten gehabt haben — ich will mir es schon angelegen seyn lassen — über mich doppelt freuen.

Was neues! Mit dem Kratippus stehe ich in genauer Verbindung, nicht sowohl als Schüler, sondern wie Sohn. Seine Vorlesungen besuche ich mit Vergnügen; und die ihm dabey eigene Annehmlichkeit nimmt mich ungemein ein. Ganze Tage bin ich um ihn, und oft auch einen Theil der Nacht. Denn ich ersuche ihn sehr oft bey mir zu speisen, und er gewährt mir meine Bitte.

Diese Gewohnheit ist eingeführt, und, ohne daß wir es wissen, beschleicht er uns oft, wenn wir zu Tische sitzen, setzt allen philosophischen Ernst beyseite, und scherzt mit uns, wie mit Freunden. Sorgen Sie doch dafür, daß Sie diesen so vortrefflichen, so liebenswürdigen und so gelehrten Manne aufs eheste sprechen.

Und was soll ich vom Bruttius sagen, der wegen seiner Mässigkeit, Sparsamkeit und so gefälligen Umgangs mein beständiger Gesellschafter ist?

Denn

Denn auch beym Studieren und täglichen gelehrten Diskursen wird der Scherz nicht bey Seite gesetzt. Ganz nahe bey mir, habe ich ihm eine Wohnung gemiethet, und suche ihn, bey seiner Dürftigkeit, so viel ich kann, mit meinem Wenigen zu unterstützen. Ueberdieß habe ich mich auch beym Kassius in griechischen Reden zu üben angefangen; im Lateinischen aber will ich es mit dem Bruttius thun. Meine besten Freunde und tägliche Tischgenossen sind die, welche Kratippus von Mytilene mitgebracht hat — gelehrte Leute, die seinen ganzen Beyfall haben! Sonst ist auch Epikrates oft bey mir, ein vornehmer Athenienser, und Leonidas nebst andern mehr von der Art. So viel von dem was mich angeht. Was Sie mir aber vom Gorgias schreiben; so ist er zwar bey seiner täglichen Redeübung sehr nützlich; aber ich habe alles hintangesetzt, um nur den Befehlen meines Vaters nachzukommen. Denn er schreibt ausdrücklich, ich sollte von der Stunde an nichts mehr bey ihm hören. Ausflüchte mochte ich weiter nicht machen, um ihm nicht etwa durch meine allzugrosse Anhänglichkeit einigen Argwohn zu verursachen. Sodann fiel mir auch bey, daß es keine Kleinigkeit sey, über den Geschmack seines Vaters zu urtheilen. Doch sind mir Ihre gütige Gesinnungen, und Ihr Rath lieb und angenehm.

Mit

Mit der Entschuldigung wegen der Kürze der Zeit bin ich schon zufrieden: denn ich weiß, wie sehr Sie immer beschäftigt sind.

Sie haben ein Landgut gekauft? Das freuet mich ungemein, und ich wünsche Ihnen dazu Glück. Wundern Sie sich aber nicht, daß ich es erst da thue. Haben Sie ia beynahe an eben dem Orte in Ihrem Brief erst des Kaufs gedacht. Nnn wissen Sie doch, wo Sie Ihre Komplimente anbringen müssen.

Sie sind ein römischer Landmann worden. Itzt stelle ich mir Ihr reizendes Portrait vor Augen, und es ist mir eben, als sähe ich Sie, wie Sie das Landgut kaufen, mit dem Aufseher reden, und allerhand Saamen vom Obste in Ihres Rocks Zipfel halten. Was aber die Sache selbst anlangt, so ist mir nicht weniger, als Ihnen, leid, daß ich Ihnen nicht habe beystehen können. Indessen zweifeln Sie ia nicht, mein lieber Tiro, daß ich Ihnen, wenn mir das Glück wohl will, zu Hülfe kommen werde, besonders da ich weiß, daß das Gut für uns gemeinschaftlich gekauft sey. Daß Sie sich meine Aufträge haben angelegen seyn lassen, dafür bin ich Ihnen verbunden. Noch ersuche ich Sie, mir aufs eheste einen Abschreiber zu schikken und vorzüglich einen Griechen: denn es geht mir viel Zeit beym Abschreiben der

Vorlesungen verloren. Vor allen sorgen Sie für Ihre Gesundheit ich bitte Sie, damit wir zusammen allerley Untersuchungen anstellen können. Ich empfehle Ihnen den Antherus, und leben Sie wohl.

An Fabius Justus.

(Plin. B. I. Br. 11.)

Es ist schon sehr lange, daß ich keinen Brief von Ihnen habe. Ich weiß nichts zu schreiben, sagen Sie. Gut, so schreiben Sie mir eben dieß, daß es Ihnen am Stoff zu schreiben fehle, oder nur die gewöhnliche Briefformel unserer Vorfahren: Wenn Sie sich noch wohl befinden, so ist mir's lieb; ich bin noch gesund. Dieses ist für mich genug: denn das ist doch das Wichtigste. Sie meynen etwa, ich scherze? Nein! Ich bitte im Ernst. Schreiben Sie mir ia, was Sie machen; denn das muß ich wissen, wenn ich nicht äusserst besorgt seyn soll. Leben Sie wohl.

An den Paulin.

(B. II. Br. 2.)

Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ichs seyn soll; aber genug, ich bin böse. Sie wissen, daß die

die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug; nur weiß ich nicht, ob sie billig ist. Indessen thue ich, als ob sie nicht weniger billig, als groß wäre, und ich bin sehr böse auf Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nämlich wenn Sie mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses will ich allein für eine wahre Entschuldigung gelten lassen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulinus, lebe auf dem Lande, und ergötze mich zuweilen durch Studieren, zuweilen auch durch Müssiggang. Beides habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäften zu danken. Leben Sie wohl.

Gellert.

An Septitius Clarus.

(B. I. Br. 15.)

Sie sind mir ein Schöner! versprechen sich zu Tische, und bleiben dann aus? Sie bekommen einen Proceß, wo Sie alle Unkosten bey einem Pfennig

nig bezahlen sollen; und die nicht gering. Für Jeden war Salat bestellt, auf iede Portion drey Schnekken, ein Par Eyer, nebst einem Trank von Meth und Schnee (denn auch diesen müssen sie mit anrechnen, zumal da der im Gerichte zerschmilzt.) Es waren Oliven aus Andalusien da, Kürbisse, Bulben und tausend andere Delikatessen. Sie hätten einen Komödianten gehört, oder Vorleser, oder Virtuosen auf der Lyra, oder wohl alle: Sie kennen meine Freygebigkeit. Da sind Sie aber, der Himmel weiß wo gewesen, und Austern, andere Lekkerbisse, fremde Fische, und gaditanische Mädchen waren Ihnen lieber. Sie sollen mir das nicht umsonst gethan haben. Warten Sie nur! Es war gar nicht hübsch von Ihnen! Sie haben vielleicht sich, zum wenigsten mir — aber doch auch sich selbst keinen geringen Tort gethan. Wie hätten wir da scherzen, lachen, und uns unterhalten wollen! Bey Andern können Sie zwar viel prächtiger schmausen; aber nirgends fröhlicher, ungezwungener und freyer. Kurz, versuchen Sie's einmal. Und, wenn Sie dann nicht andere Einladungen ausschlagen, so entschuldigen Sie sich bey mir auf immer. Leben Sie wohl.

An

An Kaninius Rufus.

(B. I. Br. 3.)

Was macht wohl Komum, Ihr und mein Lieblingsort. Was das anmuthsvolle Landgut bey der Stadt? Was der Laubengang, wo stets Frühling ist? Was der schattenreiche Alleenwald? Was der Kanal mit seinem grünen und buntgeschmückten Ufer, und das für ihn daran stossende Bassin? Was iener weiche, und doch feste Promenadengang? Was ienes Bad, das die Sonne umwandelt und wohlthätig durchstralt? Was iene öffentlichen und iene nur für Freunde bestimmte Speisesäle? Und iene Wohn- und Schlafzimmer? Halten Sie sich denn auch beständig da auf, und theilen Sie sich wechselsweise in sie? Oder entfernt Sie noch immer der geschäftige Eifer für das Hauswesen von öfteren Spazierge-hen? Geniessen Sie dieselben; so sind Sie ein sehr glücklicher Mann: wo nicht; so haben Sie gar nichts vor Andern voraus. So überlassen Sie doch (es ist einmal Zeit) die unedlen und eigennützigen Sorgen Andern, und widmen Sie sich an diesem stillen und herrlichen Aufenthalt dem Studieren. Dieses sey Ihre Beschäftigung, Ihre Musse, Ihre Arbeit, Ihre Erhohlung. Mit diesem bringen Sie

Ihre Tage, mit diesem Ihre Nächte zu. Denken Sie auf etwas, und arbeiten Sie's aus, davon Sie ewig Besitzer seyn werden. Denn Ihre übrigen Güter werden nach Ihnen einen Herrn nach dem andern bekommen; aber, was Sie einmal selbst werden ausgearbeitet haben, das wird beständig Ihr bleiben. Ich weiß, wen ich ermuntere. Ihr Eifer, Ihr Genie, ist mir bekannt. Suchen Sie sich nur erst selbst so viel zuzutrauen, als Ihnen Andere zutrauen werden, wenn Sie es thun.

An Kornelius Tacitus.

(B. I. Br. 6.)

Sie werden lachen, und ich gebe Ihnen meine Erlaubniß dazu. Stellen Sie sich vor, daß ich, ich selbst — Sie kennen doch den Mann? — drey Schweine, und, wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, drey recht grosse Schweine gefangen habe? Sie selbst? — höre ich Sie fragen. Ich selbst: aber freilich, — damit meine Indolenz und Ruhe so wenig als möglich dabey verlöre, saß ich nicht am Garn; und neben mir lagen, statt der Lanze und des Jagdspieses, Griffel und Schreibtafel. So saß ich, überließ mich meinen Gedanken, und schrieb von Zeit zu Zeit etwas nieder, um, wenn ich mit leeren Händen

heim

heim käme, wenigstens mein Taschenbuch voll zurückzubringen. Sie hätten Unrecht, wenn Sie diese Art zu studieren verachteten. Es ist erstaunlich, wie sehr der Geist durch die Leibesübungen, und eine mehr als gewöhnliche Bewegung aufgeweckt wird. Und dann noch das angenehme Grauen der Wälder, und die Einsamkeit, und selbst das allgemeine Schweigen, das beym Jagen beobachtet wird, — welche Reizungen zum Denken! Folgen Sie also immer meinem Beyspiel, und nehmen Sie, wenn Sie auf die Jagd gehen, Ihre Schreibtafel eben so richtig mit, wie Ihren Brodtkorb und Ihre Kürbisflasche: Sie werden finden, daß Minerva so gern auf den Bergen herumirrt, als Diana.

Wieland.

An die Hispulla.

(B. IV. Br. 19.)

Sie sind ein Muster, wie man die Seinigen lieben müsse. Das haben Sie an Ihrem vortrefflichen Bruder bewiesen, den Sie so zärtlich liebten, als er Sie liebte, und an seiner Tochter, die Sie, wie Ihre eigene lieben, und der Sie nicht nur das Herz einer Tante, sondern auch eines Vaters, als hätte sie ihn nicht verloren, schenken. Sollte es Ih-

nen nun nicht das größte Vergnügen gewähren, wenn ich Ihnen sage, wie würdig sie ihres Vaters sey, Ihrer, und ihres Großvaters? Ungemein groß ist ihr Verstand, und eben so groß ihre Mäßigkeit. Sie liebt mich, (ein Beweis ihres reinen Herzens;) und aus Liebe zu mir auch die Wissenschaften. Sie besitzt meine Schriften, studiert sie, und lernt sie sogar auswendig. Wie besorgt ist sie, wenn sie weiß, daß ich eine Rede halten soll! und wie froh, wenn sie geendigt ist! Sie stellt Leute auf, die ihr erzählen müssen, welchen Beifall und was für Lobeserhebungen ich erhalten, und was der Proceß für einen Ausgang gewonnen habe. Lese ich etwas öffentlich ab, so sitzet sie in der Nähe hinter einem Vorhang; und fängt mit gierigsten Ohren die Lobsprüche auf, die ich erhalte. Meine Verse singt und spielt sie auf der Cythar, ohne irgend eine Anweisung; nur die Liebe ist ihre beste Lehrmeisterin. Diese Ursachen geben mir die zuverlässigste Hoffnung, daß unsere vereinigte Liebe von Tag zu Tag immer zunehmen, und ununterbrochen seyn werde. Denn sie liebt mich nicht um meiner Jugend oder Person willen, (Dinge, die mit der Zeit vergehen und verwelken), sondern meiner Verdienste wegen. Und so mußte sie auch werden, da sie unter Ihrer Aufsicht erzogen, und nach Ihren Grundsätzen unterwiesen ist, in Ihrer Gesell-

sellschaft, nichts als was tugendhaft und schön heißt gesehen, und durch Ihre Empfehlung mich zu lieben gelernt hat. Denn Sie verehrten meine Mutter, wie die Ihrige; bildeten mich gleich von der Kindheit an, lobten mich, und prophezeihten, daß ich einst so werden würde, wofür mich nun meine liebe Gattin hält. So nehmen Sie denn hin unsern vereinigten Dank: ich danke es Ihnen, daß Sie mir sie, und sie — daß Sie ihr mich geschenkt und gleichsam uns beide für einander auserlesen haben. Leben Sie wohl.

An den Maximus.

(B. VII. Br. 26.)

Jüngst (dieser Tage) veranlaßte mir die Unpäßlichkeit eines guten Freundes die Gedanken, daß wir die besten Leute seyn, wenn wir krank sind. Denn, wo läßt sich ein Kranker von Habsucht oder Wollust beunruhigen? Er fröhnt nicht der Liebe, strebt nicht nach Ehre, achtet nicht der Schätze, und läßt sich mit den geringsten Bedürfnissen begnügen, als die er hinter sich lassen muß. Dann erinnert er sich erst, daß ein Gott, und er ein Mensch sey. Er beneidet niemand, bewundert niemand, findet kein Vergnügen an Verläumdungen; giebt auch nicht Acht darauf. Nur mit Bädern und Quellen beschäf-

tigt sich seine Phantasie. Das ist das Ziel seiner Sorge; das Ziel seiner Wünsche. Ein stilles und ruhiges, d. i. ein unschuldiges, glückliches Leben will er führen, wenn er wieder genesen sollte. Daraus folgt eine Lehre für mich, und für Sie, die kurz das enthält, was uns Philosophen so weitläuftig in so gar vielen und dikken Bänden haben lehren wollen, daß wir bey gesunden Tagen beständig so leben, als wir zu werden, in der Krankheit versprechen.

An den Priskus.

(B. III. Br. 21.)

Ich höre, Martial ist gestorben. Sein Tod geht mir nahe. Er war ein vortreflicher Kopf, sein Witz fein und scharf, sein Herz ehrlich und gut, wiewohl Salz und Galle genug in seinen Schriften ist. Ich hatte ihm, da er Rom verließ, ein Geschenk auf die Reise gemacht. Ich glaubte es unsrer Freundschaft, und auch den kleinen Versen, die er mir zu Ehren gemacht hat, schuldig zu seyn. Vor alten Zeiten war es Sitte, mit Ehrenzeichen, oder mit Geld diejenigen zu belohnen, welche zum Lob einzelner Personen, oder ganzer Republiken geschrieben hatten. In unsern Tagen ist mit andern löblichen Gebräuchen auch dieser abgekommen. Seitdem wir

auf-

aufgehört haben lobenswürdige zu thun, machen wir uns auch nichts mehr daraus gelobt zu werden. Sie fragen mich vielleicht, was das für Verse seyen, die mich so dankbar gegen den guten Martial machten? Ich würde Sie an sein ganzes Buch verweisen, wenn ich nicht einige auswendig wüßte. Gefallen Ihnen diese, so können Sie die übrigen selbst nachschlagen. — Er redet seine Muse an, und befiehlt ihr, nach meinem Hause auf den Exquilien zu gehen. Aber — so fährt er fort —

Aber nimm dich in Acht, in trunknem Muthe
Nicht zur Unzeit an der beredten Thüre
Anzupochen. Er pflegt den ganzen langen
Tag mit der ernsten Pallas zuzubringen,
Die die Reden ihm machen hilft, womit er
Unsere Richter (wie Orpheus einst den strengen
Unerbittlichen Höllenhof) bezaubert;
Reden, die wir, mit Stolz, und von der Nachwelt
Unbescholten, den ew'gen Meisterstükken
Des Arpinischen Demosthen entgegen-
Stellen dürfen. Sicherer wagst du, Muse,
Dich des Abends zu ihm, wann späte Lampen
Zum geselligen Schmaus den Saal erleuchten.
Deine Stunden sind dieß, wenn Bachus schwärmet,
Wenn die Rose, die nicht mehr finstre Stirne,
Kränzt, und Salben vom Haare triefen; dann ist
Dich zu lesen, auch Kato nicht zu weise.

Finden Sie nun, daß ich Recht hatte, den Mann, der dieß von mir schrieb, damals mit Beweisen der wärmsten Freundschaft von mir zu lassen, und nun da er nicht mehr ist, als einen verlornen Freund zu betrauren? Er gab mir das Größte, was er mir geben konnte, und würde gerne mehr gegeben haben, wenn er gekonnt hätte. Wiewohl, was kann ein Sterblicher dem andern Grösseres geben, als Ruhm und Unsterblichkeit? Doch vielleicht werden seine Schriften selbst nicht unsterblich seyn? Vielleicht; aber wenigstens war es, da er sie schrieb, sein Wunsch, daß sie es seyn möchten.

Wieland.

Mein Herr,

Sie haben mich durch Ihre angenehme Zuschrift zu einem Briefwechsel gütig aufgeboten. Hier haben Sie meinen ersten Brief. Sie sehen, daß Sie keine Bitte an mich vergebens thun können; allein ich werde Ihnen nicht sinnreich schreiben. Ich schätze die Art der Freundschaft hoch, wo man nur das Herz reden läßt, und ich suche niemals Ihnen durch meinen Witz zu gefallen. Die natürlichen Schönheiten, die artigen Züge, in den Briefen des Rabutin und der Sevigne, haben al-

lein

lein Reiz für mich, und mein Herz bleibt kalt bey dem gezwungenen Witze des Balzak und des le Pays. Wie sehr wünschte ich eben so herzrührend zu schreiben, als die portugiesische Nonne in ihren affektvollen Briefen, um Sie, mein Werther, in der zärtlichsten Sprache zu versichern, daß ich Sie liebe; daß ich niemals mehr Zufriedenheit, als in ihrem Umgange empfunden habe, und daß ich Ihren Kuß sehnlich wünsche! Ihr Hirtenlied hat mich gerührt. Dieser Ausdruck vertritt die Stelle eines ausgesuchten Lobspruchs; denn ich darf Sie doch nicht loben. Ich schikke Ihnen dagegen einige Schäfergedanken von mir, woran Ihnen nichts, als die Kürze gefallen wird, ingleichen einen Versuch einer Uebersetzung des Trauerspiels Muhamet. Wie glücklich ist man, wenn man einen Freund hat, wie Sie sind! Sie werden meinem Versuche keinen ungegründeten Beyfall geben; denn ein Freund kann nicht schmeicheln; und Ihr gegründeter Tadel wird mich abhalten, eine schlechte Uebersetzung zu liefern. Um Ihnen einige Nachrichten, die ich für neu halte, mitzutheilen, so melde ich Ihnen, daß neulich des Herrn von . . Lustspiel: die Beschwerlichkeiten des Hoflebens, mit vielem Beyfall vorgestellt worden sind. Meine Uebersetzung des Schmeichlers dürfte auch nächstens aufgeführet werden. Ich habe die

Verteutschung dieses Lustspiels übernommen, weil ich es für das beste Stück des Rousseau halte, und weil ich den Tadel des Gacon in seiner satyrischen Lebensbeschreibung dieses Poeten nicht billige. Den Gelehrten, ein Gedicht, so in Hamburg herausgekommen ist, werden Sie schon gelesen haben, und ich darf Ihnen nicht sagen, daß es schön sey. Man verkennet den berühmten Verfasser nicht! Ich entdekke den Spötter unter dem geistreichen Dichter, und es scheint eine Satyre zu seyn, davon ich die Umstände zu wissen wünschte. Erklären Sie mir doch was Sie durch die Faunen unter den berlinischen Musen verstehen? Ich habe Ihren Sinn nicht eingesehen. Doch ich muß nur aufhören Sie mit Neuigkeiten und Fragen zu beschweren. Vielleicht beantworten Sie diese Fragen, und dann werden Sie an mich schreiben müssen. Sie können dieses niemals zu oft thun; aber machen Sie sich gefaßt, meine öfteren Antworten zu lesen.

Gleim.

Den Augenblick, mein liebster Freund, gab ich, unter fremdem Pettschaft, an Sie ein Päckchen auf die Post, worinn Sie eine hornene Schnupfta-

backs-

backsdose finden werden, mit der Innschrift, aus-wendig auf dem Dekkel: Pater Lorenzo, und innwendig Yorick. Erst itzt schreib ich den Brief dazu; und diesen sollen Sie in einem öffentlichen Blatte lesen: den Sinn des Geschenks werden Sie gleich errathen; allein, ich wünschte, daß Sie eben so bald den Geber desselben erriethen, und es dem Herzen Ihres Jacobi zutrauten; aus dieser Ursache hielt ich den Brief noch zurück. Warum ich ihn aber drukken lasse? Weil er in die Hände vieler kommen soll, die unsere Freunde sind, oder es seyn könnten. Hören Sie also, mein Liebster, die Geschichte der Dose. Meinem Bruder, der mit mir gleiches Gefühl hat, und einem Cirkel von empfindsamen Frauenzimmern, las ich, vor einigen Tagen, Yoricks Reisen vor. Wir kamen an die Geschichte des armen Franciskaners Lorenzo, welcher Yorick um ein Almosen bat, von ihm abgewiesen wurde, durch sein sanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue darüber einflößte, nachher zum Zeichen der Versöhnung von ihm eine schildplattene Dose bekam, wogegen er ihm die seinige von Horn gab, u. s. w. Wir lasen, wie Yorick diese Dose dazu gebraucht habe, um den sanften gelassenen Geist ihres vorigen Besitzers hervorzurufen, und den seinigen, bey den in der Welt zu kämpfenden Kämpfen, in Fassung

zu

zu erhalten. "Der gute Mönch war gestorben; "Yorick saß bey seinem Grabe, zog die kleine Dose "herfür, riß einige Nesseln zum Kopfe des Begrabenen aus, und weinte." Wir sahen einander stillschweigend an, ein ieder freuete sich, in den Augen des andern Thränen zu finden; wir feyerten den Tod des würdigen Greises Lorenzo, und des gutherzigen Engländers. Unser Herz sagte uns, Yorick hätte, wären wir ihm bekannt gewesen, uns geliebet; und der Franziskaner, glaubten wir, verdiene mehr, als alle Heiligen der Legende kanonisirt zu werden. Sanftmuth, Zufriedenheit mit der Welt, unüberwindliche Geduld, Verzeihung für die Fehler der Menschen, diese ersten Tugenden lehrt er seine Schüler: wie viel besser sind sie, als der fromme Stolz der mehresten gestifteten Orden! Wie süß war uns das Andenken an den erhabenen Mönch, und an den, der so willig von ihm lernte! Viel zu süß, um nicht durch etwas sinnliches unterhalten zu werden! Wir alle kauften uns eine Schnupftabacksdose von Horn, worauf wir mit goldenen Buchstaben die Schrift setzen ließen, die auf der Ihrigen steht. Wir alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen, iedem Franziskaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unsrer Gesellschaft sich

einer

einer durch Hitze überwältigen lassen; so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung, auch in der größten Heftigkeit, zu widerstehen. Wäre einer so unglücklich, daß dieses nicht gleich den verlangten Eindruck auf ihn machte; so muß er zur Strafe, die hornene Dose mit einer andern verwechseln, bis er sie durch eine besonders gutherzige oder sanftmüthige That sich wider erwerben kann. Unsre Damen, die keinen Taback brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttisch eine solche Dose stehen haben; denn ihnen gehören, in einem höhern Grade, die sanften Empfindungen, die wir aus ihren Blikken, aus ihrem Ton, aus ihren Urtheilen schöpfen sollen. Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Cirkel genommen zu haben; Wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darinnen gleich stellten. An einige schickten wir das Geschenk, das Sie bekommen, als ein uns heiliges Ordenszeichen; Andern soll dieser Brief unsre Gedanken mittheilen. Viele Leser werden gar nichts dabey fühlen; Andere nicht Muth genug haben, sich in eine Verpflichtung zum Kampf über sich selbst einzulassen; Andere wohl gar klein genug seyn, sich an den Wohlstand zu kehren, der ihnen durch eine Dose von Horn beleidiget scheint. Die ersten bedauren

ren wir: von den zweyten hoffen wir einige Bes-
serung, und die dritten leben nicht für uns. Viel-
leicht hab ich in Zukunft das Vergnügen, an frem-
den Orten, hie und da, einen Unbekannten anzutref-
fen, der mir seine Dose von Horn, mit den gold-
nen Buchstaben, reicht. Ihn werd ich so vertraut,
als, nach gegebenem Zeichen, ein Freymäurer den
andern, umarmen. Er kennt menschliche Tugend,
und wünscht besser zu werden. O wie wollte ich
mich freuen, wenn ich unter meinen hiesigen Mit-
bürgern einen mir so theuren Gebrauch einführen
könnte! Dann würde die Religion sie nicht mehr
entzweyen; einen gemeinschaftlichen Heiligen hät-
ten sie; der protestantische Geistliche würde den
katholischen Ordensbruder seinen Freund nennen,
ihm verzeihen, daß er ein langes, graues Gewand
trägt; und der Ordensbruder lernte, bey seinen
Wallfahrten zu der im Hain gelegenen Kapelle, alle
Menschen lieben, wegen der Gottheit, die für alle
Menschen, aus Liebe, den Hain erschuf. Wir, mein
Liebster, wenn die Ungerechten, denen unser Herz
und unsere Muse nichts gethan haben, die uns has-
sen, weil wir nicht von ihren Feinden gehaßt wer-
den; wenn diese an unsern Liedern sich rächen wol-
len, dann ziehen wir unsre Dose hervor und werden
nicht böse, und singen fort, ob wir sie vielleicht leicht

besänf-

besänftigen können? Wer weiß, ob sie nicht selbst mit der Zeit bewogen werden, ein kleines Geschenk von Horn von uns anzunehmen?

Jacobi.

Mein allerliebster Freund,

Noch ist kein Tag hingegangen, wo ich nicht hundertmal an Sie, und an alle unsre Freunde gedacht, und mich hundertmal beklagt hätte. Wenn alle meine Klagen Briefe geworden wären; wie viel würden Sie nicht zu beantworten haben? Aber ich habe Sie so lieb, daß ich Sie mit meinen Klagen so wenig beunruhigen will, als nur möglich seyn wird. Ich klage mein Leid mir, und den Büschen, in die ich mich alle Abende verliere, sobald es sechs geschlagen hat. Noch habe ich hier zwar keinen so poetischen Garten gefunden, als unsere kleine wilde Insel war, wo der Geist der Musen unter der alten Linde, unter den Weiden am Wasser und überall so gern herbergte; wo Sie, mein liebster Freund, mich zuweilen störten, wenn ich allein seyn wollte, weil Sie wußten, daß ich nicht deßwegen allein war, um nicht bey Ihnen zu seyn; wo die Narren nur selten hinkommen, wo wir die ganze Gegend durch Gespräche der Freundschaft und der Liebe heiligten.

Alles

Alles dieses ist für mich aus. Die einsamen Gegenden, die ich hier durchstreiche, weil ich noch kein bequemes einsiedlerisches Gartenhaus habe finden können, scheinen solcher Klagen, als ich zu führen Lust habe, noch gar nicht gewohnt zu seyn. Allein, ich will sie noch dazu gewöhnen, und wenn ein Poet oder Freund nach mir diese Gegenden mit seinen Klagen besucht; so soll ihm das Echo schon viel zärtlicher antworten, als es mir antwortet. Vor dem einen Thore habe ich es schon versucht. Ich finde dort einen sehr schönen poetischen Garten, mit Inseln, ziemlich natürlichen Einsiedeleyen, kleinen Gehölzen, Nachtigallen und Lauben. Allein ich bin immer in Gefahr, von einer Gesellschaft gestört zu werden, die nicht poetisch ist. Ich habe es also auch vor einem andern Thore versucht, und hier ein sehr schönes, wohleingerichtetes Kaffeehaus gefunden, das ziemlich fleissig besucht wird, aber dabey einen Garten hat, in welchem man zuweilen so glücklich ist, allein zu seyn. Hart hinter demselben liegt ein kleines Holz voll Nachtigallen, das aber manchmahl durch das Jauchzen betrunkner Soldaten auf eine schändliche Weise entweiht wird. Doch neben diesem Gehölze ist, auf der andern Seite des Wassers, ein angenehmer Spaziergang hinter lauter Bauer-Gärten und Häusern, den wegen des nahen Wäld-

chens

chens niemand besucht, und den ich eben deswegen besuche! Heute hoffe ich dort an einem abgelegenen Orte eine Bauerhütte und vielleicht eine Laube anzutreffen, wo ich meine einsiedlerische Residenz aufschlagen kann. Ich habe die Einsamkeit niemals mehr geliebt, als iezt, und dieß ist das erstemal in meinem Leben, daß ich einen Spaziergang, oder einen Garten suche, um daselbst ungehindert schwermüthig zu seyn. Ach, mein liebster Freund, das habe ich niemals gedacht, daß ich Sie und unsre andern Freunde so sehr lieb hätte, ungeachtet ich immer gewußt habe, daß Sie insgesamt dasienige sind, was ich auf der Welt am meisten liebe. Grüssen Sie sie alle, wenn ich nicht an sie schreibe, und erinnern Sie auch unter unserer ehrwürdigen Linde auf der Insel die Nachtigall und den ganzen fröhlichen Himmel zuweilen an Ihren alten Freund.
Wie sehr bin ich der Ihrige,

Giesekе.

Liebster Herr Sekretair! *)

Lassen Sie sich meine Noth klagen. Unmittelbar an meinem Kammerfenster wird in dem medicinischen Auditorium ein Lazaret für acht und dreyßig Kranke angelegt. Ein trauriges Schicksal für ein fühlendes Herz. Trete ich künftig an das Fenster, o werde ich Elende sehen müssen. Liege ich schlaflos auf meinem Lager, so werde ich Elende müssen weheklagen hören; und ieder Hauch, den ich in mich ziehe, wird mich schrecklich erinnern, daß ich an einem Lazarete wohne, und Unglücklichen nahe bin, denen ich nicht helfen kann. Ist es möglich, liebster Freund, durch eine Vorbitte mich von dieser Last zu befreyen, so werden Sie mein Erretter. Vielleicht giebt es Gartenhäuser, wo die Kranken besser und gesünder liegen können, als im schwarzen Brete. Wenigstens wagen Sie eine Bitte bey dem Herrn Kommendanten von K*, eine Bitte, die ich aus Bescheidenheit und Furchtsamkeit nicht wagen kann. Er ist ia beständig gnädig gesinnt gegen der Akademie gewesen; und wenn er kann, wird er es auch gegen

*) Dieser und die sieben folgende Briefe sind ächte Abschriften einiger noch ungedrukten Originalbriefe von Gellert.

gegen mich seyn; und warum sollte er weniger Mitleiden für mich haben, als ich Vertrauen und Ehrerbietung gegen ihn habe? Darf aber die Einrichtung, die sich einmal gemacht ist nicht geändert werden; nun wohl gut, so will ich aus der Stadt weichen und dem Lazarethe entfliehen, diese Freyheit wird mir der Herr Kommendant gewiß erlauben.

Alles dieses würde ich Ihnen mündlich gesagt haben, wenn es nicht leichter, schriftlich um eine Wohlthat zu bitten; so wie es Ihnen leichter wird, wenn Sie meine Bitte nicht erfüllen können, mir sie schriftlich abzuschlagen, als wenn ich in Person mit einer traurigen und kranken Miene vor Ihnen stünde. Ich verharre mit wahrer Hochachtung und Freundschaft,

Ihr

Den 16. Nov. 1760.

ganz ergebenster Dr.
Gellert.

An Herrn von H***

Hochwohlgeborner Herr,
Gnädiger Herr General,

Wenn ich so glücklich gewesen bin, zum Besten Dero Herrn Sohns, wie Er rühmt, etwas gethan

zu haben; so muß ich zugleich Ew. Excellenz aufrichtig bekennen, daß Er mir diese Pflicht sehr leicht, ja daß Er mir sie zum Vergnügen gemacht hat. Ich mag auf seinen Verstand oder sein gutes Herz, auf seine grosse Fähigkeit und Kenntniß der Wissenschaften, oder auf seine Wißbegierde und seinen täglich wachsenden Fleiß sehen; so ist Er einer der besten iungen Kavaliere, die sich iemals meines Unterrichts bedienet haben; und ich verspreche mir und der Welt ausserordentlich viel Gutes und Grosses von ihm. Gott lasse durch die glückliche Erziehung, die Ew. Excellenz diesem hoffnungsvollen Sohne gegeben haben, und noch geben, alle Dero väterliche Absichten und Wünsche erfüllt werden, und ihn aus einem guten Jünglinge zu einem der besten und tugendhaftesten Männer aufwachsen! Er selbst, dieser theure Sohn, den ich wegen seines frommen und edlen Herzens väterlich liebe, ist gestern glücklich wieder bey uns angekommen, und hat mir durch die Ueberbringung Dero gnädigen Zuschrift an mich, seine Ankunft noch erfreulicher gemacht. Für dieses schriftliche und unverdiente Zeichen Dero Gnade danke ich heute Ew. Excellenz ehrerbietigst, und ersuche Dieselben zugleich gehorsamst, Dero Herrn Sohn, wenn es möglich ist, unserer Akademie und mir, noch künftigen Sommer zu überlassen;

lassen; der ich mit vollkommenster Verehrung zeitlebens verharre,

Eurer Hochwohlgebornen Excellenz

unterthäniger Diener,

Gellert.

An Frau von N***

Hochwohlgeborne Frau,

Gnädige Frau,

So bereit ich bin dem Herzen einer so würdigen Mutter zu dienen: so zweifle ich doch, ob ich so viel Gelegenheit dazu finden werde, als ich wünsche, da sich der Herr Sohn seit acht Wochen schon hier eingerichtet und bereits seine Kollegien, seine Gesellschaft und seinen Tisch gewählt hat. Hätte ich das Vergnügen gehabt, ihn gleich bey seiner Ankunft kennen zu lernen: so würde ich ihm vermuthlich haben nützlicher seyn können. Sie, meine gnädige Frau, können versichert seyn, daß ich iede Gelegenheit, ihm zu dienen, als eine Pflicht ansehen und ihm mit meinem Rathe so oft dienen werde, als ich kann, und als ich sehe, daß er ihm nicht beschwerlich fällt. Bin ich sein Mann, und kann er mich lieb gewinnen: so soll er ein Recht auf meinen Umgang und meine Freundschaft

haben. Er kann mich alle Wochen einmal besuchen, und eben das will ich auch thun. Wie glücklich will ich mich schätzen, wenn ich das Vertrauen, das Ew. Gnaden in mich setzen, erfüllen und zu dem Besten eines hoffnungsvollen iungen Herrn etwas beytragen kann. Ich danke Ew. Gnaden für den Beyfall, mit dem Sie meinen Charakter und meine Schriften in Ihrem so beredten Briefe beehrt haben, auf das bescheidenste, und beharre mit der vollkommensten Hochachtung

Eurer Gnaden

gehorsamster Diener,
C. F. Gellert.

An eben dieselbe.

So viel ich sehe und von Andern höre, so lebt der Herr Sohn nach seiner Zurückkunft eingezogner als vorher; und es sey nun, weil ichs wünsche, oder weil ich ihm gewogen bin, oder weil er es verspricht; so hoffe ich doch mit vieler Zuversicht, daß er auf die gute Bahn, die er in Halle so rühmlich betreten hat, wieder zurückkehren, und sich und Leipzig Ehre machen wird. Ich begreife sehr leicht, wie er hier auf Abwege hat gerathen können. In

Halle

Halle war er in guter Gesellschaft an der Seite der Grafen von der L** die man mir sehr lobt, an der Hand eines wakkern Hofmeisters. Er durfte den Umgang nicht suchen; er hatte ihn. Er durfte die Beyspiele nicht wählen, er sahe sie. Seine Stunden waren eingerichtet, und sein Fleiß war auf gewisse Weise natürlich, und sein guter Charakter ausser Gefahr. Er kam hieher, er sollte Gesellschaften wählen, Freunde suchen, seine Studien selbst einrichten, sich selbst führen; und o wie viel gehöret auch bey dem besten Willen dazu! Der Langenweile auf der Stube zu entfliehen, wagt man sich unvorsichtig in Gesellschaften, und keine sind vielleicht gefährlicher, als die auf Akademien, wo die wenigsten denken, weil sie nicht mögen, und die meisten schlecht denken, weil sie ihren Neigungen gemäß denken. Man ergreift lieber die Last des Spiels, als daß man die Arbeit, müssig zu gehn, unbeschäftigt zu seyn, ertragen sollte. Mit einem Worte, gnädige Frau, ich habe die besten iungen Herzen, die sorgfältig erzogen waren, oft in kurzer Zeit verderben sehen, so bald sie keinen Führer, als sich selbst hatten. Sie sind es gewohnt, geleitet zu werden, sie denken also zu wenig an sich. Sie haben Vertrauen zu sich selbst, weil sie noch wenig Gelegenheit zu Vergehungen gehabt. Sie wollen gefallen,

und sie wagen sich in unglückliche Gesellschaften, welche die Miene der bösen Sitten nicht haben, und doch böse sind. Die Mühe zu studieren wird ihnen ohne Gefährten, ohne Hülfe, ohne Ermunterung, ohne Nacheiferung zu schwer. Sie hängen den Vergnügungen nach, um nicht verdrießlich zu seyn, und verirren sich an einem Ort, den sie nicht kennen, so sicher sie an dem giengen, der ihnen bekannt war. Ich glaube, es würde für den Herrn Sohn sehr vortheilhaft gewesen seyn, wenn er in den guten Händen in Halle geblieben, oder doch nicht ohne Aufseher nach Leipzig gekommen wäre. So gut Leipzig ist: so ist es doch für einen iungen Kavalier aus hundert Ursachen sehr gefährlich. Ich würde dociren, wenn ich mehr sagen wollte, und ich denke, ich habe schon docirt. Vergeben Sie mir einen Fehler, gnädige Frau, der unsrer Lebensart so eigen ist, den ich aus Liebe für den Herrn Sohn, um ihn nach meinem Gewissen wenigstens von einer Seite her zu entschuldigen, begangen habe. Ich hoffe, er wird sich wieder zurecht finden (um es noch einmal zu sagen) und das Verdienst wird sein, oder doch die Frucht der Vorstellung seiner mit Ruhm strengen und sorgfältigen Mutter seyn. Denn, gnädige Frau, was kann ich anders thun, als daß ich ihn wöchentlich besuche, ihn bitte, mich wöchentlich auch einmal

zu

zu besuchen, daß ich ihn frage, mit ihm rede, ihm glaube, wenn er ia, oder nein sagt, ihm Vertrauen zu mir zu erwekken suche, Herrn St * * frage, wie der iunge Herr studieret, lebet, Herrn St * * glaube, wenn er ia, oder nein sagt? — dieß ist es alles, was ich thun kann; und dieß, wenn der Herr Sohn nicht das beste thut, wird wenig ausgerichtet heissen. Es ist schwer, sich von einem falschen Wege gleich auf den guten zu finden, schwer sich von gewissen Gesellschaften auf einmal los zu reissen. Doch binnen hier und Ostern muß sich alles entwikkeln. Wird er nämlich binnen dieser Zeit nicht so, wie Sie wünschen und befehlen: so ist er nichts länger in Leipzig nütz. Und der einzige Versuch, den Sie noch mit ihm anstellen können, wann er ia studieren soll, ist, ihn auf eine andere Akademie zu thun und ihm einen Mann an die Seite zu geben, der nicht allein sein Freund, sondern auch mit dem Ansehn eines Führers bekleidet ist. Gefällt Ihnen dieser Weg nicht; so ist es tausendmal besser, daß Sie ihn einen Soldaten werden, als einen unordentlichen Studenten bleiben lassen. Genug, ich werde Ihnen alles, was ich erfahre, treulich melden, und ich mache dem iungen Herrn aus dieser Pflicht kein Geheimniß. Aber wie froh, wie glücklich werde ich seyn, wenn ich einer so würdigen Mutter stets

die beste Nachricht von Ihrem Sohne geben kann. Ihr lezter Brief, gnädige Frau, ist voll von heroischen Entschliessungen, die selten in das Herz der Mutter kommen.— Achthundert Thaler sind genug für einen ordentlichen iungen Herrn. Wird er recht fleissig, recht lobenswürdig; so werde ich für ihn bitten, wenn ich glaube, daß er das neunte hundert, daß Sie im Nothfalle bewilligen werden, nöthig hat. — Welcher lange, und doch nicht viel sagender Brief! Wie wahr ist es, was ich im Voitüre, oder wo, gelesen habe. Wann ich mehr Zeit gehabt hätte: so würde mein Brief kürzer geworden seyn. Vergeben Sie es meiner guten Absicht, und würdigen Sie mich Ihres Vertrauens, und Ihrer Gnade ferner.

Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung,

Ew. Hochwohlgebornen Gnaden

gehorsamster Diener
G * *

An

An eben diese.

Hochwohlgeborne Frau,

Gnädige Frau,

Einen iungen Herrn, mit dem der Herr Sohn einen Hofmeister gemeinschaftlich haben könnte, weiß ich zur Zeit nicht, und die Sache hat auch ihre grossen Schwierigkeiten. Der Herr Sohn ist es schon gewohnt, sich selbst zu führen, und wird er sich also so leicht durch einen Hofmeister einschränken lassen, wenn dieser nicht viel Klugheit, Erfahrung und Ansehen besitzet? Solche Hofmeister sind schwer zu haben. Leute, die etwas gelernet, viel gelernet haben, diese kenne ich wohl; aber solche, die bey der Gelehrsamkeit auch Lebensart, Verstand und ein gutes Herz besitzen, solcher kenne ich nicht viele, und die ich kenne, sind versorgt. Indessen habe ich mit dem Herrn Sohne gesprochen und er scheint geneigt, an Herrn St** seine Stelle einen andern Gefährten auf Ostern anzunehmen. Der einzige, den ich mit Gewissen vorschlagen kann, weil ich ihn seit acht Jahren kenne, heißt H**. Ich will Ihnen, gnädige Frau, ein kleines Bild von ihm machen. Sein Herz ist gut. Er hat Verstand. Er weiß

sehr

sehr viel, nämlich die Rechte, Mathematik, Sprachen, insonderheit französisch. Er ist ein guter Musikus, kein schlechter Poet. Seine Miene ist etwas hypochondrisch, und sein Körper nicht so gut formiret, als ichs bey einem Hofmeister wünsche. Er hat etwas schüchternes an sich, und in der That ist ers nicht. Er hat stets ordentlich und mit wenigem gelebt, jungen Herren zeither Lekzion im Französischen, in der Musik und dergleichen gegeben; und sich dadurch seinen Unterhalt erworben. Wenn er also zu dem Herrn Sohne, als Kompagnion oder Hofmeister ziehen sollte, wozu er nicht ungeneigt zu seyn scheint: so kann er es nicht anders thun, als gegen die Vergütung dessen, was er verlieret, wenn er seine Stunden aufgiebt, welches ungefähr nach seiner Rechnung zweyhundert Thaler beträgt. Mit einem Worte, gnädige Frau, für zweyhundert Reichsthaler wird er alles thun, was einem Hofmeister zukömmt, wenn er auch nicht Hofmeister heissen soll. Wenn er dieses Salarium bekömmt: so verlanget er keinen Tisch. Um einen leichtern Preiß weiß ich keine Sele. Herr H** ist ungefähr dreyßig Jahre, aber noch nie Hofmeister in Form gewesen. Herr St * * scheint auch geneigt, sich zu verändern. Der Herr Sohn, so viel ich weiß, lebt ordentlich; denn so lange ich

seine Einrichtung, seine Gesellschaft, seine Kompagnion nicht genauer kenne, muß ich allezeit sagen, so viel ich weiß. Wie glücklich wollte ich mich schätzen, wenn ich durch meine Sorgfalt etwas zu seinem Besten beytragen könnte! Ich wünsche es, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc. ꝛc.

G.

An eben dieselbe.

Man kann viel Geschicklichkeit, Gelehrsamkeit und Fleiß besitzen, und deßwegen doch einen schlechten Hofmeister abgeben, wenn man nicht eine gewisse Weltklugheit, einen gewissen Muth, eine gewisse Lebensart hat, die man sich eben nicht aus der Studierstube zu erwerben pflegt. Jezt bin ich nur damit beschäftiget, daß er Vertrauen und Liebe zu mir bekommen, mir seine Fehler aufrichtig entdekken, mich für seinen wahren Freund halten, und meinem Rathe zuversichtlich folgen soll. Vergeben Sie ihm seine iugendliche Vergehungen. Dieß ist die erste Bitte, die ich an Ew. Gnaden thue; und die andere, lassen sie bey aller Liebe einer zärtlichen Mutter nichts von Ihrer rühmlichen Strenge nach, durch die Sie sich von so vielen anderen Müttern unterscheiden. Es ist sehr wahrscheinlich,

daß

daß Ihre zeitherige Krankheit eine Frucht des Kummers und des Eifers für das Glück Ihres Sohnes gewesen ist; aber eben deßwegen hoffe ich, daß Gott Sie dafür mit einer desto dauerhaftern Gesundheit segnen wird, wenn Gesundheit eine Belohnung für unsere Pflichten ist. Ich wünsche von Herzen, daß der Herr Sohn nie mehr eine Ursache Ihrer Krankheit, sondern von nun an Ihre beständige Zufriedenheit seyn möge. — Ihre Aufmunterungen, mehr zu schreiben, werde ich schwerlich erfüllen können, da ich mich nicht mehr geschickt dazu fühle. Mein Hang zur Poesie verliert sich durch die Jahre, durch Hypochondrie, durch andere Dinge, in die ich eingeflochten werde. Endlich habe ich ia genug, und vielleicht mehr, als genug geschrieben. Es fehlet nicht an guten Schriften, es fehlt mehr an guten Lesern, gleich Ihnen. Ich bin das Geräusche des Autors, des Rühmen sehr satt; und in so weit das Schreiben eine Pflicht ist, so ist es doch keine Pflicht für unser ganzes Leben. Ich bin ꝛc. ꝛc.

G.

An eben dieselbe.

Wenn Sie gewohnt wären, nur den guten Erfolg einer Bemühung und nicht die Absicht derselben

ben zu belohnen: so hätten Sie mir eher Ihre Unzufriedenheit, als Ihre Erkenntlichkeit zu erkennen geben müssen. In der That haben Ihnen meine Dienste, so klein oder groß sie sind, nicht das Geringste dem Anscheine nach genützet, und doch haben Sie solche ohne alles mein Erwarten so reichlich belohnet. Das ist zu viel Großmuth, gnädige Frau, und zugleich viel Unruhe für mich. Sie setzen mich in eine Verbindlichkeit, von der ich mich nicht so leicht werde befreyen können, und Sie rauben mir zugleich das Vergnügen Ihnen freywillig gedienet zu haben, oder künftig zu dienen. Möchte doch Ihr Herr Sohn den Aufwand, den Sie aus Liebe für ihn machen, dadurch vergelten, daß er Ihren Wünschen und Befehlen künftig zuvorkäme, und die Bitten und freundschaftlichen Ermahnungen, die er von mir gehört, nicht unerfüllt liesse. Ich habe seinetwegen bereits nach Wittenberg an den Hofrath und Professor W** geschrieben, und erwarte künftige Woche gewisse Antwort. Herr Hofrath T** hält, so viel ich weiß, keinen Tisch; aber Rf** hat sonst einen gehalten. Den Herrn Sohn wieder nach Leipzig zu thun, gnädige Frau, das kann ich Ihnen wenn ich nach meinem Gewissen urtheile, nicht rathen; ia, ich muß Sie vielmehr inständigst ersuchen, den Bitten des Herrn Sohns von dieser Seite

her

her kein Gehör zu geben. Sein Glück ist mir kostbarer, als seine Liebe; und wenn ich diese zehenmal verlieren sollte: so würde ich doch allemal behaupten, daß er diesen Ort vergessen müßte. Was hat er für einen Schimpf dabey zu fürchten? Bey den Klugen wird ihm seine Veränderung mehr Ehre machen. Er hat seine Schulden bezahlet. Seine gnädige Mutter verlanget, daß er nach Wittenberg gehen soll und sie hat zehen Ursachen dazu. Kann der Gehorsam gegen eine Mutter einem Sohne nachtheilig seyn? So viel ich Herrn S** kenne, ist er ein geschickter und erfahrner Hofmeister. Er hat ehedem ein halbes Jahr in meinem Hause gewohnt und gut und ordentlich gelebt. Vorausgesetzt, er wäre ein guter Hofmeister für den Herrn Sohn; würden Sie, gnädige Frau, ihm nicht lieber jährlich funfzig Thaler mehr geben, als es mit einem andern wagen, bey dem Sie wenig für den Herrn Sohn hoffen könnten? Ich weiß, Sie sind so gnädig, daß Sie mein Wort hören. Ist es nicht unendlich besser, der Herr Sohn verliert an seinem künftigen Vermögen etliche hundert Thaler und lebt bey einem Hofmeister, der ihn vor Schulden und jugendlichen Ausschweifungen bewahrt, der sein gutes Herz zu gewinnen weiß, der ihn lehrt, ein grosses Vermögen rühmlich und zu seinem Glükke und

der

der Welt zum Besten zu verwalten? Gesetzt der Herr Sohn würde kein grosser Gelehrter. Auch das; wenn er nur ein nützlicher und verehrungswürdiger Mann wird. Das kann man werden, ohne sehr gelehrt zu seyn. Er soll die Freude und der Lohn seiner sorgfältigen und würdigen Mutter werden. Hält ihn der Hofmeister mit Klugheit und Sorgfalt dazu an; so wird er Ihnen einen grossen Theil der Sorgen entziehen, die Sie zeither beunruhiget haben. Dieses wünsche ich von Grund meines Herzens und verharre mit aller Erkenntlichkeit und Ehrerbietung

Ew. ꝛc. ꝛc.

G.

An eben diese.

Ich hoffe zu Ihrer Ruhe, gnädige Frau, und nach meinem Wunsche das Beste. Gieng ich zur Herbstkur ins Karlsbad: so würde ich mir die ertheilte Erlaubniß Ihnen auf Ihrem Landgut aufzuwarten, als einen Befehl ansehen und nichts mit grösserem Vergnügen thun. Allein Karlsbad ist nicht der Ort, den ich suche, und meine Arbeiten, die sehr abgemessen sind, erlauben mir eine so weite Reise nicht anders, als mit vieler Unruhe. Und ein un-

ruhiger Mensch muß nicht in das Bad reisen. Wäre Karlsbad nicht weiter, als eine Tagreise; o wie gerne würde ich zu ihnen kommen, und nicht eher wieder gehen, bis sie mirs beföhlen! Ich bin des Geräusche der Stadt und der Gelehrsamkeit schon lange satt; und ich weiß nach der Ruhe des Herzens keinen Wunsch, den ich so sehnlich thue, als daß ich die übrigen Tage meines Lebens in einer gewissen Stille und Beschäftigung auf dem Lande zubringen möchte. In der That habe ich mir vorgenommen, wenn ich vierzig Jahr alt bin, auf das Land zu ziehen, und vor wenig Tagen bin ich acht und dreyßig gewesen. Ein kurzer Period bis dahin. Sie werden im Herzen denken, daß mein Entschluß albern und Hypochondrie ist. Ich gebe es gerne zu, und dennoch liebe ich diesen Entschluß, und tröste mich in dem Augenblikke damit. Vergeben Sie mir diese Schwatzhaftigkeit, gnädige Frau, und erleben Sie auf dem Lande alle die Zufriedenheit, die ich ihnen wünsche, und mir in Gedanken vorstelle. Ich ꝛc.

Gellert.

An

An den Grafen M** von B*.

Liebster Graf,

Der erste Brief, den ich Ihnen nach Paris schreibe, soll kurz, soll nichts, als der Wunsch seyn, daß es Ihnen wohl gehen mag. Doch wohl gehen, das ist für mein Herz zu wenig gewünschet. Nein, es müsse Ihnen so wohl gehen, als es dem besten Herzen auf Erden gehen kann. Es müsse Ihnen keine von den Freuden fehlen, die der Hof nicht kennt, die der Weise in sich sucht, und in der strengen Herrschaft über sich selbst allein findet. Ja, mein liebster Graf, ein solcher Wunsch ist der würdigste und größte, den ich für Sie weiß; und wenn Ihr Herz Freude für sie hat, so werden tausend Dinge für Sie Anmuth werden, die Andern gleichgültig sind, und hundert Beschwerlichkeit Ihnen klein werden, die Andern unerträgliche Lasten sind. Gott gebe ihnen, unter den Reizungen und Versuchungen des Hofs, Muth und Stärke, die wahre Hoheit der Sele zu behaupten! Und keine Stimme der Freygeisterey, kein angesehener Witz, keine falsche Ruhmbegierde mache Sie einen Augenblick in der Weisheit der Religion ungewiß! Bester Graf, wer uns diese nimmt, der nimmt uns Wahrheit und Gott, und mit beiden

alles. Ich weiß, wie gefährlich der Ort ist, in dem Sie leben, und ich müßte Sie nicht lieben, ich müßte kein gewissenhafter Mann seyn, wenn ich Sie nicht zur Behutsamkeit ermuntern wollte; so sehr ich auch weiß, daß Sie ohne mich alles und mehr thun werden, als ich irgend einem Jünglinge von Ihren Jahren zutrauen kann; denn in meinen Augen sind Sie kein Jüngling, oder doch nur das Beyspiel der besten Jugend.

Und nun, theuerster Graf, will ich Sie fragen, wie es Ihnen in Paris gefällt, womit Sie sich vergnügen, womit Sie sich beschäftigen? Sie lesen doch über Ihre gewöhnliche Geschäfte fleissig? Ja wohl — — — Auf diesen kleinen Brief soll künftige Woche ein desto grösserer folgen. Dieses verspreche ich Ihnen, oder vielmehr mir selber, und bin der Ihrige.

G**

Theuerster Herr Doktor,

Womit verdiene ich doch alle die Liebe, die Sie für mich haben; die brüderliche Liebe, die Sie mir in Ihrem lezten Briefe mit einer Beredtsamkeit erklären, deren nur wenig Herzen fähig sind; eine

Liebe,

Liebe, die ich nicht aufrichtiger, edler und frömmer denken und wünschen kann? Doch muß man denn ein Geschenk verdienen, um es annehmen und sich seiner erfreuen zu können? Genug, daß ich den ganzen Werth Ihrer Freundschaft und Liebe empfinde, schätze und durch Gegenliebe und Dankbarkeit über Ihre Güte, zu verdienen herzlich wünsche. Dieses, theuerster Freund, kann ich mit Wahrheit von mir sagen, und möchte ichs Ihnen doch in diesem Augenblikke durch Umarmungen und Thränen der Freude, persönlich sagen können! Ich habe Sie also, nach Ihrem gütigen Geständnisse, durch meinen lezten Brief nicht wenig beruhiget und getröstet? O dafür sey Gott gedanket, der mir diesen Sinn gegeben, und meine Worte gesegnet hat! Er erhalte Sie ferner bey Ihrem getrosten Muthe, und gebe Ihnen die Ruhe und Zufriedenheit einer Sele, die ihm vertraut, in allen Fällen Ihres Lebens. Er beglükke Sie mit allen den Ihrigen in einem langen Leben, und segne Ihre eifrigen Bemühungen für die Erhaltung und Wohlfarth der Menschen! — Die Exemplare Ihrer gelehrten Schrift habe ich einem geschickten Medikus gegeben, und sie durch ihn den Männern überreichen lassen, für die sie bestimmt waren. Billigen sie Ihr neues System nicht ganz (und welche neue Methode fin-

det sogleich einen allgemeinen Beyfall?) so schätzen sie doch die Verdienste des Erfinders. Leben Sie wohl, bester Mann; denn ich habe Ihnen nun so viel gesagt, als ein kranker Freund, dem bey dem besten Willen doch das Schreiben sauer wird, seinem Freunde auf einmal sagen kann. Grüssen Sie Ihre theuerste Frau und lieben Kinder herzlichst von mir, und schenken Sie mir ferner Ihre Liebe und Ihr Gebet, den Segen christlicher Freundschaft. Ich bin so lange ich lebe ꝛc.

G**

An Prof. Gellert.

Verehrungswürdiger Freund,

Ich habe Leipzig verlassen müssen, ohne Sie zu sehen; ohne von Ihnen Abschied nehmen zu können; ohne Ihnen bey unsern lezten Umarmungen wenigstens durch Thränen sagen zu können, wie sehr ich Sie liebe. Ich bin von Ihnen getrennt, und soll die grossen Vorzüge Ihres Geistes, und die noch grössern Vorzüge Ihres Herzens künftig nur aus der Ferne verehren. O wenn ich Ihnen schreiben könnte, wie empfindlich mir dieses alles fällt! wie sehr ich Sie hochschätze.—

Ich

Ich bin auf dem Lande bey meinen Aeltern, und wenn ich an den Plan vom Landleben denke, den wir einmal zusammen machten, so seufze ich so sehr, daß man mir Schuld giebt, ich hätte eine Geliebte in Leipzig zurückgelassen. Aber alsdann fange ich an von Ihnen zu reden, und da bin ich so unerschöpflich, daß sogar die Bedienten, die bey der Tafel aufwarten, untereinander sprechen, sie möchten doch den Mann gern kennen, von dem der junge Herr soviel sage, und bey dessen Erinnerung ihm immer die Thränen in die Augen kämen.

Ich bin zeither durch Reisen nach Ansbach so zerstreuet worden, daß ich kaum Zeit zum Denken gehabt; sonst hätte ich Ihnen schon eher geschrieben. Keine gereimte Zeile, seit ich Leipzig verlassen habe.

Es hängt die früh begriffne Leyer
An schwachen Aesten blasser Cypressen:
Benetzt von stillen zärtlichen Thränen
Ertönen die schlummernden Saiten nicht mehr.

Ich schikke Ihnen meinen Scipio und einige andere Kleinigkeiten. Vertreten Sie auch noch entfernt das Amt meines Lehrers, und sagen Sie mir die Fehler dieser Stükke, wenn sie nicht zu viel

Fehler haben, als daß sie sich verbessern liessen. Auf diesen Fall aber schikken Sie mir sie wieder, und ich verspreche Ihnen, sie augenblicklich zu verbrennen. Ich setze noch immer mein Vertrauen auf Sie, und hoffe, Sie sollen mich nicht ganz vergessen. Vielleicht verdiene ich Ihre Freundschaft sonst durch keine gute Eigenschaft; aber mein Herz ist so voll von Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen Sie, daß ich doch dadurch einen Platz in Ihrem Andenken verdiene.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Grafen von Brühl, Ihrem Herrn Bruder, und dem schalkhaftesten und liebenswürdigsten aller Steuerrevisor. Ich weiß, daß Sie nicht gern Briefe schreiben, und ich will nicht so unbescheiden seyn, auf fleissige Antworten zu dringen. Erlauben Sie mir nur bisweilen, Ihnen zu schreiben. Leben Sie wohl. Ich bin zeitlebens

Ihr

aufrichtigster Freund
und Verehrer
von Cronegk.

Mein

Mein liebster, bester Rabner,

Ob ich gleich an Sie unlängst einen Brief geschrieben habe, worinnen ich Sie um Verzeihung meines langen Stillschweigens bat: so muß ich doch meine Abbitte wiederholen. Ich mag mich nicht rechtfertigen. Ihr lezter Brief war so zärtlich, so voll Freundschaft, daß ich ganz ausserordentlich davon bin gerührt worden; aber, ob Sie mich gleich mit bittern Vorwürfen verschonen wollten, so war er doch so zornig, so zornig, daß Sie mich recht erschreckt haben. Nein, mein liebster Rabener, wir wollen uns nicht einander fremd werden. Das ist weit von mir entfernt, daß ich einem einzigen meiner Freunde fremd werden sollte. Viele von meinen Freunden werden es gegen mich; denn es giebt einige, von denen ich, weil ich hier bin, auch nicht eine einzige Sylbe gesehen habe. Aber ich vergesse gewiß keinen einzigen, und ich erinnere mich meiner ehemaligen glücklichen Zeiten um so viel empfindlicher, ie weniger mir es noch möglich gewesen ist, hier einen Freund, mit dem ich vertraulich umgehen könne, ausfindig zu machen. Denn Klopstocken kann ich wenig geniessen, weil ihn bisher seine Umstände verhindert haben, in der Stadt zu wohnen; zwischen denen, die höher sind, als

ich bin, und mir bleibt, so lieb sie mich auch haben, doch allezeit eine gewisse Entfernung, die mich hindert, so vergnügt durch ihre Freundschaft zu werden, als man seyn würde, wenn sie uns dem Stande nach näher wären. Und ich sollte meinen Rabener vergessen können, und ihm fremd werden? Wie zärtlich und wie zornig ist Ihre Bitte, daß wir es so lange vermeiden wollen, als wir können! Also wird es wohl auf ewig vermieden werden; denn ich will gerne fleissig schreiben. Und Sie werden mir künftig, und zwar bald, gewiß etwas von Ihren Umständen melden; den ich nehme den größten Antheil an dem, was Sie angeht. Also seyn Sie ferner mein lieber Rabener, und schreiben Sie mir bald, daß Sie mir mein langes Stillschweigen ganz vergeben haben, so vergeben, als wenn ich sehr oft an Sie geschrieben hätte, weil ich mich gewiß bessern werde. Aber ich setze dieses ganz furchtsam hinzu, Sie müssen auch nicht so kurz schreiben, als Sie immer gethan haben. — — — —

— — — — — —

Erhalten Sie Ihrem Cramer Ihre Freundschaft und Liebe. Ich werde Sie ewig lieben.

Ihr

Cramer.

An

An Herrn Cramer.

Denken Sie etwa, mein Herr, daß ich iezt auf Ihren Brief vom 12ten Jänner antworten wolle? Denken Sie das nur nicht. Wir sind beyde nicht gewohnt, uns so zu übereilen. Auf den 12ten Jänner 1755. ist es immer noch Zeit genug; da bleiben wir fein bey unserer alten Ordnung. Nicht wahr, lieber Freund, also antworte ich Ihnen nicht: Aber zanken will ich mich mit Ihnen. So? Ja, ja, im ganzen Ernste! Nehmen Sie nur Ihre Mütze ab; denn ich will Sie erbärmlich ausschelten. Ein so wichtiges Amt zu bekommen, und mir nicht ein Wort davon zu melden! Ganz von ungefähr habe ich es in Leipzig erfahren. Ist das erlaubt? O, über die Nachlässigkeit!

Den Augenblick setzen Sie sich hin und schreiben mir alles, wie es mit Ihrer Veränderung zugegangen ist? Wie Sie sich befinden? Wie Sie sich befinden wollen? Alles schreiben Sie mir, und alsdenn will ich Ihnen auf zween Briefe recht weitläuftig antworten. . . Was machen Sie mir für eine trotzige Miene? Im Ernste? wollen Sie nicht schreiben? Gut, schreiben Sie mir nicht!

Rabener.

An Pr. Gellert.

Wie bescheiden sind Sie, mein liebster Gellert, daß Sie meinen Beifall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte ansehen wollen. Sie haben ihn ganz, diesen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Lesern versagen wird, welcher nicht so unglücklich ist, ein Feind von Religion und Witze zu seyn. Bisher habe ich Sie, als meinen besten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher steigen könnte, als sie war: aber sie ist in der That noch um einen ziemlichen Grad höher gestiegen.

Liebenswürdig sind Sie mir allezeit gewesen, aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieses Wort in seinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verschwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung.

Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt seyn, da die Welt Sie bereits auf einer so vortheilhaften Seite kennt.

LB Coburg

kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publikums gewonnen, welches nichts anders, als etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommenes erwartet, sobald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehro dieses Zutrauen der Welt für unsere heilige Religion seyn! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu den erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn dererienigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Belustigung gut sey. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion lieb gewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird.

So glücklich sind die Folgen, mein redlicher Gellert, bey denen, die Ihre Schriften lesen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden sie nicht erst bey denienigen wirken, die Ihr gutes Herz kennen? Diesen sind Ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfliessen. Ich habe es Ihnen so oft gestanden, daß mir Ihr rechtschaffenes Herz noch

schät-

schätzbarer ist, als Ihr Witz: und hätte ich es Ihnen noch niemals gestanden, so würden Sie mir durch Ihre Lieder dieses Bekenntniß nunmehr gewiß entreissen. Unmöglich hätten Sie so gut und lehrreich schreiben können, wenn Sie nicht diese heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geschrieben hätten. Ich glaube, scharfsichtige Augen entdekken den feinsten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu seyn wünscht. Voltäre kann uns goldne Sittensprüche predigen, Tugend und Menschenliebe in seinen Versen vergöttern, und die Religion in tragischem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltäre erbauen, dessen ungöttlicher Leichtsinn, dessen schmutziger Witz, dessen liebloser Eigennutz uns seine Sittensprüche, seine Reime von Tugend und Menschenliebe, und seine Religion verdächtig machen. Man muß ihn hassen, so bald man liest, wie edel er schreibt, und dennoch weiß, wie niedrig er denkt.

Wie ernsthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bey aller dieser Ernsthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich scherzhaft und spottend an Sie schrieb. Welch ein vortrefflicher

Freund

Freund sind Sie! Ich fühle iezt den ganzen Werth Ihrer Freundschaft. Ihnen darf ich Sachen vorsagen, die ich keinem andern vorsagen würde, da sie zu viel Aehnliches von einer Schmeicheley haben. Aber Sie, guter Gellert, Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gerne beleidigt, aber noch weniger schmeichelt. Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden, und daß Sie alle Leser von Ihrem guten Herzen überzeugen; so sage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundschaft und mein Geschmack schuldig sind.

Ob ich Ihre Entschliessung, nichts mehr zu schreiben, billige? darüber will ich mich iezt noch nicht erklären: aber, das will ich Ihnen gestehen, daß ich hoffe, es sey nur ein flüchtiger Einfall gewesen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünschen, den Rest Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlassen Sie Ihr Amt nicht, so lange Sie noch Kräfte haben, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und schenkt Gott unserm Vaterlande die Ruhe wieder, so werden sich bey der Universität gewiß solche Umstände äussern, die Ihnen ein bequemer Auskommen verschaffen.

Tau-

Tausendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie bey Ausarbeitung Ihrer Lieder mit seiner Kritik so freundschaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von diesen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen!

Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen, und der Gemüthsruhe schliesse, mit welcher ich ihn angefangen habe; so will ich von unsern hiesigen Umständen nichts melden. Wann werden wir uns wieder sehen? Wann werden wir uns in Ruhe sprechen können?

Leben Sie wohl, mein witziger, mein menschenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie, und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat.

R * *

An eben denselben.

Also sind wir, mein lieber Freund, auf ewig sind wir getrennt? Der gestrige Tag wird mir unvergeßlich seyn. Binnen einer Zeit von vier Wochen, verliere ich zween so liebe Freunde. Dieser Verlust muß mir doppelt empfindlich fallen, da ich in der Wahl meiner Freunde so furchtsam bin, und weit mehr Zeit als vier Wochen brauche, ehe

ich

ich mich entschliessen kann, nur den ersten Schritt zu einer neuen Freundschaft zu thun. Der Gedanke, daß Sie noch leben, daß Sie auch abwesend mein Freund bleiben, daß diese Veränderung der Grund Ihres künftigen Glücks seyn kann; dieser Gedanke wird mir vielleicht zu einer andern Zeit tröstend genug seyn; itzo ist er es noch nicht, unsere Trennung ist noch zu neu. Ich hatte mir vorgesetzt, mich diesen ganzen Sommer über unempfindlich zu gewöhnen, damit ich im Stande seyn möchte, Ihren Abschied auf Michael etwas gleichgültiger anzusehen. Aber, Sie haben meine Zärtlichkeit überrascht, und ich bin die ganze Rückreise über für die Standhaftigkeit, so ich bey dem lezten Abschiedskusse heuchelte, grausam bestraft worden. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und lieben Sie mich so zärtlich, als ich Sie lieben werde. O! wie zufrieden bin ich mit mir selbst, daß ich auf den Einfall gekommen bin, Sie am Sonnabende mit meinem ungehofften Besuche in Leipzig zu überschleichen. Werde ich wohl in der Welt iemals so glücklich seyn, noch einige dergleichen freundschaftliche Wallfahrt zu Ihnen zu thun? Ich glaube es nicht. Künftig werde ich mir ein Gesetz daraus machen, keinen Ausländer mehr zu meinem Freunde zu wählen. Es ist ein Vergnügen, das uns das Glück nur auf eine kurze Zeit leiht.

Ich wünsche, daß Ihre Reise glücklich seyn möge. Auf die Mittwoche werde ich nicht von Ihrem Wagen wegkommen, und Abends will ich mich einschliessen, keinen Menschen zu mir lassen, alle meine Akten wegräumen, und Ihre Gesundheit aufs feierlichste ganz allein trinken; denn hier in diesem elenden Städtchen ist kein Mensch, welcher wüßte, warum er eben Ihre Gesundheit mittrinken sollte.

Bey Ihrer Ankunft in Hamburg vergessen Sie ia nicht, dem Herrn von Hagedorn meine Ergebenheit aufs überzeugendste zu versichern. Es ist mir daran um soviel mehr gelegen, da ich dieses auf gewisse Maße auch als einen Abschied auf ewig ansehen muß, den ich von diesem Manne, dessen Verdienste und Wohlthaten ich so hoch schätze, nunmehr nehme, da ich mit Ihnen, mein lieber Freund, zugleich alle Gelegenheit verliere, mich in dem Andenken desselben zu erhalten.

Noch einmal, leben Sie recht wohl! Ich schreibe diesen Brief mit vieler Bewegung. Warum mußte ich Sie denn so sehr lieben? Ich sterbe als

Ihr

redlichster Freund
R**.

III. Cha-

III.

Charaktere.

Von der Schmeicheley.

(Theoph. Char. 2. Kap.)

Die Schmeicheley ist beyläufig ein niederträchtiges, für den Schmeichler aber vortheilhaftes Betragen im Umgang. Und die Kennzeichen eines Schmeichlers sind etwa die: Geht Er mit einem, so spricht Er: Sieh nur, wie man auf dich die Augen richtet! Dieß widerfährt sonst Niemand in der Stadt, als dir. Gestern wurdest du auf der Galerie freilich sehr gelobt. Es waren unsrer mehr, als dreyßig Personen beysammen. Man fiel auf die Frage, wer dem Staat am meisten nützte? Da fiengen alle bey deinem Namen an, und hörten bey ihm auf. Und dergleichen Dinge sagt Er mehr. Er nimmt das Fäserchen von seinem Kleide hinweg; und hat ihm der Wind in sein Haupthaar einen Splitter gewehet, so liesset Er ihn heraus, und sagt lächelnd: schau nur, wie grau dein

Bart in den paar Tagen geworden ist, seitdem ich dich nicht gesehen habe, und du hast doch, deinem Alter nach, trotz einem, schwarzes Haar. Wenn derselbe etwas redet, so gebietet Er Andern ein Stillschweigen, und lobt sie, wenn sie aufmerksam sind. Hört er auf zu reden — ruft Er ihm unter lauter Händeklatschen ein Bravo zu. Spricht er frostige Satyren — lacht Er, und stopft sein Kleid in den Mund, als könnte Er sich des Lachens nicht enthalten. Er heißt denen, die vorbey gehen, stille zu stehen, bis der selbst vorübergegangen wäre. Er kauft seinen Kindern Birne und Aepfel, bringt und theilet sie in seiner Gegenwart aus: Er küßt sie und spricht: ihr Kinderchen eines so guten Vaters! Kauft er mit Ihm Schuhe ein, so sagt Er, sein Fuß sey für diesen Schuh viel zu niedlich. Besucht er einen Freund, so läuft Er voraus, und meldet seine Ankunft, kommt alsdann zurück und spricht: ich habe dich gemeldet. Ja, Er kauft sogar auf dem Weibermarkt Sachen fürs Haus ein, und läuft sich dabey ausser Athem. Unter den Gästen ist Er der erste, welcher den Wein lobt; und wenn sie zu Tische sitzen, ruft Er: wie herrlich weißt du doch deine Gäste zu bewirthen! — nimmt etwas vom Tische und sagt: o wie delikat! Er fragt, ob es ihm friere? und ob er einen Mantel umthun wolle?

ia, Er legt ihm den Mantel selbst um. Er neigt sich sogar zum Ohr hin, wenn er so redet, und lispelt es ihm zu; und wenn er mit Andern spricht, sieht Er ihn immer dabey an. Auf dem Theater nimmt er dem Sklaven die Küssen ab, und legt sie selbst unter ihm. Er sagt: das Haus ist schön gebaut: das Feld gut bestellt: das Bild wohl getroffen. Kurz, alle Reden und Handlungen zielen bey einem Schmeichler dahin ab, um sich gefällig zu machen.

Von der Schwatzhaftigkeit.

(3. Kap.)

Die Schwatzhaftigkeit besteht darinn, wenn man weitläuftige und unüberlegte Worte führt. Der Schwätzer hat den Charakter: Er setzt sich nahe zu einem Unbekannten, macht erstlich viel Rühmens von seiner Gattin; darauf erzählt Er, was Ihm des Nachts geträumet, und hernach rechnet Er alle Gerichte, die Er bey Tische gehabt hat, auf den Fingern her. Ists ihm nun so recht nach Wunsch gegangen; dann beschwert Er sich über die ietzige Welt, die weit schlimmer wäre, als vordem. Das Getraide — sagt Er weiter — ist auf dem Markt wohlfeil gewesen: es halten sich viele Fremde in

der Stadt auf: nach dem Feste des Bacchus ist das Meer wieder schiffbar: die Saat wird gut gerathen, wenn der Himmel regnen läßt: künftigs Jahr will ich mein Feld bauen: itzt ist ein kümmerliches Leben. So erzählt Er auch, daß Damiphus am Feste der Ceres die größte Fakkel aufgesteckt habe — und auf wie vielen Säulen der Koncertsaal ruhe. Ferner sagt Er: Gestern habe ich mich übergeben müssen — was ist heute für ein Tag? Hört man Ihm nun so geduldig zu, so wird man seiner nicht los: Er erzählt alsdenn, daß das Fest der Ceres in den September, die Apaturien in den Oktober, und das Landfest des Bacchus in den December falle. Dergleichen Menschen muß man mit Händen und Füssen von sich stossen und sie fliehen, wenn man nicht das Fieber haben will. Denn es ist schwer, solche Leute auszustehen, die weder Musse, noch Geschäfte kennen.

Archytas von Tarent.

Eine der glückseligsten Stunden Agathons (wie er in der Folge öfters zu versichern pflegte) war diejenige, worinn er die persönliche Bekanntschaft des Archytas machte. Dieser ehrwürdige Greis hatte der Natur und einer Mässigung, die von seiner

Ju-

Jugend an ein unterscheidender Zug seines Charakters gewesen war, den Vortheil einer Lebhaftigkeit aller Kräfte zu danken, welche in seinem Alter etwas seltnes ist, aber es doch bey den alten Griechen lange nicht so sehr war, als bey den meisten europäischen Völkern unserer Zeit. So abgekühlt die Einbildungskraft unsers Helden war, so konnte er doch nichts anders, als etwas Idealisches in dem Gemische von Majestät und Anmuth, welches sich über die ganze Person dieses liebenswürdigen Alten ausbreitete, empfinden; und desto stärker empfinden, ie stärker der Absatz war, den dieser Anblick mit allem demienigen machte, woran sich seine Augen seit geraumer Zeit hatten gewöhnen müssen. — " Und warum konnte er nicht anders? — " Die Ursache ist ganz einfach: weil dieses Idealische nicht in seinem Gehirn, sondern in dem Gegenstande selbst lag. Stellet euch einen grossen stattlichen Mann vor, dessen Ansehen beym ersten Blick ankündiget, daß er dazu gemacht ist, Andre zu regieren, und der, ungeachtet seiner silbernen Haare, die Miene hat, vor funfzig Jahren ein sehr schöner Mann gewesen zu seyn. Ihr erinnert euch ohne Zweifel dergleichen gesehen zu haben: aber dieß ist es noch nicht. Stellet euch vor, daß dieser Mann in dem ganzen Laufe seines Lebens ein tugendhafter Mann

gewesen ist; daß eine lange Reihe von Jahren seine Tugend zu Weisheit gereift hat; daß die unbewölkte Heiterkeit seines Geistes, die Ruhe seines Herzens, die allgemeine Güte, wovon es beselt ist, das stille Bewußtseyn eines unschuldigen und mit guten Thaten erfüllten Lebens, sich in seinen Augen und in seiner ganzen Gesichtsbildung mit einer Wahrheit, mit einem Ausdruck von stiller Grösse und Würdigkeit abmalt, dessen Macht man fühlen muß, man wolle, oder nicht. Dieß ist es, was ihr vielleicht noch nicht gesehen habt; dieß ist das Idealische, das ich meinte, und wovon Agathon so stark gerührt wurde. Er hatte nichts weiter nöthig, als diesen alten Mann anzusehen, um überzeugt zu seyn, daß er endlich gefunden habe, was er so oft gewünscht, aber noch nie es gefunden zu haben vermeynt hatte, ohne daß er in der Folge auf eine oder die andre Art seines Irrthums überführt worden wäre, — einen wahrhaftig weisen Mann; einen Mann, der nichts zu seyn scheinen wollte, als was er wirklich war, und an welchem das scharfsichtigste Auge nichts entdekken konnte, daß man anders hätte wünschen mögen. Die Natur schien sich vorgesetzt zu haben, in ihm zu beweisen, daß die Weisheit nicht weniger ein Geschenk von ihr sey, als das Genie; und daß, wofern es gleich der Kunst nicht

unmög-

unmöglich ist, ein schlimmes Naturell zu verbessern, ia wohl gar aus einem Silen, (so der Himmel will) einen Sokrates zu machen, es dennoch der Natur allein zukomme, diese glückliche Temperatur der Elemente der Menschheit hervorzubringen, welche, unter einem Zusammenfluß eben so glücklicher Umstände, endlich zu dieser vollkommenen Harmonie aller Kräfte und Bewegungen des Menschen, worinn Weisheit und Tugend zusammenfliessen, erhöht werden kann. Archytas hatte niemals weder eine glühende Einbildungskraft, noch heftige Leidenschaft gehabt. Eine gewisse Stärke, die den Mechanismus seines Kopfs und seines Herzens charakterisirte, hatte von seiner Jugend an die Wirkung der Gegenstände auf seine Sele gemässiget. Die Eindrükke, die er von ihnen bekam, waren deutlich und stark genug, um seinen Verstand mit wahren Bildern zu erfüllen, und die Verwirrung zu verhindern, welche in dem Gehirne derjenigen zu herrschen pflegt, deren allzuschlaffe Fibern nur schwache und matte Eindrükke von den Gegenständen empfangen. Aber sie waren nicht so lebhaft, und von keiner so starken Erschütterung begleitet, wie bey denen, welche durch zärtlichere Werkzeuge und reizbarere Sinnen, zu den enthusiastischen Künsten der Musen bestimmet, den zweydeutigen Vorzug einer zauberischen Einbil-

dungskraft und eines unendlich empfindlichen Herzens, theuer genug bezahlen müssen. Archytas hatte es dem Mangel dieses eben so schimmernden, als wenig beneidenswerthen Vorzugs zu danken, daß er wenig Mühe hatte, Ruhe und Ordnung in seiner innerlichen Verfassung zu erhalten; daß er, an statt von seinen Ideen und Empfindungen beherrscht zu werden, allezeit Meister von ihnen blieb; und die Verirrungen des Geistes und des Herzens von denen das schwärmerische Volk der Helden, Dichter und Virtuosen, aus eigner Erfahrung sprechen kann, nur aus fremder Erfahrung kannte. Daher kam es auch, daß die pythagoräische Philosophie, in deren Grundsätzen er erzogen worden war, eben diese Philosophie, welche in dem Gehirne so vieler Andrer zu einem abentheuerlichen Gemische von Wahrheit und Träumerey wurde, sich durch Nachdenken und Erfahrung in dem seinigen zu einem System von eben so simplen, als fruchtbaren und praktischen Begriffen ausbildete; zu einem System, welches der Wahrheit näher zu kommen scheint, als irgend ein anders, welches die menschliche Natur veredelt, ohne sie aufzublähen, und ihre Aussichten in bessere Welten eröffnet, ohne sie fremd und unbrauchbar in der gegenwärtigen zu machen. Ein System, das durch das Erhabenste und Beste,

was

was unsre Sele von Gott, von der Welt, und von ihrer eignen Natur und Bestimmung zu denken fähig ist, ihre Leidenschaften reiniget, ihre Gesinnungen verschönert, und, (was das wichtigste ist,) sie von der tyrannischen Herrschaft dieser pöbelhaften Begriffe befreyet, welche die Sele verunstalten, sie klein, niederträchtig, furchtsam, falsch und sklavenmässig machen; iede edle Neigung, ieden grossen Gedanken abschrekken und erstikken.

Wieland.

Der Jüngling von der guten und bösen Seite.

Der Jüngling hat alle Eigenschaften, wie sie sein anwachsendes Glück und die auf ihn wartende Welt verlangt. Alles in ihm und ausser ihm ist zur Verbesserung und Reife seiner Kräfte, zum künftigen glücklichen Manne, und zu einem nützlichen Bürger der Welt angelegt, der, wie er, in gewisser Mase der Wohlthäter derselben wird, zugleich bey ihr wieder ein Recht auf ihre Dankbarkeit und auf Gegenwohlthaten sich erwirbt. Wir wollen den ganzen Gehalt seines Charakters betrachten; sein Gutes, wie es sich von seinen Schlakken absondern läßt, und die Fehler des Naturells, wie sie durch Unterricht

und

und Bildung zu guten Eigenschaften und der Tugend beförderlich werden können.

Der Jüngling ist meistens von Natur in seinen Wünschen und Unternehmungen kühn, heftig und unbeständig. Der Leichtsinn, eine unstete Ruhmbegierde, eine natürliche Neigung alles hastig nachzuahmen, ein gewaltiger Trieb zu sinnlichen Vergnügungen, leiten und führen ihn, bemächtigen sich seines Herzens und leicht auch seines Verstandes zum Dienste der Thorheit. Er ist leichtgläubig, bald gewonnen, aber eben so bald beleidiget, und schnell zur Ahndung. Er nähert sich gerne der Verschwendung, und verachtet die Sparsamkeit. Er fühlet den täglichen frischen Anwachs seiner Kräfte, und wagt sie kühnlich daran, unbesorgt für seine Gesundheit und oft für sein Leben. Er scheut gemeiniglich den Aufseher, will sich selbst Gesetz und Klugheit seyn, und stürzet sich in Fehler. Er scheint bald seinen Fehler zu bereuen, aber in der That kränkt ihn mehr der Vorwurf und der Schimpf, den er sich dadurch zuzieht, als der Fehltritt selbst. Dieß ist das Bild des Jünglings, wenn man ihn auf der schlechten Seite betrachtet; und dennoch enthält er bey allen den Fehlern, wodurch sie ihn verunstaltet, die Grundanlage zum guten und nützlichen Menschen.

Der kühne und heftige Jüngling ist der erste Stoff zu dem muthigen und arbeitsamen, der unbeständige und leichtsinnige zu dem folgsamen und gesetzten Menschen. Wie langsam würde sein Gedächtniß, seine Einbildungskraft und sein Verstand mit den nothwendigen Gegenständen und Kenntnissen des Lebens erfüllt werden, wenn er nicht unstet und flüchtig in seinen Neigungen und Wünschen wäre? Ein ieder Schritt zur Thorheit würde ihm ein Schritt zum Laster seyn, wenn er der einzelnen Thorheiten weniger geschwind und überdrüssig würde. So kühn und heftig der Jüngling in seinen Unternehmungen ist: so hat ihn doch die Natur, um dem Mangel seiner Erfahrung und seiner Einsicht zuvorzukommen, mit einer edlen Schamhaftigkeit ausgerüstet. Diese warnet und leitet ihn, wenn er sie nicht frevelhaft unterdrückt. Eben der Jüngling, der gern ungebunden seyn will, ist doch zugleich der Jüngling, der durch geheime Bande an die kleine Welt seiner Familie und Verwandten so weise gefesselt ist, daß er sich, gern oder ungern, dennoch ihren Leitungen ergiebt. Liebe und Dankbarkeit gegen seine Aeltern und Wohlthäter vertreten öfters bey ihm die Stelle des Verstandes. Er ist hitzig, seinen Gegenstand zu verfolgen; aber ist er nicht auch empfindlich gegen die Bitte einer liebreichen Mutter? Ihn er-

schreckt der weise Tadel eines gütigen Vaters; und die sanfte Erinnerung eines Freundes wird oft für ihn eine eindringende Sittenlehre. Der Jüngling ist leichtgläubig, und diese Eigenschaft stürzt ihn in viele Fehler; aber er glaubt auch das Gute leicht, und am leichtesten glaubt er es denen, die seine Hochachtung und Liebe zu verdienen wissen. Auf solche Weise wird, an der Seite vernünftiger Menschen, seine Leichtgläubigkeit Glück für ihn; und durch ihren Unterricht, durch ihre Erfahrung, zu der noch seine eigene Erfahrung hinzukömmt, wie oft ihn seine Leichtgläubigkeit betrogen, wird sie mit der Vorsichtigkeit verwandt. Der Jüngling, der iezt seine Fehler gern verbirgt, ist doch zu anderer Zeit offenherzig genug, sie selbst zu verrathen, und geschwätzig genug, sich selbst zu beschämen. Er giebt Andern dadurch Gelegenheit, sie zu verbessern; und so werden Andere immer das für ihn, was er sich selbst noch nicht ist.

Der Jüngling ist begierig nach Beyfall und Bewunderung, und geht mit grossen Gedanken von sich und seinen künftigen Unternehmungen einher; eine Leidenschaft, die von der Hand der Weisheit umgebildet und regieret, zum feurigen Antriebe des Fleisses und der Bestrebung im Guten für ihn wird. Aber

sucht

sucht der Jüngling nicht auch aus dieser Ruhmbegierde seine Ehre in Gegenständen, die oft nur seine Verachtung oder seinen Haß verdienen sollten? Ja, aber meistentheils aus Mangel der Einsicht und guter Beyspiele. Seine Erziehung sey noch so mangelhaft; so ist doch oft ein einziges rühmliches Beyspiel genug, seine Begierde nach Ehre auf gute Sitten und edle Neigungen und Unternehmungen zu richten. Ein unglücklich gewagtes Unternehmen giebt ihm Erfahrung, und diese wird ihm, so oft sie ihn an seinen Fehler erinnert, auch das Gesetz einschärfen, daß er weiser, und bey der Wahl seiner Ehrbegierde vorsichtiger seyn soll. Fällt seine falsche Ruhmsucht gar auf das Laster: so straft ihn das Gewissen, und ruft ihn wieder auf den rechten Weg; das Gewissen, das in seinem empfindsamen Herzen eben so laut spricht, als seine unerlaubte Begierde. Ohne die hohen Gedanken von sich und seinem künftigen Antheil an den Weltbegebenheiten, würde der Jüngling in seiner Ehrbegierde und in seinem Fleisse bald ermüden. Er betriegt sich freilich, aber doch zu seinem künftigen Vortheile, wenn er nur will. Selbst aus seinem Stolze wird einst die ihm und der Welt so nothwendige Tugend der Bescheidenheit und Demuth erwachsen, wenn er nur will. Seine wagende Ehrbegierde versieht ihn mit

nütz-

nützlichen und angenehmen Eigenschaften. Er erlernt viel Lobenswürdiges, schmeichelt sich, wie viel er wisse, wie gut er sey, ist muthig, geht immer weiter, sieht immer mehr, das er fassen und wagen muß; immer mehr Fehler, die er ablegen, immer mehr Rühmliches, dem er nachstreben muß. Endlich, nachdem seine Einsicht auf diesem Wege stufenweise gestiegen, und Erfahrung, Zeit und Tadel ihn gelehret haben, wie klein sein Verdienst, und wie unvollkommen seine Tugend sey, verwandelt sich sein Stolz stufenweise in Demuth. So verliert die Raupe ihre berstende Hülle, und nimmt die Gestalt eines gefälligen Sommervogels an.

Der Jüngling ist verwegen, und diese natürliche Verwegenheit wird durch die Ausbildung zu einer weisen Herzhaftigkeit und Entschlossenheit in Gefahren, eine Tugend, die künftig seine Familie und sein Vaterland von ihm erwarten. Sein Blut wallt in seinen Adern, und macht ihn stürmisch und heftig; aber auch begierig nach Leibesübungen, die seine Nerven anstrengen und befestigen, und seinen Körper zur Erduldung der Arbeit und der mannigfaltigen künftigen Beschwerden des Lebens abhärten sollen. Ohne seine Hastigkeit und Flüchtigkeit würde der Ueberfluß seiner Säfte entweder

der

der Gesundheit schaden, oder die Gliedmassen des Körpers für die Befehle der Sele ungelenkig werden lassen.

Die Leidenschaften, die ihren Siz zugleich in seinem brausenden Blute haben, Zorn und Wollust, scheinen die schlimsten und verderblichsten Züge in seinem Charakter zu seyn. Wie tobt der Zorn eines aufgebrachten Jünglings! Aber, Dank sey es seiner natürlichen Unbeständigkeit! Er währet nicht lange. Und wie versöhnlich ist sein junges Herz, gegen das Herz eines beleidigten Alten betrachtet! Er vergiebt schnell ein erlittenes Unrecht, und bereut ein angethanes eben so schnell, nachdem er bald sanft, bald ernstlich erinnert wird. Sein Zorn, wenn er verschwunden ist, lehrt ihn die Vorsichtigkeit, sich vor Beleidigungen zu hüten, und wird, wenn er durch die Vernunft angehalten worden, zu einem plözlichen rühmlichen Widerwillen gegen das, was sein oder Andrer Glükke unbillig störet.

Seine geringe Liebe zum Gelde, die leicht in Verschwendung ausarten kann, bewahret ihn vor einem grossen Feinde der Tugend in seiner Sele, vor dem kriechenden Eigennuze, der ihn ausserdem in

seinem männlichen Alter zu gebieterisch regieren würde. Eben der Jüngling, der iezt das Geld nicht achtet, soll früh die Neigung der Gutthätigkeit und Freygebigkeit, aus der so viele gesellschaftliche Tugenden entspriessen, in sich wurzeln lassen.

Seine heftige Begierde, Andern nachzuahmen, ist eine Quelle vieler Thorheiten und gefährlicher Versuche, aber diese Begierde, durch Klugheit eingeschränket, macht ihn zum nützlichen Bürger der Welt. Sein den Sorgen verschlossenes Gemüth erhält ihn in der Heiterkeit, dem Geschäfte, das er erwählet, ganz zu leben; und seine Wißbegierde, ob sie gleich anfangs mehr mit den Gegenständen der Sinne und des Gedächtnisses beschäftiget, sammelt doch eben dadurch Reichthümer zum Gebrauche des Verstandes ein. Sein Charakter ist der fruchtbare Baum im Frühling; er treibt starke Zweige, treibt Blätter, Knospen und Blüthen. Ohne die ersten können die lezten nicht hervorkommen; aber wenn alle Blüthen Früchte würden, würde sie der Baum nicht tragen können. Die heftige Neubegierde des Jünglings wehrt dem trägen Müssigange; und endlich, so sinnlich er ist, so ist er doch zugleich das Geschöpf,

das

das seinen Hunger am leichtesten und mit den einfältigsten Speisen stillen kann, ohne sich zu beklagen. Unbekannt mit den Gemächlichkeiten, die das Alter fordert und liebet, übernimmt er eine harte Lebensart geduldig, wenn sie mit dem Wunsche seiner Neigung übereinkömmt, und von der Pflicht ihm empfohlen wird.

Das iugendliche Herz hat also freilich gefährliche Leidenschaften; aber sie stimmen doch untereinander, wenn sie gut gebildet und regieret werden, dienstfertig zu seinem Glükke überein. Selten ist Geiz, Neid, Betrug, Trotz und Grausamkeit der Antheil iugendlicher Neigungen, ein grosses Glück für den Charakter des Jünglings. Geselligkeit, Begierde zu gefallen, nachzuahmen und Freunde zu haben, Kühnheit, Ehrliebe, Mitleiden, Dienstfertigkeit sind meistens die kleinen Bäche, die das Herz des Jünglings durchwässern, damit es die Früchte seiner Privatglückseligkeit und des allgemeinen Besten tragen kann. Seiner Fehler sind viel, und doch kömmt es auf die Erziehung, die er genießt, und auf ihn selber an, sie immer mehr zu unterdrükken, immer weiser, vorsichtiger, mässiger und besser zu werden,

und wenn er früh sein Herz der Religion übergiebt, sich vor wissendlichen Lastern zu bewahren.

So bild, o Jüngling, denn
Dein Herz schon in der Jugend;
Sieh auf die Weisheit stets,
Doch mehr noch auf die Tugend!
Denk, daß nichts glücklich macht,
Als die Gewissensruh,
Und daß zu deinem Glück,
Dir niemand fehlt, als du.

IV. Auf-

IV.

Aufsätze.

Sinnlichkeit.

Das Vergnügen der Sinne wirkt auf mich mit einem gewaltigen Reize. Sollte ich wohl nicht dazu seyn, es zu suchen und zu genieſſen? Der Trieb zum Vergnügen, der so tief in meiner Sele liegt, scheint es völlig zu rechtfertigen, wenn ich mich dieſer Gattung von Begierden ganz überlasse. Was will ich mehr, als Vergnügen? da ich allem Ansehen nach, zum Vergnügen gemacht bin? Und was fehlet mir an Vergnügen, wenn ich mir nichts versagen darf? dieſer Grundsatz wird auch, wie es scheint, von der Erfahrung mächtig unterstützet. Wenn ich mir die süsse Betäubung vorstelle, in welcher eine beständige Abwechselung von sinnlicher Lust mich durch die kleine Dauer dieſes Lebens hindurch führen kann: so dünkt mir, bleibt mir nichts weiter zu wünschen übrig. Warum soll ich mit einer Begierde, die in mir aufsteigt, erst zu hadern anfangen,

da sie mir, zum Lohne ihrer Erfüllung, voraus ein unfehlbares Ergötzen verspricht? Warum soll ich entfernte, ungewisse, vielleicht eingebildete Folgen, durch die Furcht aus der Zukunft herbey holen, um mir die Zeit zu vergiften, die ich unterdessen anwenden könnte, neue Neigung rege zu machen, und auf eine neue Art zu sättigen? Was mangelt ienem von Wollust trunkenen Menschen? Und was würde mir mangeln, wenn ich sie nachahmete; wenn ich meiner Sele, durch Gewährung dessen, was sie selbst fodert, beständig zu thun gäbe; und wenn ich immer ein Vergnügen so an das andere knüpfe, daß kein leerer Platz dazwischen sie mit Ekkel quälen, oder mit Ueberlegung erschüttern darf. Die Natur und die Gesellschaft sind unerschöpfliche Quellen dieser Lust, die meine Sinnen nicht müssig lassen werden, wenn ich sie ihnen nur widmen will.

Diese Ueberredungen sind stark; aber mir dünkt, ihre Stärke hat etwas wildes und übertäubendes an sich, welches meiner Sele noch nicht Stille genug verstattet: darum muß ich sie nochmals gelassener untersuchen.

Das, was ich an manchen Beyspielen derer, die nach den bisherigen Grundregeln verfahren, wahrnehme, ist schon geschickt, einiges Mistrauen

gegen

gegen diese meine Folgerungen zu erwekken. Ich habe ihre Lust gesehen, mit welcher Schnelligkeit sie von einer Ergötzung zur andern geeilet, mit welcher Wachsamkeit sie auf allen Seiten das Vergnügen gehaschet, das bey ihnen vorbey streichen wollen; mit welcher triumphirenden Gewalt sie den schwermüthigen und grüblenden Theil ihrer Sele in den Schranken gehalten. Das war ein Meer von Wollust, darinnen sie schwammen. Aber dieser Zustand ist nicht mehr, und die Veränderung ist traurig. Jener seufzet in der Dürftigkeit, die ihm, nebst den kostbaren und ausgekünstelten Vergnügen, auch zugleich das Wohlfeilere und Natürlichere entzieht; und dieser schmachtet in Krankheiten und Schmerzen, die ihm die vorüber gerauschten unbändigen Freuden scharf genug verbittern. Eines sowohl als das andere, ist eine eigentliche Folge des Eifers, womit sie die grosse Grundregel, sich nichts zu versagen, zur Ausübung gebracht haben. Es fehlet unendlich viel, daß das Andenken der Wollüste, die sie genossen, oder der Bemühungen, womit sie darnach getrachtet haben, ihnen itzo eine überwiegende Beruhigung geben sollte. Diese werden ihnen vielmehr zu so viel Furien, die ihr Innwendiges zerreissen.

Das erschreckt mich. Wollte ich wohl in ihrer Stelle seyn? Wollte ich mich wohl in die auch nur wahrscheinliche Gefahr geben, daß ich einmal in ihrer Stelle seyn könnte? Sollte ich denn wohl dazu auf der Welt seyn, alles zu thun, was den Empfindungen meiner Sinne schmeichelt? Es ist höchst verdrieslich, daß bey der wünschenswürdigsten Sache in der Welt, bey dem Vergnügen, schlimme Wirkungen möglich sind: aber das kann ich nun einmal nicht ändern! Ich muß also bey dieser Regel nur auf Einschränkungen bedacht seyn. Ich muß das Vergnügen der Sinne so geniessen, daß ich für seine übeln Früchte sicher bleibe. Hierinn besteht die grosse Wissenschaft, an welcher die feinsten Köpfe so lange gearbeitet haben; ihre einzige Hauptwissenschaft des Lebens. Die Kunst ist freilich nicht wenig werth, die mich lehret, das Süsse aus der Wollust heraus zu ziehen, ohne von ihrem Stachel getroffen zu werden; und wenn dieß gleich vermittelst einer Mässigung und Enthaltsamkeit geschehen muß, die mir etwas kostet, so ist doch dieser Preis nicht zu hoch, für welchen ich die Befreyung von Ekkel so wohl, als von nachmaligen Schmerzen; zugleich erkaufe. Ich geniesse vielleicht weniger Lust: aber sie ist empfindlicher und dauerhafter. Hier schleichen sich keine nagende Sorgen in das Herz,

das

das nur dem Vergnügen offen steht. In dieser Folge von Ergötzungen ist zwar Raum für Gedanken und Behutsamkeit, aber nicht für Kummer und Vorwürfe und schrekkende Einbildungen. Ich unterdrükke meine Vernunft nicht; ich brauche sie ihrem Zwekke gemäß, und lasse sie, da ich zum empfinden lebe, den Empfindungen dienen. So fließet denn mein Leben, als ein sanfter Bach unbestürmt zwischen lauter Blumen dahin. Und so wäre also ein ordentlicher Wollüstling dasjenige, was die Natur aus den Menschen haben will.

Nach diesem meinem neuen System genieſſe ich nun eine Zeit lang die Ergötzungen des Lebens mit aller Vorsichtigkeit und Sorgfalt. Und nichts destoweniger finden sich gewisse Augenblikke; da mir ist, als wenn mir etwas fehlet. Ich kann den Ekkel und Ueberdruß mit aller meiner Mühe nicht vermeiden; ich werde unzufrieden; alles wird mir zur Last — und ich selbst. Ich zerstreue mich; allein, ich spüre bald, daß ich meinen Unmuth zwar auf eine kleine Zeit vergesse, aber nicht hebe. Ich nehme meine Zuflucht zu meinen gewohnten Vergnügungen, zu den unschädlichsten und einnehmendsten, die ich kenne; iedoch, in diesen trüben Stunden habe ich gleichsam den Geschmack daran verlo-

ren; sie sind itzt das nicht, was mich befriedigen kann; meine ekle Sele stößt sie von sich, und bleibt in ihrer unsteten und trostlosen Verwirrung. Es ist ein dunkles Gefühl von Sehnsucht mit einem geheimen Leeren in mir, das mich zu Boden drückt, das mich verzehret. Ich Unglückseliger! Was will ich denn? und wie wird mir geholfen?

Das ist mir wenigstens nun unläugbar, daß die angenehme Bewegung meiner Sinne nicht meine ganze Sele ausfüllet; daß noch gleichsam ledige Abgründe darinnen seyn müssen, welche eine Befriedigung von ganz anderer Art erfordern. Aber wo finde ich sie, diese andere Befriedigung? Wo finde ich diese unbekannte Sättigung, nach welcher mein leerer Geist mit Angst und Unruhe schmachtet?

Spalding.

Vergnügen des Geistes.

Ich mache bey einer genauern Aufmerksamkeit die Entdekkung, daß mir sehr oft, mitten unter den sinnlichen Vergnügungen selbst, eine Art von höherer und edlerer Lust vorkömmt, bey welcher meine Ueberlegungen länger aushalten können, welche ich

noch

noch nachher mit Wohlgefallen in meinen Vorstellungen zurück hole, und bey welcher meine Sele sich nie so klein und so beschämt findet, als nach ienem blinden Taumel einer aufgewiegelten Sinnlichkeit. Ich suche den Ursprung dieser bessern Lust aus dem vermischten Haufen der Ergötzungen, die mich einnehmen, auszuwikkeln; und ich werde gewahr, daß es damit auf eine Empfindung der Ordnung, der Harmonie, der Proporzion, des Neuen und Grossen und alles dessen, was Schönheit und Vollkommenheit heißt, ankömmt. Mein Geist ist augenscheinlich dazu aufgelegt und eingerichtet, von diesen Eindrükken angenehm gerührt zu werden, und sie vergnügen mich so viel ruhiger und anhaltender, ie ungestörter sie der Vernunft und dem richtenden Nachdenken ihre völlige Thätigkeit lassen.

Sowohl die Regelmässigkeit in den Figuren und in den Mischungen von Licht und Farben, als auch die harmonische Abwechselung der Töne, führet etwas dem innersten Gefühle meiner Sele so angemessenes bey sich, daß ich mich unausbleiblich dadurch erquikket finde: und bin ich mir allemal bewußt, daß auch meine ruhigste und heiterste Ueberlegung diese Erquikkung billiget. Auf die Art enthält die Natur unzähliches, welches vermittelst

telst dieser feinern Sinne dem Geiste Nahrung giebt. Dieß ist ohne Zweifel die erste Stufe, die mich, in Ansehung des Vergnügens, über das vernunftlose Leben erhebt. So viel Schönes und Angenehmes sehe und höre ich um mich, welches mich schon belehret, daß es bessere und beyfallswürdigere Freuden giebt, als die, welche ich mit den Thieren gemein habe. Welch ein ganz neuer Schauplatz erweitert sich mit einem ieden Wachsthume meiner Einsichten und Kenntnisse.

Indem ich mein Auge und Ohr mit Gedanken öffne, so strömen durch diese Eingänge die Vergnügungen von tausend Seiten meiner betrachtenden Sele zu. Die Blume von der Hand der Natur gemalet, der melodienreiche Wald, das heitere Licht des Tages, das allenthalben Leben und Lust um mich hergießt; und dann besonders der Bau, das Angesicht, das selenvolle Auge des denkenden Menschen: diese Ankündigung einer noch weit höhern Klasse von Schönheiten; dieses alles giebt mir viel reinere Entzükkungen, als das, was ich vorhin, in der Knechtschaft des körperlichen Gefühls, das einzige und größte Vergnügen des Lebens nannte. Darüber vergesse ich auch dieses letztere so viel leichter, weil meine Empfindung

mir

mir sagt, daß ienes noch weit mehr für meine Natur gehöret.

Die Kunst, welche freilich keinen wahren Zusatz zu den Vortrefflichkeiten der Natur machen kann, da sie nur etwas von den Schönen, was in dieser unerschöpflich ist, nachahmet, die macht doch in so weit einen Zusatz zu meinen Ergötzungen, da sie mir Gelegenheit giebt die Geschicklichkeit der Hand, oder die Stärke des Witzes zu bewundern, die auch den Menschen in seinem Maß zu einem Schöpfer machen. Daher entspringt die einnehmende Lust, welche die Künste der Einbildungskraft mir gewähren. Bilder, Beschreibungen, Charaktere, ieder richtiger und feiner Gedanke in einen angemessenen Ausdruck gekleidet, iede regelmässige Zusammenfügung von Gestalten oder Begebenheiten, mit allem, was das Genie schaffet und verschönert; das sammelt sich in diesem neuen Felde des Vergnügens, und befriediget solche Neigungen und Empfindungen in mir, die ich unstreitig als einen hauptsächlichen Theil meiner Natur und ursprünglichen Verfassung erkennen muß.

Eben so offenbar spüre ich, daß überhaupt zur Erforschung des Wahren eine natürliche Anlage in meinem Geiste ist. Ohne geborgten Zierrath,

ohne

ohne Glanz und Reiz für Einbildungskraft und Witz, zieht mich doch alles das mächtig an sich, worinn ich Folgerung und Zusammenhang erblikke, wodurch ich zu neuen Begriffen und zu neuen Verbindungen derselben gelange. Ein natürliches unwiderstehliches Bestreben nach Erkenntniß ist stets in mir geschäftig; und ich sehe das weite Reich der Wahrheit als mein Eigenthum an, von dessen verschiedenen mir bequem gelegenen Gegenden ich nur durch Anstrengung meines Nachdenkens Besitz nehmen darf; ein Besitz der mich glücklicher macht, als die Könige durch Eroberungen von Welten werden können. Das ist also eine schätzbare Sättigung meines Geistes, welche die Wissenschaften enthalten; und das ist zugleich ein untrügliches Gepräge, womit auch dieses Ziel meiner Natur bezeichnet ist.

Hier habe ich nun auf eine höchst angenehme und sichere Art zu thun. Wenn ich der Wahrheit nachsuche; wenn ich die Welt der Ideen durchwandere, und daher meinen Verstand bereichere; wenn ich das Schöne der Natur und der Kunst bemerke, und meine Sele zu einem richtigen Geschmakke an demselben gewöhne, so leiste ich damit einem meiner wichtigsten Bedürfnisse und geschäftigsten Triebe eine Genüge. Ich vermehre damit augenscheinlich die

Sum-

Summe der wahren Lust in meinem Leben; und ich werde mir dabey die eigene ruhige Billigung niemals versagen dürfen.

Das ist alles meiner Natur gemäß; aber es ist noch nicht genug. Ich sehe andere Wesen um mich, und ich frage mich dabey: Sind diese alle um meinetwillen da? Haben sie keinen andern Zweck, als mein Bestes? Findet zwischen mir und ihnen kein anderes Verhältniß Statt, als daß ich, gleich einem Mittelpunkte, alles andere auf mich ziehen darf? Bin ich mir alles, und allen andern Wesen für sich nichts schuldig? Und habe ich keine andere natürliche Begierde in meiner Sele, als meinen Nutzen, meine eigene Vollkommenheit?

Vom Verstande.

Die Vorsicht, welche alle Vollkommenheiten in der Welt mit der Kunst des weisesten Baumeisters so geordnet hat, daß eine durch die andre erhöht werden muß, hat durch die wunderbare Austheilung des Verstandes unter die Menschen ihre Weisheit ungemein verherrlichet. Allein die meisten Menschen sind mit dieser Austheilung unzufrieden. Einige, die auf ihren Verstand stolz sind, und sehen müssen,

daß

daß Andere so viel haben, als sie, wünschen, daß alle andere Menschen denselben in einem geringern Maße empfangen haben möchten. Andere, welche wohl einsehen, daß sie am Verstande vielen weichen müssen, beschuldigen ihr Schicksal einer Ungerechtigkeit. Und gleichwohl haben alle Menschen so viel von dieser Kraft empfangen, daß sie mit demselben zufrieden seyn könnten, wenn sie ihn nur gehörig zu nützen wüßten.

Die Bedeutung dieses Wortes ist durch die verschiednen Begriffe vom Verstande sehr vervielfältiget worden. Jede von den unterschiedenen Einschränkungen und Richtungen des Verstandes hat sich den Namen zugeeignet, der ihnen allen gemein seyn sollte. Ich will mich deutlicher darüber erklären. Der Verstand überhaupt betrachtet ist eine Fähigkeit, Wahrheiten zu erkennen, und ihnen unter einander den gehörigen Rang anzuweisen. Da die Wahrheiten von verschiedner Gattung sind, so ist die Fähigkeit sie zu erkennen, vieler Einschränkungen fähig. In Frankreich ist eine Zeit gewesen, da Niemand Verstand hatte, der nicht von einigen Wahrheiten aus der Naturlehre zu reden wußte. Dieser Verstand bliebe nicht immer Mode, und wurde bald von einem andern Verstande vertrieben.

Nie-

Niemand hatte Verstand, der nicht ein Sonnet, eine Elegie, oder ein Trauerspiel beurtheilen oder verfertigen konnte. Nachdem es darinnen iemand hoch gebracht hatte; nachdem besaß er wenig oder viel Verstand. Unter den Teutschen hat es seit einiger Zeit viele gegeben, nach deren Begriffen Niemand Verstand hat, der nicht von einigen antologischen und methaphysischen Wahrheiten plaudern kann. Es giebt Menschen, welche das Vermögen Wahrheiten zu erkennen, und zu ordnen, über alle andere Fähigkeiten, welche die Natur ihren vernünftigen Geschöpfen verliehen hat, weit hinaussetzen. Niemand ist in ihren Augen groß, und ihrer Aufmerksamkeit werth, der nicht einen tiefen und weitläuftigen Verstand hat. Wenn ihnen die Austheilung des Verstandes unter die Menschen aufgetragen worden wäre, so sollten sie mehr Verstand bekommen haben, als sie itzt besitzen. Sie würden sich freilich am besten damit bedacht haben; denn sie würden übel zufrieden seyn, wenn alle Menschen so viel Verstand hätten, als sie: Sie würden sich zum wenigsten den Verstand eines Newtons oder Leibnitzens zugetheilet haben; es würden aber doch alle Menschen Philosophen von Profession seyn müssen. Und eben dadurch, wodurch sie sich in ihren Gedanken beweisen, daß sie einen grossen und erha-

benen Verstand besitzen, beweisen sie, wie endlich und eingeschränkt er ist.

Man kann die Menschen nach der Grösse des Verstandes, den sie von der Natur erhalten haben, vornehmlich in drey Gattungen eintheilen. Den ersten Rang nehmen diejenigen grossen Geister ein, von denen oft in ganzen Jahrhunderten nur einige wenige erscheinen. Dieses sind die Männer von dem tiefen und weiten Verstande, die beynahe nur von dem Unendlichen umgränzt werden, denen die Quellen fast aller Wahrheiten und Wissenschaften bekannt sind, und die mit ihren Blikken so weit dringen, daß viele Geheimnisse der Natur sich ihren Augen nicht entziehen können. Ihr Verstand

übersteigt das Ziel erschaffner Geister,
Findt die Natur im Werk, und scheint des Weltbaus Meister.
Er wiegt die innre Kraft, die sich in Körpern regt,
Den einen sinken macht, und den in Kreis bewegt,
Und schlägt die Tafel auf von ew'gen Gesetzen,
Die die Natur gemacht.

Haller.

Ihr Verstand erzeugt die Weisheit, die uns Gott und die Natur, die Vollkommenheit unsers

Ur-

Ursprungs, die Quellen unsers Elendes, und die Mittel, dasselbe zu vertilgen, in ihrem ganzen Umfange zeigt. Man sollte glauben, daß diese grossen Männer Geister aus einer andern Sphäre wären, die sich zu uns erniedrigten, und in menschlicher Gestalt die Menschen unterrichten wollten. Von diesen grossen Lehrern des menschlichen Geschlechtes, müssen diejenigen, welche die andre Gattung ausmachen, lernen. Ich rechne zu dieser Gattung die Menschen von einem gewöhnlichen und gemeinen Verstande. Allein diese Gattung besteht aus unzählichen Ordnungen. Es kömmt auf den Fleiß der Menschen an, in eine höhere oder tiefere Ordnung zu kommen. Einige Menschen, welche von der Natur einen ganz gewöhnlichen Verstand erhalten haben, wenden so viele Zeit und Mühe auf die Vergrösserung und Erweiterung desselben, daß sie blöden oder leichtsinnigen Augen mit den grossen Geistern sich zu vermengen scheinen, da scharfe Augen doch leicht entdekken, daß sie nur mit denselben gränzen. Das sicherste Merkmal, durch welches man sie von den grossen Geistern unterscheiden kann, ist wohl vornehmlich dieses. Die Männer von dem grossen Verstande, von dem ich vorhin nur einige Züge gezeichnet habe, sind in der Kenntniß, wo nicht aller, doch der meisten Arten von

Wahrheiten groß, und sie haben die Wege, auf welchen man zu ihrer Entdekkung kommen kann, erfunden und andern angewiesen. Die Menschen, welche den Verstand, den sie mit andern Menschen gemein haben, doch so sehr erweitern und vergrösfern, daß sie fast eben so groß, als iene zu seyn scheinen, schränken entweder denselben nur auf eine Art von Wahrheiten ein, und bringen es in der Kenntniß derselben hoch, oder gehen nur auf denen Wegen fort, die ihnen von ienen vorgezeichnet worden sind. Die unterste der Hauptgattungen, in welche ich die Menschen in Ansehung des Verstandes eingetheilt habe, nehmen dieienigen ein, welche zwar nicht von allem Verstande entblößt sind, doch aber so wenig besitzen, daß sie selbst Leuten von gewöhnlichen und gemeinen Verstande keinen zu haben scheinen. Man muß merken, daß die Natur den wenigsten Menschen den Verstand in einem so kleinen Grade zugetheilt hat. Die meiste Zeit ist die Erziehung, oder die Lebensart Schuld daran, daß er so sehr eingeschränkt und unsichtbar ist. Oft wird der Verstand der Menschen durch die Aeltern verwahrloset! oft wird er unter den niedrigen Beschäftigungen erstickt, zu denen sie bald von ihrer Neigung getrieben, bald von der Nothwendigkeit und Armuth genöthigt werden. Man sollte nur den Versuch machen,

manchen verachteten Landmann von dem Pfluge wegnehmen, und ihn die Zeit und Mühe auf die Verbesserung und Erweiterung seines Verstandes wenden lassen, die so viele Gelehrte auf die Erkenntniß der Wahrheit wenden, so würde man erstaunen, wenn er in einer weit kürzern Zeit, und mit geringerer Mühe ein größrer Philosoph würde, als sie in ihrem ganzen Leben werden können.

Die Natur hat uns nur das Vermögen verliehen, Verstand zu bekommen, welches bald engere bald weitere Schranken hat. Der Verstand, welcher allein ihr Geschenk ist, gleichet den rohen und unbearbeiteten Edelgesteinen, welche gereinigt und geschliffen werden müssen, ehe sie mit ihrem Lichte blenden können. Kein Mensch ist von der Pflicht ausgenommen, den Verstand, den er von der Natur erhalten hat, zu bearbeiten und zu verbessern; sie sind aber darinnen nicht einig, wie weit die Gränzen dieser Pflicht gehen sollen.

Gewisse Leute wissen die Pflicht, daß man seinen Verstand immer vollkommener zu machen suchen müsse. Allein sie scheinen zu vergessen, daß diese Pflicht nicht die einzige ist, die man auszuüben hat, wenn man den Charakter eines vernünf-

tigen Geschöpfes behaupten will. Sie glauben, alle Pflicht erfüllt zu haben, wenn sie ihren Geist erweitern, und ihn immer mit einer neuen Kenntniß bereichern. Der ehrlichste Mann, der ohne einen grossen Verstand zu besitzen, oder ohne viele Mühe auf die Vergrösserung desselben zu wenden, die edelsten Handlungen verrichtet, verdient ihre Aufmerksamkeit nicht; hat er das Unglück, daß er in ihren Augen einfältig ist, so lachen sie gewiß über ihn. Allein ein Mann darf nur einen grossen Verstand haben, der sich von den Selen des Pöbels weit unterscheidet; er mag ein lasterhafter Bösewicht seyn; so läuft er bey ihnen keine Gefahr, verachtet zu werden. Vor dem verständigen Manne werden sie den ehrlosen und betrügerischen Mann nicht erkennen können. Sie selbst versäumen oft alle andre Pflichten, die so nöthig sind, als die Pflichten verständig zu werden, indem sie nur beschäftigt sind, viel zu wissen und zu begreifen. Wenn sie auch nicht alle Gesetze; die ihnen die Vernunft gebietet, aus den Augen setzen, so bringen sie doch die Pflicht, ihren Verstand auszubreiten, nicht in das gehörige Verhältniß, daß sie mit andern Pflichten nothwendig haben muß. Man würde ihnen etwas unerhörtes und seltsames sagen, wenn man sie erinnerte, daß ein Mensch, der beständig nur denkt, ohne daß

es

es andern etwas hilft, unter die Müssiggänger zu rechnen sey.

Kritias ist allein mit der Verbesserung seines Verstandes beschäftigt. Er widmet alle seine Sorgen dieser Pflicht. Er bemüht sich, seinen Geist täglich mehr zu schärfen. Allein über diese Sorgen vergißt er die Sorgen für sein Haus. Er denkt immer nur an Wahrheiten, und darüber vergißt er seine Gattin, und seine Kinder. Er freut sich, wenn er eine Wahrheit deutlicher eingesehen hat, und die Thränen seiner Frau, die die Unordnung in seinem Vermögen sieht, bekümmern ihn nicht. Seine Umstände verschlimmern sich von Tag zu Tag. Endlich wird die Unordnung, daß er mit seinem ganzen Hause unglücklich wird. Kritias tröstet sich; denn er hatte doch seinen Verstand verbessert, obgleich seine Umstände verschlimmert worden sind. Man beklagt ihn bey seinem Unglükke nicht, ob man gleich gesteht, daß er viel Verstand hat. Er befriedigt sich darüber. Was haben aber seine Frau und Kinder verschuldet, daß sie seines Verstandes halber Noth leiden müssen?

Es giebt Thoren, die sich auf ihre Unwissenheit viel einbilden. Ihr mittelmässiger Geist empfindet sein Unvermögen, und seine geringe Fähig-

keit, etwas zu begreifen. Sie wissen also, daß sie wenig Verstand haben, sie sind aber darum auf ihre Unwissenheit stolz, damit sie andre bereden mögen, als wenn es nur auf ihren Willen angekommen wäre, mehr Verstand zu haben, als sie in der That besitzen. Sie sind lächerlich; allein ich weiß nicht, ob diejenigen Thoren, welche alles wissen und begreifen möchten, nicht noch lächerlicher sind. Das Unternehmen, alles einsehen zu wollen, kömmt von einem hochmüthigen Geiste her, der seine Kräfte nicht kennet, und unendlich mehr Kräfte zu haben glaubt, als er besitzt. Sokrates kannte die Gränzen des menschlichen Verstandes. So viel er auch wußte, so antwortete er doch denen, die ihnen fragten, welche Wissenschaft er erlernt hätte, allezeit: die Wissenschaft, daß ich nichts weiß. Derjenige, welcher erkennt, daß sein Verstand eingeschränkt sey, beweist durch dieses Bekenntniß, daß er viel Verstand habe.

Wenn man, als ein aufmerksamer Zuschauer, die Handlungen der Menschen betrachtet, so wird man bey ihren meisten Verrichtungen fragen können:

Du aber, Pöbel sag, und sag' es ohn Erröthen,
Zu allem, was du thust, ist eine Sel' vonnöthen.
Haller.

Diese Frage wird man darum an die Menschen thun müssen, weil ihr Verstand selten diejenigen Wahrheiten erlernet, und sich durch deren Kenntniß vollkommen machet, welche ihnen zu ihrem wahren Glükke unentbehrlich sind. Ein Mensch hat seinen Pflichten, die er gegen seinen Verstand auszuüben hat, eine Gnüge gethan, wenn er sich vornehmlich zwo Gattungen von Wahrheiten eigen gemacht hat. Ein Mensch, wenn er einen eignen innerlichen Beruf zur Erweiterung aller Wissenschaften hat, muß die Wahrheiten wissen, die einen ehrlichen und rechtschaffnen Mann aus ihm bilden können, und alsdann von demjenigen eine richtige Kenntniß haben, was zu der Lebensart, die er erwählt, nothwendig erfordert wird. Ein Mensch, der alle Wissenschaft besitzt, und doch diese Wissenschaften, die ich itzt erwähnt habe, nicht kennet, ist als ein Mensch anzusehen, der keinen Verstand hat.

Cramer.

Pflichten gegen Gott.

Wesen, die schon in ihren Einschränkungen so schön sind; Welten, die in ihren veränderlichen Theilen, und in ihrer zufälligen Verbindung so viel Richtigkeit haben; ein Ganzes voll Ordnung, von

dem kleinsten Staube an, biß zu der unermäßlichsten Ausdehnung, voll Regelmäßigkeit in allen seinen Gesetzen, der Körper sowohl als der Geister; ein Ganzes, das so manchfaltig, und doch durch den genauesten Zusammenhang Eins ist; dieß giebt mir die Vorstellung von einem Urbilde der Vollkommenheiten, von einer ursprünglichen Schönheit, von einer ersten und allgemeinen Quelle der Ordnung. Welch ein Gedanke! — So ist denn etwas, von dem alles, was ich bisher bewundert habe, abhänget! So ist denn etwas, von dem alle Theile der Natur ihre Uebereinstimmungen, ihre Verhältnisse und ihren Reiz haben! ein Verstand, der für das Ganze denkt, der das Ganze einrichtet, und lenket! ein Geist, der durch seine unbegreiflichen Ausflüsse allen Dingen Daseyn, Dauer, Kräfte und Schönheit mittheilet! Hier erweitert sich meine erstaunte Sele bis zum Unendlichen. Mir dünkt, ich empfinde, und mit einem entzükkenden Schauder, die Wirklichkeit dieses höchsten Geistes. Wahrlich er belebt mich, er wirkt in mir! Was würde ich seyn, ohne ihn? Was würde ich können, ich, der ich aufs klärste weiß, daß ich einmal nicht gewesen bin, und daß ich meine Thätigkeit mir nicht gegeben habe? —

Und was sollten sich daher wohl bey mir für Empfindungen gegen dieses Wesen schikken, in welches

ches alle meine Begriffe von Vortrefflichkeiten zusammenfliessen? Ehrerbietung, Bewunderung und die tiefste Anbetung ist noch wenig genug, das Verhältniß auszudrükken, worinn ich gegen einen unendlichen Geist stehe, der zugleich mein Urheber ist. Weil ich ihm aber nur so wenig leisten kann, so will ich es ihm doch auch desto aufrichtiger leisten. Ich will mich einer so ungeheuren und abscheulichen Verrükkung nicht schuldig machen, daß ich mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung an den Ursprung der Wesen und der Vollkommenheiten denken sollte.

Allenthalben, wo ich bin, da bin ich mit den Wirkungen seiner weisen und allmächtigen Güte umgeben. Ausser mir Geschöpfe, die die angenehmsten Eindrükke in mich machen, und in mir Fähigkeiten, die iene manchfaltige Annehmlichkeit so lebhaft empfinden können. Selbst die ganze sinnliche Natur liegt noch vor mir ausgebreitet, mich zu erfreuen; und meine Erhebung zu ienem ewigen Urbilde des Schönen hindert mich nicht, auch das niedrigere Schöne der Körperwelt, gleichsam den Schatten von ihm, in dem Maße zu geniessen, als es mich an den besseren Befriedigungen nicht hindert. Ich werde freilich nicht mit angestrengter

Begierde

Begierde an den hinreissenden Bewegungen der Sinnlichkeit haften, und daran arbeiten müssen, die Empfindung von dieser, vermittelst einer vorsetzlichen Verdunklung des vernünftigen nachdenkenden Urtheils, so klar und durchdringend zu machen, als sie immer werden kann. Dieß würde mir die unvermeidliche Gefahr zuziehen, in die völlige Knechtschaft der sinnlichen Eindrükke zu gerathen, und alles Geschmacks an edlern Gegenständen beraubt zu werden. Allein, was ich hier in Vergleichung mit dem zügellosen Wollüstlinge an der Lebhaftigkeit und Stärke des sinnlichen Ergötzens zu verlieren scheine, das wird mir dadurch überflüssig ersetzet, daß ich dann dieses Ergötzen, durch die Verbindung desselben mit den moralischen Empfindungen, so vielmehr erhöhen und verfeinern kann. Zu dem Gefühl meiner gröbern Sinne kommt dann das ungleich würdigere Gefühl der Sele von Zärtlichkeit und Menschenliebe, und insonderheit das unendlich erhabene und erfreuliche Gefühl von dem Wohlgefallen der Gottheit hinzu. Von ieder angenehmen Bewegung, die mich einnimmt, lasse ich bald meine Vorstellung zu demienigen hinaufsteigen, der sie mir gönnet und giebt, der die Ströme der Lust in unzählbaren Kanälen von sich durch das Ganze fliessen läßt, und der selbst ohne Zweifel in der Höhe

seiner

seiner Selbstgenugsamkeit eine göttliche Lust daran findet, wenn alles, was lebet, in reger, ihm angemessener Freude, seiner beselenden Güte lobsinget. Ich bin mir also beständig bewußt, daß ich unter den segnenden Augen dieses allgemeinen Vaters, und in der Gesellschaft einer unendlichen Menge lebendiger Wesen, die eben dasselbe Meer der Wollust tränket, ein iedes Glück, eine iede vergnügte Stunde genieſſe, die mir zu Theil wird: und es gehöret mit zu der grossen Kunst, mich recht zu vergnügen, daß ich iederzeit mit allen meinen Gedanken und Empfindungen ihm, der Quelle des Guten, so nahe, als möglich, zu bleiben suche.

Dadurch wird dann auch der sonst so furchtbare Eindruck von der maiestätischen Gegenwart des höchsten Geistes zu der sanftesten Beruhigung gemildert, oder vielmehr in zuversichtliche süsse Entzükkung verwandelt. Ich erschrekke sonst allerdings über meine Kleinheit in der unermäßlichen Natur, und gegen die noch unermäßlichere Gottheit. Dieser Sonnenwirbel ist ein Sandkorn; diese Erde ist ein Staub, ein Punkt; und ich auf dieser Erde;— was bin ich? Nur das macht mich noch zu etwas, daß ich die Ordnung empfinden, und in derselben bis zu dem Anfange aller Ordnung hinaufsteigen kann.

kann. Zu einer solchen Hoheit bin ich bestimmt, und der will ich immer näher zu kommen suchen. Ich will nicht eher stehen bleiben, als bis ich der Schönheit bis zu ihrer ersten Quelle gefolgt bin. Da soll denn meine Sele ruhen. Da soll sie, in allen ihren Fähigkeiten beschäftiget, in allen ihren Trieben vergnüget, satt von göttlichem Lichte, und entzückt in den Verehrungen und Anbetungen der obersten allgemeinen Vollkommenheit, alles Niedere, und sich selbst vergessen.

Hierbey erkenne ich denn nun auch ungezweifelt, daß diese alles regierende Weisheit keine andere Absicht haben könne, als daß alle Dinge in ihrer Art und im Ganzen gut seyn mögen. Dahin sind alle Gesetze eingerichtet, die sie in dieselben gelegt hat. Dahin zielen die Bewegungen der Körper, und die ursprünglichen Triebe der verständigen Wesen. Die grosse Empfindung des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts, die ich in mir erkannt habe, rühret nicht weniger von demjenigen her, der seine mächtigen Einflüsse überall ausbreitet. Es ist also eine göttliche Stimme der ewigen Wahrheit, die dadurch in mir redet.

Da ich nun einen so ehrwürdigen Lehrer und Gesetzgeber an meinem Gewissen habe, so bin ich

zwar

zwar deßwegen so viel mehr verbunden, auf seine Sprache, die sich ohne Unterlaß in dem innersten Grunde meiner Sele hören läßt, aufmerksam zu seyn, und ihr zu gehorchen: allein, ich bin dann auch zugleich gewiß, daß die unwandelbare Redlichkeit, die ich hierinn beweise, der richtige Weg ist, jenem Urbilde der Ordnung nach meiner Fähigkeit ähnlich zu werden, und ihm zu gefallen. Es ist nichts bey mir möglich, das mir einen Werth geben kann, nichts, das mich mit der anfänglichen Einrichtung meiner Natur und mit den Absichten der höchsten Regierung übereinstimmig machen kann, als meine innerliche Richtigkeit. Dieser Grund des Wohlgefallens der Gottheit ist so ewig und unveränderlich, als sie selbst. Höher kann sich denn auch meine Ehrbegierde unmöglich erheben, als wenn ich dem gefalle, von dem alles Gute herfließt; wenn der, der alles sieht, der mit einem Blikke alle Empfindungen und Bewegungen in Millionen Welten durchschauet, wenn der mitten unter dieser Menge auch mich sieht und billiget. Nun sind mir die Urtheile der ganzen Welt viel zu klein, als daß ich mich darum besonders bekümmern sollte. Läßt sich der Beyfall anderer Menschen, die Gewogenheit der Grossen so wohl, als die Achtung der Geringern, nicht ohne dieß, auf der Königlichen

Strasse

Strasse der Wahrheit und Gerechtigkeit, die ich allein gehen muß, vor mir antreffen, so verdienen sie gewiß nicht, daß ich ihrenthalben einen Schritt auf Nebenwege thue. Kein Mensch, mit allem Schwulst seines Gepränges und seines Stolzes, kann mir durch sein Gutheissen einen Werth geben, weil er selbst keinen Werth hat, als in so fern er rechtschaffen ist, und sich mit mir nach eben demselben ewigen Regelmaß des Rechts und der Ordnung richtet. Ich bin groß genug, wenn ich dem Regierer des Ganzen nicht mißfalle.

So wie mich aber dieß groß macht, so macht es mich auch ruhig. Der Geist, der über alles wacht, der wird auch über mich wachen. Er, dessen Weisheit und Güte sich überall in so sichtbaren Spuren offenbart, wird nichts geschehen lassen, davon das Ende ihm nicht anständig, und seinen Geschöpfen nicht heilsam sey. In seiner Hand allein stehen auch meine Schicksale; und wenn ich mich nicht, durch meine Abweichung von den unveränderlichen Vorschriften des Wahren und Guten, der glückseligen Wirkungen seiner Fürsorge unfähig mache; wenn der Richter, den er in mir verordnet hat, mich nicht verdammet, so wird nichts von dem, was mir widerwärtig deucht, mir wahrhaftig schaden können.

Zwar

Zwar in der Welt ist mir alles ein Räthsel. Ich sehe die Oberflächen der Dinge, und ihre inneren Beschaffenheiten entwischen meinem Auge so wohl als meinem Nachdenken. Vielleicht lehren mich die langwierigsten und emsigsten Untersuchungen nichts mehr, als nur künstlicher und nicht einmal glücklicher, muthmassen. Hier geht alles ins Unendliche hinein; und so auch die Verwaltung der Welt. Alles verwirret mich; alles macht mich ungewiß. Doch, was brauche ich mehr zu wissen, da ich meine Schuldigkeit und die Oberherrschaft einer unendlichen Liebe mit einer unbezweifelten Ueberzeugung erkenne? Diese sind es endlich doch nur allein werth, daß sich alle übrige Einsichten darinn endigen. Ich will es mich deßwegen auch nicht befremden lassen, wenn ich in Umstände gerathe, davon ich die Folgen und Entwikkelungen nicht voraus sehe. Ich will nur meinen grossen Zweck nie aus dem Gesichte verlieren, und mich dann mit einer unbewegten Sicherheit den Führungen desienigen überlassen, der alles nach seinem Willen lenket, und dessen Wille immer gut ist. Von seiner Fürsicht geleitet werde ich mitten durch die fürchterlichsten Verwirrungen dieses Lebens glücklich hindurch gelangen, und alle die Dunkelheiten, die mich vielleicht itzo umgeben und stutzig machen, werden sich endlich einmal in Licht und Freude verwandeln.

Aber wenn wird dieß geschehen? — Ich folge hin und wieder den Schicksalen in diesem Leben mit meinen Beobachtungen bis ans Ende; und ich finde den Knoten nicht aufgelößt. Erst der Tod endiget hier die Unterdrükkung der Tugend, und dort das stolze Glück des Lasters. Dieß widerspricht aller meiner Erwartung, die auf die Begriffe von der Ordnung gegründet war. Können denn die unwandelbaren Regeln der Billigkeit verstatten, daß einer Sele, die so ist, wie sie seyn soll, die natürlichen glückseligen Folgen ihrer innerlichen Richtigkeit, die ihr sonst allein schon Belohnung genug seyn würden, durch eine boshafte Gewalt auf immer geraubt, geschwächet, oder verbittert werden? Schikket es sich, daß ein rechtschaffenes Gemüth, welches allein glücklich zu seyn verdient, das ganze Leben durch ein Raub der Bosheit, ein Spiel ungerechter Verfolgungen sey? daß Unschuld und Recht verdammet werde? daß die Tugend unter Hunger und Blösse und Verachtung seufze, und oft durch die Hand grausamer Henker und auf den Befehl noch grausamerer Tyrannen in Schmerzen und Foltern ihren lezten Lohn finde? und daß hingegen Treulosigkeit und Mordsucht, indem sie die Lust und die Vortheile dieses Lebens an sich reissen, gar nicht inne werden, was es auf sich habe, von dem, was

ewig recht ist, abzuweichen, und sich wider die Gesetze der allgemeinen Regierung aufzulehnen? Ebenmaß und Uebereinstimmung verschwinden hier; und mein Begriff von einer herrschenden Ordnung verwirret sich gänzlich.

Spalding.

Wichtigkeit der Untersuchung, ob ein Gott sey.

Ehe wir über die Natur und Vortrefflichkeit der Religion, zu der wir uns bekennen, unsere Untersuchung anstellen, müssen wir zuförderst von gewissen allgemeinen Wahrheiten überzeugt seyn. Die erste und wichtigste von allen ist diese: Ist ein Gott, oder ist keiner; ist ein allerhöchstes vernünftiges Wesen, von dem die Welt mit ihrer Natur und Ordnung ihren Ursprung hat, oder sollen wir alles als Wirkungen eines ewigen Nichts, eines blinden Ohngefährs, oder als ewige Folgen einer ewig todten Nothwendigkeit ansehen? Dieß ist mir der nächste und wichtigste Gedanke, den sich meine Vernunft denken kann; und ich mag meine Augen, wo ich will, hinwenden, ich mag über mir den Himmel ansehen, ich mag die Geschöpfe betrachten,

womit ich umgeben bin, ich mag meine Augen zu-thun und in meine eigene Empfindungen mich ver-senken; so ist mir dieser Gedanke mit aller seiner Wichtigkeit überall gleich gegenwärtig. Ich sehe überall eine Schönheit, und bey der unendlichsten Manchfaltigkeit eine Harmonie, worinn sich meine Sele mit Entzükken verlieret. Ich sehe den Him-mel an. Was für eine geheime Macht, die alle die unzähligen ungeheuren Weltkörper in den leeren Raume, in einer unverrückten Ordnung er-hält! Was für eine unbegreifliche Weisheit, die einen Theil derselben in der unermäßlichsten Entfer-nung unbewegt in ihrem Stande erhält, andern aber durch das einfachste Gesetz sich um iene, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, in einer Entfernung wälzen läßt, welche nach eines ieden inneren Natur aufs genaueste abgewogen ist, und die wiederum durch eben dieses Gesetz so viele Kome-ten in ganz andern Laufbahnen, von allen Him-melsgegenden, durch iener ihre Kreise leitet, ohne daß sie sich in ihrem Laufe stören! Unsere Erde könnte in unzähligen Graden von der Sonne wei-ter entfernt stehen, sie könnte ihr eben so vielmal näher seyn; und wer wies ihr eben die Entfernung an, daß sie das Maß von Licht und Wärme bekömmt, welches der Natur aller ihrer Geschöpfe am ge-

mäßesten ist? Ihre Stellung gegen die Sonne könnte ebenfalls unendlich anders seyn; und wer gab ihr unter allen möglichen eben diejenige Lage, die durch die Abwechselungen von Sommer, Winter, Herbst und Frühling alle ihre Gegenden am meisten bewohnbar macht? Wer befahl dem Mond, diese Erde beständig zu begleiten, und wer maß seinen Abstand so genau, daß der Ocean dadurch in seiner beständigen Bewegung erhalten wird, aber auch nie aus seinen gesetzten Ufern treten kann? Wer maß die Fläche des Oceans gegen die höhere Fläche der Erde, daß von den häufigern Ausdünstungen das Land durch unaufhörliche Regen nicht ersäuft, doch aber auch durch Regen und Flüsse hinreichend getränket wird? Und wer gab endlich den beiden so nahe verwandten Elementen, dem Wasser und der Luft, das verschiedene Gesetz, daß die Luft ihre ausdehnende Kraft nie verlieren, das Wasser hingegen dieselbe nie annehmen, und in Luft sich verwandeln kann, sondern daß beide das Maß und Gewicht unveränderlich behalten müssen, welches der Beschaffenheit und Natur aller Geschöpfe so gemäß ist? Ist kein Gott, kein vernünftiges freyes Wesen, das dieses alles geordnet hat; so sehe ich nichts, so ist mir alles das dunkelste Räthsel, und so ist mir die Vollkommen-

heit, die Harmonie, die ich hier auf der Erde antreffe, eben so unerklärlich.

In ihrer ersten Anlage finde ich alles ungebildet und roh; dieß ist der Vorrath der Natur. Aber ich gehe nur eine Stufe hinauf, so finde ich diese rohe Materie in Metallen, Salzen, Steinen und Krystallen schon unendlich schön gebildet. Und was für ein neuer Schauplatz von Manchfaltigkeit Ordnung und Schönheit, wenn ich noch eine Stufe höher steige, und sehe, wie diese rohe todte Materie in unzähligen Arten von Bäumen, Kräutern und Blumen einförmig und unendlich manchfaltig organisiret ist! Der Krystall, der Kiesel, behalten unverändert ihre Gestalt, die sie vielleicht von der Schöpfung her haben; sie bleiben einzeln, wie sie sind, ohne eine sichtliche Aenderung oder Vermehrung. In diesem Reiche ist hingegen alles in beständiger Verwandelung; hier wächst, hier lebt alles; und alles in unzähligen Stufen. In einerley Erde, von einerley Regen befruchtet, steht alles vermischt untereinander, und alles ist an Geruch, Farbe und Geschmack unendlich unterschieden; es wächst, es vermehrt sich, es stirbt alles, und alles unverändert in seiner Natur; alles zu seiner besondern Jahreszeit, alles in der vollkommensten Harmonie mit der

ganzen

ganzen übrigen Natur; alles verschieden, und alles nach dem einförmigsten Grundgesetze.

Ich gehe noch eine Stufe höher, und meine Aussicht wird noch unendlich wunderbarer. Auf der vorhergehenden sahe ich, bey einer unendlichen Manchfaltigkeit und Schönheit, den künstlichen Mechanismus. Aber ausser dem Wachsthum ist noch alles todt, es wächst und stirbt noch alles auf der Stelle, wo es geboren wird, ohne sein Daseyn noch selbst zu empfinden. Aber hier sehe ich überall willkührliche Bewegungen, die feinsten Empfindungen, die künstlichsten Triebe. Eben die vorige Materie, fast dieselbe Organisazion; es entsteht, es wächst, es stirbt alles mit den Pflanzen nach einerley Gesetzen, aber in unendlich neuen Gestalten, in unendlich grösserer Vollkommenheit; alles lebt, alles bewegt sich selbst, alles empfindet, und diese Vollkommenheit steigt, wie in den Pflanzen, in unzähligen sich immer gleichen Stufen. Die niedrigste Pflanze war noch halb Stein; das niedrigste Thier ist sichtbarlich mit der Pflanze noch verwandt; Halbthiere, die noch in Aesten fort wachsen; Thiere von einer Art von Empfindungen; Thiere, die fünf haben; einige, die noch auf der Stelle sterben, worauf sie geboren werden, denen ihre Schale noch ihre

ganze Welt ist; andere, die durch den Geruch, das Gehör, das Gesicht die entferntesten Dinge empfinden; Thiere, ungeheuer, wie Berge; Thiere, denen der Raum von einem Sandkorne, ein Tropfen Wasser, ein Blatt eine Welt ist. Und alles ist in seiner Art vollkommen, alles hat seine Gliedmassen, die nach dem übrigen Bau seines Leibes, nach seiner Bestimmung, nach seiner Nahrung, nach dem Elemente, worinn es lebet, mit einer nicht zu ergründeten Weisheit eingerichtet sind; alles hat seine besondern Triebe, die mit seiner ganzen Natur harmoniren. Indessen herrscht in diesem unruhigen willkührlichen Reiche eben die Ordnung, die ich in dem Pflanzenreich wahrnehme. Es hat alles seine abgemässenen Stufen, alles seine angewiesene Gegend, die unveränderlichsten Gesetze. Es bleibt alles unverändert in seiner Art; es vermischt sich nichts, es verliert sich nichts, nichts wird unvollkommener, nichts kann sich über die Stufe seiner Natur erheben; alles stirbt und erzeugt sich in einer unveränderlichen Proporzion fort, wie es seiner Bestimmung und der ganzen Natur gemäß ist. Ein iedes behält sein Maß von Kräften, sein Maß von Begierden, seine bestimmte Dauer. Ich finde nirgend eine wahre Vernunft, aber ein geheimes unerklärliches Gesetz, das schneller und gewisser

wisser als alle Vernunft ist, ersetzt diesen Mangel. Alles kennet sein Geschlecht; es weiß alles für seine Nahrung, für seine Wohnung, für seine Fortpflanzung und Erhaltung mit einer Geschicklichkeit zu sorgen, die den scharfsinnigsten Weltweisen in Erstaunung setzt. Und alle diese Manchfaltigkeit ist nur eine Kette; vom Stein zur Pflanze, von der Pflanze bis zum Affen; es sind alles Glieder, die sich berühren. Es ist alles voll, nirgend ein Raum, nichts sich vollkommen gleich, alles stufenweise. Wo ich mit meinen Augen am Ende bin, da entdekken mir die Vergrösserungs- und Ferngläser neue Welten; und vielleicht bin ich auch mit diesen in der Hand noch immer auf den Mittelstufen dieser unendlichen Leiter. Die Verbindung bleibt indessen immer dieselbe, Pflanzen, Thiere, Wasser, Planeten, die Sonne selbst, alles ist um des andern willen da; es macht alles nur ein Ganzes, ein vollkommenes Ganzes aus.

Ich selbst bin mir noch ein unendlich grösseres Wunder. Auf der einen Seite gehöre ich noch mit zu der Pflanze, der nächste Anverwandte der Thiere. Ich entstehe, wie sie, ich nähre mich, wie sie, ich habe mit ihnen einerley Dauer, dieselben Triebe, eben den Tod. Auf der andern Seite habe ich in

meiner Gestalt, in meinen Gliedern, in meinen Fähigkeiten, unendliche Vorzüge. Ich bin ein Gott gegen sie. Ich habe eine Vernunft, einen freyen Willen; ich herrsche über alles, es wächst alles nur für mich, von der Ceder bis zum Grase, vom Elephanten bis zum Seidenwurm; es ist alles nur für mich da. Ohne mich ist die ganze Natur todt, alle ihre Ordnung nichts besser, als ein Chaos. Der Weinstock genießt sich selbst nicht; die Blume empfindet ihre eigene Schönheit nicht; dem Seidenwurm ist sein Gewebe nichts, wie sein Grab; ohne mich liegt der Demant ohne Werth unter den Kieseln. In mir vereiniget sich alles; durch mich wird alles Vernunft, alles Harmonie, alles erst wahre Schönheit. Ohne mich ist die Natur arm; ich schaffe ihr alle Augenblikke neue Gestalten, ich dringe in ihre innerste Werkstatt, ich entdekke ihre geheimsten Gesetze; ich mässe die Himmel, ich wäge die Planeten, ich berechne ihren Lauf, ich mache mir das Vergangene und zukünftige gegenwärtig; meine Aussichten, meine Fähigkeiten, meine Triebe haben nirgend ihre Gränzen; es ist alles in mir ewig. Noch mehr, die Quelle meines Vergnügens und Mißvergnügens habe ich in mir selbst, ich bin mein eigener Gesetzgeber, mein eigener Richter, ich lobe und tadle, und strafe

und

und belohne mich selbst, und mein Beyfall ist mir wichtiger, als die Lobsprüche von tausend Schmeichlern. Aber was sehe ich in allem diesem Reichthum, in dieser Ordnung, wenn kein Gott, kein vernünftiges freyes Wesen ist, welches dieß alles hervor gebracht, und diese herrliche Ordnung veranstaltet hat? Ist dieß alles von ungefähr, kömmt es alles aus einer blinden todten Nothwendigkeit; so weiß ich nicht, was ich sehe. Eine Maschine, aus Millionen Rädern zusammen gesetzt, die alle eine gemeinschaftliche abgemässene Bewegung, und im Ganzen weder Urheber noch Endzweck haben; lauter abgemässene Mittel ohne Absicht, lauter bestimmte Absichten ohne Ursache. Die vollkommenste Ordnung und Schönheit ohne Vernunft, eine ewige Bewegung ohne Urheber, lauter Leben aus einem ewigen Tode; die vollkommenste Harmonie unter lauter streitenden Dingen; — wie finster! Hier sehe ich nichts mit aller meiner Vernunft. Und was bin ich? Ein noch dunkleres Räthsel; von lauter sterblichen Vätern von Ewigkeit her; das widersprechendste Geschöpf, von allen Seiten eingeschränkt, und in allen meinen Aussichten und Begierden unendlich; mit einer Anlage zu unendlichen Fähigkeiten, um als ein Embryo zu sterben; ein Herr der Thiere, ein Herr der ganzen Natur, mit allen

Schicksa-

Schicksalen eines Insekts; ein todter Staub voll göttlicher Kraft; ein denkendes Wesen, das sich über alle Himmel erhebt, und in dem Augenblick ein Fraß der Würmer; mit dem strengsten Gesetze geboren, ohne Gesetzgeber. Wie räthselhaft! wie finster! Wie viel sehe ich hier mehr, als ein Thier! Dieß ist das wenigste; ich bin mit allen diesen Vorzügen nichts besser, als ein Thier; ich bin schlechter, ich bin unglücklicher, so lange diese Untersuchung für mich nicht entschieden ist. Es ist wahr. Ich behalte meine gewissen Vorzüge als Mensch, wenn auch kein Gott ist. Meine Vernunft verliert dadurch an ihren Fähigkeiten nichts; ich kann in der Erforschung der Wahrheit eben so ungehindert fortgehen, ich empfinde ihre Reizungen mit eben der Lebhaftigkeit; ich behalte alle Reizbarkeit meiner Sinne, ich genieße alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; die Welt bleibt für mich eben so schön, eben so reich; meine Begierden bleiben eben so lebhaft, eben so manchfaltig; ich bleibe nichts desto weniger der Herr der Welt. Der Stier ist satt, wenn er die Triebe seiner Natur gestillet; der Tieger ist satt, wenn er seinen Hunger gestillet hat; in meinen Begierden kenne ich keine Gränzen; meine Einbildungskraft kann mir immer neue Reizungen verschaffen. Das Thier

geht

geht nur seinem Raube nach; ich kann meinen Geschmack über das Maß meiner Natur ausdehnen. Der Stier, der Tieger sind an die engen Gränzen ihrer Natur gebunden; ich kenne diese Einschränkung nicht, für mich hat die Natur keine Gränze, ich bin ihr Herr; wenn ich will, kehre ich ihre Gesetze um; ich kenne keine andere Gesetze, als meine Triebe. Meine Vernunft widerspricht mir zwar; mein Gewissen drohet mir mit geheimen Ahndungen; aber was habe ich zu befürchten? Morgen bin ich todt. Morgen todt? ewig todt? Ja, wenn kein Gott ist, so habe ich nichts anders, als einen ewigen Tod, zu erwarten. Aber soll dieß eine Beruhigung für mich seyn? O hätte mich doch, wie ich mein Daseyn erhielt, das Loos eines Thiers getroffen! so hätte ich die mühselige Schimäre, der Vorschrift meiner Vernunft nnd meines Gewissens beständig zu folgen, nie gekannt; so hätte ich die Kränkung von so vielen vergeblichen Entwürfen nicht; so kennte ich die Reizungen der Wahrheit und Tugend nicht; so kennte ich die reizenden Aussichten einer Ewigkeit nicht; so wüßte ich nicht eher, was todt wäre, bis das Schlachtmesser mir schon alle Empfindung und Furcht davor genommen hätte: da ich iezt, unter einer ieden Empfindung meines Lebens mit dem Tode ringend, die schreck-

liche

liche Vorstellung einer ewigen Vernichtung vor Augen habe, und da ich kaum das Alphabet der Natur mühsam gelernt, und die Reizungen der Wahrheit in der Ferne gesehen habe, meine Augen auf ewig schliessen muß. Ist dieß der ganze Endzweck der prächtigen Anlage meiner Natur? Ist dieß der ganze Lohn, der vielen Bemühungen mich zur Wahrheit und Tugend zu bilden? Ich wiederhole es mit Bedacht: O wäre ich ein Thier geworden! Ich hätte zwar diese Vorzüge nicht gehabt, aber ich hätte auch keine bessere gekannt; ich hätte die Schönheit der Tugend nicht empfunden, aber ich hätte auch ihr strenges Gesetz nicht gefühlt; ich wäre ruhig meinen Trieben gefolgt, ich hätte sie gesättiget, und ich hätte den ermüdenden Streit meiner Vernunft und meiner Begierden nie empfunden. Aber was soll ich iezt thun? Soll ich meinen Trieben folgen, oder soll ich dem Gesetze meiner vernünftigen Natur gehorchen? Es ist wahr, ich habe nichts zu fürchten; aber womit besänftige ich die Anklage, die mir mein Gewissen darüber machen wird? Soll ich mich dagegen ganz unempfindlich zu machen suchen? Was für ein grausames Unternehmen! Und wie will ich mich gegen meine Vernunft rechtfertigen? Was muß ich in meinen eigenen Augen für ein verächtliches, für ein abscheu-

liches

liches Geschöpf werden, wenn ich die Würde meiner Natur so weit verläugnen, und mich in ein Thier umschaffen will? Soll ich aber der Stimme meiner Vernunft gehorchen? Soll ich mich der Tugend widmen? Ja sie ist schön, entzükkend, himmlisch schön. Aber wenn diese Tugend die Verläugnung meiner angenehmsten Begierden von mir fordert; wenn ich dieser Tugend, unter dem höhnenden Triumph des belohnenden Lasters, meine Ruhe, meine Wohlfahrt, mein Leben, und was mir noch unendlich schätzbarer als dieß alles ist, wenn ich ihr die Wohlfahrt der Meinigen aufopfern soll: Wo soll ich hier den Muth, wo soll ich die Kräfte hernehmen, einer leeren Vollkommenheit mein höchstes Gut aufzuopfern; wo soll ich die Vergeltung für ein solches Opfer nehmen, und wo ist meine Verbindlichkeit, einem solchen Gesetze zu gehorchen? Wenn kein Gott ist, so ist die Erfüllung meiner Begierden das höchste Gut, das ich erreichen kann. Ich Thor! Warum will ich mich denn durch ein Gesetz in meiner Glückseligkeit einschränken lassen, da ich keinen Gesetzgeber kenne? Was habe ich zu fürchten, was habe ich zu hoffen? Wenn ich sterbe, ist alles aus; Tugend, Vernunft, Gewissen, es sind alles für mich leere Worte; ich habe als ein Vieh gelebet; ich sey ein Fluch unter

meinen

meinen Mitgeschöpfen gewesen, oder ich sey als ein Märtyrer der Wahrheit und der Tugend gestorben; wenn ich sterbe, ist alles eins; ich dünge den Kirchhof, und nähre durch meinen Moder wieder andere Thiere. O was für ein blindes widersprechendes Geschöpf! Aber wie hell, wie heiter, wie ruhig wird alles in meiner Sele, so bald der Gedanke in ihr aufgeht, daß die Welt von einem höchsten vernünftigen Wesen ihren Ursprung hat? Was die Sonne meinen Augen ist, das ist dieser erquikkende Gedanke meiner Vernunft; in diesem Lichte wird alles auf einmal um mich hell. Wo ich vorher nichts, als Verwirrung sah, da sehe ich ietzt nichts als entzükkende Vernunft; überall die besten Absichten mit den weisesten Mitteln verbunden. Ich sehe überall den Vater der Natur, der alle ihre Glieder, der die Bewegung der leblosen Geschöpfe, und die Triebe der Lebendigen, zu einer allgemeinen Vollkommenheit mit seiner wohlthätigen Hand aufs weiseste zu verbinden sucht. Nun bin ich mir auch das Räthsel nicht mehr; ich übersehe meine ganze Bestimmung. Ein allerhöchstes vernünftiges freyes Wesen hat mich auf die höchste Stufe dieser sichtbaren Natur gesetzt; — gewiß nicht, daß ich die Ordnung der Natur zerstören sollte. Es hat mich mit den edelsten Fähigkeiten ausgerüstet;

ket; — gewiß nicht, daß ich nur ein so viel grösseres Thier seyn sollte. Dieser weise Schöpfer hat mir eine Vernunft, ein moralisches Gefühl von Guten und Bösen gegeben; er hat es unüberwindlich gemacht; er hat es über meinen Willen erhaben; — Ein sicherer Beweis, daß es sein Wille ist, daß ich es für mein erstes Gesetz erkennen soll, und daß es ihm unmöglich gleich viel seyn kann, ob ich dieß Gesetz erfülle, oder nicht erfülle. Meine Begierden, meine Ruhe, mein Gewinn, machen dagegen keinen Einwurf; gesetzt, daß ich alles aufopfern muß, was bin ich denn, daß ich mich dem Willen des Herrn meines Lebens, seinem unumschränkten, weisen und wohlthätigen Willen entziehen könnte? Dafür weiß ich, wenn ich ihm zu gehorchen mich bestrebe, daß ich ihm auch gefallen werde. Beruhigung genug für mich; nun will ich mit freudiger Aufmerksamkeit auf die Stimme meines Gewissens achten; vor seinem Angesichte kann nichts, kein guter Gedanke verloren gehen. Nun sehe ich dem Gewinn des Lasterhaften ruhig zu; er prange mit seinem Glükke, ich beneide ihn nicht; er verhöhne mich mit meinem ruhigen Gewissen, ich vertausche es gegen alle seine Freude nicht. Ist ein solches allerhöchstes Wesen, so verliere ich nichts; ich will ihm keine Vergeltung vorschreiben; mein

Schöpfer kann nie mein Schuldner werden: aber zu einem unendlich weisen und gütigen Gotte habe ich die feste Zuversicht, daß er die Vorzüge, die er mir in die Natur gelegt, mir nicht zur Marter werde gegeben haben, und daß er eher eine neue Welt schaffen, und meinen Staub nach Millionen Jahren eher wieder lebendig machen werde, ehe er mich, wenn ich ihn aufrichtig geliebt, unbelohnt lassen sollte; und meine Sele sagt sich es selbst, daß sie zu einer solchen Ewigkeit erschaffen sey.

Jerusalem.

Glückseligkeit.

Wer sagt mir, wo die Glückseligkeit wohnt? Lange wandle ich schon umher zu suchen, und finde sie nicht.

So rief ich einst: da stand eine Jungfrau vor mir in der Fülle der Schönheit, gewandt, schlank, Liebe durstend; es war die sinnliche Wollust.

Die sprach: "Folge mir, Jüngling! Ich will zum Glükke dich führen." Sie führte mich in ihren Garten, der war voll der lieblichsten Früchte.

Sie

Sie gab mir einen Becher zu trinken aus dem Strom der Freuden, der ihren Garten durchwässert; und ich sah viele Menschen, die am Ufer des Stroms wandelten, zu kosten von seinem Gewässer; aber das Wasser löschte ihren Durst nicht. Jemehr sie tranken, iemehr wollten sie trinken; und ihre Freude war gleich dem Taumel des Rausches. Auch war das Wasser nicht rein. Nächst an den Garten der Wollust gränzt eine Wüste; in ihrer Mitte liegt der See des Leidens voll giftiger Dünste: aus demselben quellen die Bäche des Ueberdrusses, der Reue, des Ekels; und fliessen so nah am Strom der Freuden vorbey, daß viele ihrer giftigen Tropfen sich in seine Wellen mischen, und die Trinkenden tödten. Auch sah ich die Zecher der Wollust bald alle wie das dürre Gras der Heide dahin welken.

Da sprach ich: Hier ist nicht der Glückseligkeit Wohnung. Ich will fliehen, daß ich nicht verführt werde und sterbe, wie diese alle.

Mir erschien nun eine andere Gestalt hoch und hehr, und reichte bis in die Wolken. Ihre Stimme war lauter als der lauteste Donner, und sie rief: "Mein Name ist Ruhm; komm! ich will dich beglükken." Sie war in Purpur gehüllt; auf

ihrem Haupte schimmerte ein Diadem; in ihrer Rechten hielt sie eine goldne Trompete, die Thaten ihrer Anbeter zu verkündigen; ihr zur Seite lag eine Urne aus der sie Geschenke, Kronen, Lorbeern, Ordenszeichen und Adelsbriefe auf sie herabschüttete. An ihrem Fußgestell, das höher war und steiler, als die hohen Alpen, krochen die Menschen, gleich Ameisen, hinauf, und haschten nach ihren Gaben; aber wenige kamen zum Ziel.

Viele ermatteten halbwegs schon, andre stürzten hinab, da sie sich eben an den Füssen des Gottes wähnten, und einer verdrang immer den andern. Da ich mich nähern wollte, rief eine Stimme; "Traue diesem Gott nicht zu viel. Er ist blind." Und in diesem Augenblick sah ich, wie ungerecht er oft seine Geschenke vertheilt; denn die kriechendsten Schmeichler, und die am lautesten bettelten, hatten meist den Vorzug bey ihm. Auch sah ich eine vielköpfige, alberne, häßliche Dunstgestalt, Vorurtheil genannt, um ihn her schweben, die ihm stets in die Ohren flüsterte, und bey Vertheilung der Geschenke seine Hand führte.

Eine andre Stimme rief: "Nimm seine Geschenke nicht! sie sind eitel und vergänglich;" und in einem Nu war alles um mich verändert; die

ganze

ganze Gestalt schien mir ein Aschenhaufen; ein heulender Wind zerstäubte die Schätze seiner Urne wie Spreu in die Luft, und aus finstern Höhlen erhoben sich die Furien des Hoffarths, des Neids, des Hasses, der Zwietracht, und hauchten die Umstehenden mit giftigen Flammen an. Rund um mich her war Tod und Verderben. Ich enteilte dem Gräuel.

Da sah ich eine dritte Erscheinung in Gestalt eines Berges. Er öffnete seinen Schlund, und sieh! er war mit eitlem Golde bis in die tiefste Tiefe gefüllt, und der Glanz seiner Schätze war blendend. In unzählbaren Schaaren eilten die Menschen heran, aus des Berges Eingeweiden zu schöpfen; und ihre Begierde war so heiß, daß sie sich am Eingange wie Tieger zerfleischten; also daß das Blut der Erschlagenen in häufigen Bächen umher rann. Mich schauderte, die Menschen, des nichtigen Goldstaubs willen, so tief herabsinken zu sehen. Und die aus dem Berg hervorkamen mit gefüllten Säkken, giengen selten den ebnen graden Weg. Viele, die mit dem, was sie hatten, sich nicht begnügten, wählten den Pfad des Geizes; ein häßlicher freudenloser Weg, der durch einsame Heiden sich immer um den Berg herumkrümmt. Andere giengen den

Weg der Verschwendung. Dieser ist lieblich und mit Rosen bepflanzt, und es flattert auf demselben der Leichtsinn in Gestalt eines bunten Schmetterlings, aber er hat einen Stachel, womit er die Säkke aufritzt, daß der Goldstaub im Gehen herausfällt, und wenn der Besitzer darnach sieht, sind seine Säkke geleert.

Demnächst sah ich Menschen auf Triumpfwägen von andern Menschen gezogen, den Berg hinanfahren. Hinter ihnen her trugen Sklaven mit klirrenden Ketten, gleich Lastthieren, ihre Reichthümer; hoch auf dem Gipfel des Berges saß mit wildem verzehrenden Blick der Despotismus, und hielt seinen Hof; zu seiner Rechten der Tod, zur Linken Sklaverey. Tyrannische Könige fröhnten ihm, brachten ihm ihre Reichthümer zu Opfern dar; und würzten seine Speisen mit den blutigen Thränen ihrer Völker.

Als ich diesen Gräuel sah, rang ich die Hände, und rief aus: "So sind das denn die Quellen menschlicher Glückseligkeit? Nein, es giebt keine Seligkeit mehr unter den Menschen! sie haben sie von sich gestossen. Ich will nur gehen und sie in der Einöde suchen."

Da verbarg ich mich vor den Augen der Menschen; aber ich ward nicht glücklich in der Wüste. Die Fröhlichkeit floh: finstere Schwermuth begleitete meine Schritte, und mein Herz rief: Du bist nicht glücklich.

Einst saß ich traurig am Felsenabhang; mein Geist verlor sich in dumpfe Sinnlosigkeit. Da ward es plötzlich hell um mich, und sieh! ein Weib von Göttergestalt, jugendlich schön, holdlächelnd, stand vor mir, und sprach: "Mein Kind, folge mir! ich will dich zur Glückseligkeit führen." — Weib, sagt' ich, wer bist du? warum störst du meine Einsamkeit? fleuch mit deinem Menschenantlitz! Ich hasse die Menschen. Und sie sprach: "wie? du verstössest mich, kennst du deine Mutter, die Natur nicht mehr? O ihr entarteten Kinder, daß euch die Stimme eurer Mutter so fremd geworden ist! — Sieh, ich habe mich deines Elends erbarmt, und komme, dich zurecht zu weisen. Aber warum wandelst du so einsam, mein Sohn? geh unter Menschen und werde glücklich!" — Bey den Menschen suchte ich die Glückseligkeit; aber sie haben sie vertrieben. Sie wohnt nicht mehr unter ihnen. Da floh ich in diese Wüste, sie zu suchen; aber auch hier fand ich sie nicht. — O meine Mut-

ter! — Ich erkenne nun deine Stimme wieder, und kehre zu dir zurück. — O Natur! du allein weißt ihre Behausung; leite meine dürstende Sele zu ihr hin! — "Sohn, sprach sie, folge meiner Spur, und du wirst glücklich seyn. Aber suche das Glück nicht auf vergänglichen Wegen der Menschen, lern' es in dir selbst kennen. Weihe ihm ein reines Herz, dann wird es gewiß bey dir einkehren. Mein Kind, folge meiner Stimme, geh! und genieſſe die sanften Freuden, so ich zu deinem Glükke schuf. Sie zu genieſſen, gab ich dir das Verlangen zur Gesellin, pflanzte dir die Begierden ins Herz; sie sind die Flügel der Sele; auch gab ich dir die Sinne, um der Sele ihre manchfache Nahrung herbey zu schaffen, gab dir den Verstand, das Auge der Sele, um ihren Flug zu regieren. Zieh immer dies innere Auge zu Rathe, daß du nicht auf unrechte Bahn geleitet werdest. Pflück alle Rosen, die auf deinem Wege stehen, und suche nicht ieden Dorn in der Entfernung auf. Flieh die eiteln Grübeleyen, genieſſe, was gegenwärtig ist, ganz, rein, mit kindlicher Einfalt. Sey nicht stets allein, der Mensch ist geschaffen unter Menschen zu leben; hasse die Menschen nicht, fliehe die Bösen, bemitleide die Schwachen, und denke von allen, daß sie deine Brüder sind. Trau aber nicht allen, geselle

dich

dich stets zu den Besseren, suche dir einen Freund, und hast du ihn gefunden, so trag ihn als dein bestes Kleinod in deinem innersten Herzen. Folge meinem Beyspiel, still und einfach, wie mein Segen, die Frucht meiner Liebe, die auf die Erde herabträuft, sey dein Leben! thue Gutes im Verborgenen, suche den Kreis deines Wohlthuns zu erweitern, und arbeite unabläßig an deiner Vervollkommung. Dein Lohn sey Selbstzufriedenheit und der Segen der Edlen; aber liebe die Tugend mehr ihrer selbst, als des Lohns wegen.

Suche das Glück, die Selenruhe, in der anschauenden Erkenntnis Gottes, der das einzig wahre, ewige Gut ist. Strebe zu dem hinan, der die Quelle alles Lichts und aller Seligkeit ist. Durch seine Erkenntnis wird die ganze Schöpfung und iedes Theilchen derselben Ströme unendlicher, unnennbarer Wonne in dein Herz gieſſen; dein ganzes Leben wird dann ein Genuß, deine Thaten werden alle Hymnen des Dankes und der Liebe werden. Aber erwarte in diesem Leben, so lange des Körpers Hülle dich umschließt, keine ungemischte Freuden. Jene ganz reine daurende Seligkeit reifet dir erst in einem besseren unsterblichen Leben. Sey also weise, mein Kind, und lebe einer höhern Zukunft entgegen!" —

Also sprach die Natur, und führte mich mit sanfter Hand dem Pfade der Glückseligkeit zu. Seitdem folge ich allein ihrer Spur, strebe unablässig, den hohen Worten ihrer Weisheit zu folgen. Und wenn mich Leiden bestürmen, wenn mein Blick sich oft trübet, so denke ich an die Zukunft, an die Seligkeit, die dort meiner harret, und erheitere mich wieder.

V. Rede.

V.

Rede.

Von den Vortheilen einer frühzeitigen Frömmigkeit.

Man könnte, meine iungen Freunde! wenn man die Sache nach gewissen, nicht ganz ungewöhnlichen Begriffen, beurtheilen wollte, eine frühzeitige Frömmigkeit für unzeitig und gewissermassen auch für unnatürlich halten. Man könnte glauben, daß damit ein Sprung in ein späteres Alter gethan, der Genuß aller iugendlichen Freude verbittert, und die Runzel der männlichen Jahre der heitern Stirn des Jünglings eingegraben würde. Das menschliche Leben, könnte man denken, ist mit so vielen und manchfaltigen Mühseligkeiten umringt, der Mann schleppt an seiner Kette von Geschäften, die er für Brodt und Ehre übernehmen muß; der rechtschafene Hausvater, wenn es ihm dem Ansehen nach wohl geht, erliegt dennoch unter einer Bürde von Sorgen und Kränkungen, und der Greis, mit dem

ver-

verdunkelten Auge und dem gebogenen Rükken, hat den Geschmack selbst an der Freude verloren. Also: die Zeit des Vergnügens ist auf den Frühling des Lebens eingeschränkt; Frohseyn ist des Jünglings Loos; Frömmigkeit ist eine zu ernsthafte Beschäftigung, als daß sie nicht dem reiferen Nachdenken, nicht dem festeren Sinne des Mannes aufbehalten bleiben sollte. — Nach angenommenen Begriffen, wohl gesprochen, meine Freunde! Allein so baut man, wenn man auf Sand baut. —

Edle Jünglinge, Lieblinge zärtlicher Väter und Mütter, aufblühende Hoffnungen des Landes, künftige Bürger, Lehrer, Richter, und was Sie zu werden gedenken! gleichgültig kann es Ihnen immer nicht seyn, ob Sie sich eine anständige feste Wohnung bereitet, oder eine lüftige Hütte gebaut haben, die einem Windstosse nachgeben, und an einem Ihrer frölichen Tage über Sie zusammenfallen kann. Trauen Sie es der längern Erfahrung eines uneigennützigen Führers, daß sie Sie erleuchte, daß sie Ihnen Stoff anbiete, daß sie Ihnen Grund anweise, und dann mögen Sie vergleichen, und ich will meine wenige Wissenschaft aufgeben, wenn Sie nicht in ihre vormaligen Entschliessungen ein Mißtrauen zu setzen anfangen, nicht eine bessere

Wahl

Wahl treffen, wenn Sie, zum Theil wenigstens, das Werk nicht mit Eifer und anhaltender Wärme beginnen sollen. Welche Belohnung für mich! welche reizende Aussicht! welche erquikkende Freude für mein Herz!

Wer, was er thut, in Rücksicht auf Gott thut, wer sich nach seiner Erkenntnis des Allervollkommensten in seinen Handlungen bestimmt, er mag sich dieses Bewegungsgrundes bewußt seyn, oder ihn ein für allemal seinen freyen Entschliessungen untergelegt haben, der ist fromm, und seine Frömmigkeit ist frühzeitig, wenn sie mit der Entwikkelung seiner Verstandes- und Gemüthskräfte schon ihren Anfang genommen hat. Fromm seyn erfordert, daß man Gott kenne, nicht obenhin kenne, daß man in ihm die lezte Ursach alles dessen, was da ist, den Vater der Geister, den Regierer dieses ganzen unermäßlichen Weltalls verehre. Alle Kraft ist in ihm vereinigt, er sieht alles, er kennt alles, er weiß alles. Ihm ist alles Heute. Jede Handlung, iede Bewegung ist ein Ton, von ihm vorhergesehen, von ihm angewandt, die höchste und zusammengesetzteste Uebereinstimmung für immer und ewig hervorzubringen. Das alles ist seinem Verstande gegenwärtig, das ordnet seine Weisheit, das richtet

seine Kraft aus. Gott ist das allerbeste der Wesen, im ausnehmendsten Verstande das höchste Gut. Er hat sich im Reiche der Geister am meisten verherrlichen wollen. Diese sichtbare Welt ist ein Spiegel, der die Stralen des Unendlichen für die unsichtbare auffängt. Geschöpfe, einer fortdauernden Glückseligkeit fähig, mit Trieben und Kräften dazu ausgerüstet, hat er auch zu beseligen beschlossen. Sein Wesen ist Wohlthun. Das anscheinende Böse selbst ist Gelegenheit und Mittel zu grösserem Guten. Seine Straffen zwekken auf Besserung, nicht auf Wehethun ab. Auch in ihnen ist Güte. Wer dieses weiß, wer es mit Deutlichkeit, Wahrheit, und Anwendung auf sich weiß, der wird dann schon keines weitern Antriebs zur Verehrung des höchsten Regierers bedürfen, der wird dann schon sich nicht enthalten können, in Preis und Bewunderung auszubrechen. Ist Gott Herr und Meister; wo ist der Empfindungslose, der ihm nicht mit gutem Willen gehorchen; der seine weisen Gesetze nicht zur Hauptregel seines Lebens machen wollte? Ist Gott Vater und Freund; so ist er meines uneingeschränkten Vertrauens würdig, so kann ich mich überall auf ihn verlassen, so kann ich mich des Besten zu ihm versehen, so bin ich seiner Liebe und seines Wohlwollens gewiß. Was ich bedarf, erbitte

ich

ich von ihm, und ich bin gewiß, daß ich es erhalte, es wäre denn, daß ich meinen Schaden verlangt hätte. Er meynt es überall gut, ihm darf ich alles klagen. Ewig und zuverlässig ist seine Freundschaft, in ihm bin ich ruhig und zufrieden. Das entflammt meine innige Liebe, mein Herz wallt von Dank und Erkenntlichkeit auf, mein Mund ist seines Lobes voll. In den Schatten der Wälder, in den tiefen Thälern, überall unter der weiten Dekke des Himmels, steige ich mit heisser Begierde zu ihm auf, meinem Wohlthäter, und wo Menschen sich zu seinem Lobe versammeln, da bin ich mit Freuden unter ihnen, da trag ich zu ihrem heiligem Chore bey. Manchfaltig sind die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens, ich mag sie nun für mich selbst, oder für irgend eine kleine und grössere menschliche Gesellschaft unternehmen. Der verständige Mann hat hier überall seine bestimmte Handlungsweise, seinen überlegten Plan, seine angenommenen Maximen und Richtschnuren. Und woher diese? — Aus sich selbst, oder von Andern; zulezt immer von Gott. Alle Obliegenheiten des Menschen, was er sich selbst schuldig ist, was er Andern zu erweisen hat, alle Pflichten der häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft, sind Gesetze eines obersten Regenten, eines allgemeinen Königs. Sagt man: Vernunft hat sie begrif-

fen,

fen, Erfahrung ihre Güte bestättigt; so ist Gott Urheber dieser Vernunft, und ohne sein Zuthun wird nichts erfahren. Sagt man: sie sind Ueberlieferung! so zähle ich die Glieder der Kette bis zu einem ersten Erfinder zurück, und dieser hatte — — was ihm Gott gab. Nach dieser Vorstellungsart thut der Fromme, was er thut, zur Ehre Gottes, und kennt keinen stärkern Antrieb zum Guten, als den Willen des Höchsten. — Er ist ein Werk Gottes, ein Theil des vollkommensten Ganzen. Ohne diesen Gedanken würde seine Selbsterkenntnis immer nur angefangen, und nicht zur Hälfte vollendet seyn. Dadurch wird er angewiesen, Ehrfurcht und Achtung für sich selbst zu haben, seines Werths sich zu freuen, gewiß aber auch ermuntert, nach aller seiner Einsicht mit seinem Pfunde zu wuchern. — Er ist Gottes Geschöpf. Das berichtigt seine Selbstprüfung. Was er ie Gutes gedacht und gethan hat, hat er von ihm. Also, nicht der erweißlichste Vorzug, nicht das einleuchtendste Verdienst, kann ihn berechtigen, sich über sich selbst zu erheben, Andere neben sich zu verachten; geschweige denn die unbedeutenden Kleinigkeiten, Vorzüge der Geburt, des Vermögens, der körperlichen Schönheit, und wie sie sonst heissen mögen, darauf die meisten Sterblichen so seltsamer Weise stolz sind. — Er ist Gottes Geschöpf.

schöpf. Seine so künstliche, so wunderbare Zusammensetzung, diese unbegreifliche Verbindung seiner edelsten Theile, ist er ihm schuldig. Wenn er also seinen Geist in seiner Würde, seinen Leib in seiner Schönheit und Stärke, und beide in ihren besten Zusammenhange zu erhalten bemüht ist; so thut er es in dieser höheren Rücksicht, und er thut es darum um so viel glücklicher und besser. Herr seiner Leidenschaften, und doch nicht unempfindlich, mässig in Befriedigung seiner Begierden, keiner Freude Feind, aber auch gegen viele mißtrauisch, nüchtern und keusch ohne Tyranney gegen sich selbst, geniesst er die anziehendsten Vortheile des Lebens, lebt er den Absichten seines Urhebers gemäß, eben um deßwillen seines Beyfalls gewiß, im Besitz aller Güter und alles Ruhms. — Aber die ganze Welt ist Gottes. Jene Sonnen und Erden mit ihren Bewohnern, machen zusammen seinen unermäßlichen Staat aus. Jede Geisterordnung ist eine grosse Völkerschaft, die an der allgemeinen Glückseligkeit Theil nimmt. Jeder einzelne Geist ist ein Bürger seiner Ordnung, zum Wohl des Ganzen verpflichtet. Gott ist insonderheit der Menschen Vater und Herr. Wir, seine Kinder, sind eben um deßwillen untereinander verbrüdert, einer gemeinsamen Natur, eines gemeinschaftlichen Ursprungs, und einer endlichen gemeinsamen Bestim-

mung. Jeder Mensch ist mein Nächster, dem ich, ohne meine göttliche Abkunft zu verläugnen, ohne mich meines hohen Ranges unwerth zu machen, meine Liebe nicht versagen kann, dem ich rathen und helfen muß, wenn es in meinem Vermögen ist. Der Fromme ist überhaupt gerecht gegen einen ieden, voll Wohlwollen selbst gegen seinen Beleidiger, in Abtreibung feindlicher Angriffe mässig, um des Friedens willen von seinen klaren Rechten selbst nachzulassen bereit, bereit seinem Gegner die Hand zu bieten, alles zu vergessen und zu vergeben, und selbst Gutes für Böses zu erweisen bereit. Sein Ausdruck, seine Stimme, sein ganzes äusserliches Betragen, athmen Wahrheit, reden die einfältige Sprache seines unverfälschten Herzens. Seine kunstlosen Höflichkeitsbezeigungen selbst sind der Abdruck seiner menschenfreundlichen Gemüthsart. Man kann nicht ungezwungner versprechen, man kann versprochnes nicht unverbrüchlicher halten. Nicht zufrieden, daß er selbst genug hat, daß er alle Vortheile der Erkenntniß und der wirksamen Rechtschaffenheit für sich einärntet, sucht er überall Glückseligkeit auszubreiten, Unwissende zu belehren, Irrende zu recht zu weisen; überall einen, wo nicht unbekannten, doch nicht recht begriffnen Gott zu verkündigen; Wohlwollen zu empfehlen, und was über alle Empfehlung ist, selbst in

Aus-

Ausübung zu bringen; so das Elend, so weit seine Kräfte reichen, wo nicht aufzuheben, doch zu vermindern, doch minder auffallend zu machen. Wo ihn die Natur selbst, wo ihn das gemeinsame nähere Bedürfniß, wo ihn seine eigne vernünftige Wahl in diese und iene kleinere menschliche Gesellschaft eingeführt hat; dahin glaubt er sich von Gott gerufen, von einer höhern Weisheit zur Aeusserung seiner edelsten Kräfte angestellt zu seyn. Daher seine warme Vaterlandsliebe, seine großmüthige Selbstverleugnung für das Beste des Ganzen, sein kindlicher Gehorsam, seine Brudertreue, seine eheliche Zärtlichkeit, sein väterliches Wohlwollen, seine uneigennützige innige Freundschaft, und wie die schönen Tugenden sonst heissen mögen, die sich überall durch ihren inneren Gehalt so sehr empfehlen, daß ihnen der kluge Lasterhafte wohl noch seine lauten Lobsprüche, aber gewiß nicht seine stille Bewunderung, gewiß nicht seine Achtung, nicht den geheimen Beyfall seines Herzens versagen kann.

Hiermit rühme ich mich nun bey weitem nicht meinen Gegenstand erschöpft, nicht das Bild des gottseligen Mannes in seiner ganzen Liebenswürdigkeit dargestellt zu haben. Aber welchem Jünglinge schlug nicht bey so manchen glänzenden Zügen

schon sein empfindsames Herz? In wem stieg nicht der Wunsch auf: sich dieser Hoheit des Geistes ie eher ie lieber nähern, sich dieser Güter und dieses Ranges mit iugendlicher Entschliessung und Hitze bemächtigen zu können? In der That würde ich Sie hier auch, meine iungen Freunde! allen Wirkungen eines gewonnenen Verstandes und Herzens überlassen haben, wenn nicht diese grosse Angelegenheit in der Ausführung ihre unvermeidlichen Schwierigkeiten hätte, und nicht Ihre feurige Lebhaftigkeit, die sonst ihrer Natur nach nur allzuleicht verrauchen würde, durch wiederholte kräftige Mittel unterhalten werden müßte. Wenn ich ihnen also, mit einem grossen Schriftsteller aus seiner eignen, ihm vielleicht sehr unangenehmen Erfahrung zurufe: Gedenken Sie an Ihren Schöpfer in Ihrer Jugend! so glaube ich das nicht nachdrücklicher thun zu können, als wenn ich Ihnen mit diesem Zurufe zugleich die ganze reizende Aussicht in ein gottseliges Leben eröffne, als wenn ich Ihnen die grossen Vortheile näher bringe, die auf Sie davon zurückfallen, und Sie zunächst und unmittelbar für Sie selbst thätig machen müssen.

Die höhere Vollkommenheit eines endlichen Geistes, würde wohl in dem vernünftigen Gebrauche

seiner ihm anerschaffenen Kräfte, und dieser in der besten Anwendung der zulänglichsten Mittel zu den größten und besten Zwekken zu seßen seyn. Zu dem vollkommensten Ganzen, zu der besten Welt Gottes übereinzustimmen: Sehen Sie da den ersten der Zwekke! Gottes Ehre befördern: Sehen Sie da zu diesem Zwekke das Mittel! Die Erkenntnis des höchsten Wesens ist selbst schon ein Vorzug, und von ihrer grössern Ausdehnung, von ihrem höheren und älteren Adel, von allen ihren andern Vollkommenheiten zusammengenommen, hängt schon ein beträchtlicher Werth des Geistes, in dem sie sich befindet, ab. Wie viel würdiger also ist der nicht, wie vielmehr nicht ein edler Bürger des Reichs Gottes, der diese beste Erkenntnis in seinen Wandel einfliessen, der die Liebe zu Gott zur herrschenden Gesinnung in sich, zum lezten Bestimmungsgrunde aller seiner Handlungen werden lässet. Aber Erkenntniß will erworben und Liebe gepflegt seyn. Jene kann nicht zu früh erhalten und diese nicht zu lange geübt werden. Das spätere Alter ist ohnehin wenig geschickt, neuen Eindruck anzunehmen, ist ungelehrig, eben so ungeneigt, als unfähig, sich zu einer veränderten Handlungsweise gewöhnen zu lassen. Ihr Fall ist der entgegengeseßte. Jtzt beginnet das Werk, wenn Sie anders die Leiter der Vollkommenheit bis zu einiger

Höhe besteigen, wenn Sie sich Arbeit, und eine späte, mehrentheils fruchtlose Reue ersparen wollen. Wenn nun entschieden ist, Frömmigkeit mache überhaupt vollkommen; so ist auch entschieden, daß sie es um so mehr thun müsse, ie zeitiger sie angefangen, ie eifriger, ie ununterbrochner, ie länger sie fortgesetzt worden ist. Das bedarf keiner weitern Erläuterung. Frömmigkeit erleichtert alle Obliegenheiten des Menschen, die schwersten, die verworrensten nicht ausgenommen. Wo alle andre Gründe nicht zureichen wollen, einen rühmlichen Entschluß zur Wirklichkeit zu bringen, da giebet die Frömmigkeit immer den Ausschlag. Ohne ihren Beystand würde man den Aufruhr der Leidenschaften wohl beschwören, eine durch die andre mäßigen, und dadurch ein gewisses Gleichgewicht unter allen zu Stande bringen; niemals aber dem Herzen des Menschen die sichere Ruhe gewähren können, die zu einem glückseligen Leben so unentbehrlich ist. Kein Mensch ist über den Wechsel des Glücks, über beschämende Fehlschlagungen, über kränkende Verluste, körperliche Schmerzen, und tausend andre Uebel hinweg. Wenn er nun fast unter der Hand seines Schicksals erliegt, wenn er der eindringenden Noth nicht wehren, wenn er für seine Wunden keinen lindernden Balsam erfinden kann, womit soll er dann der wüthen-

den Verzweiflung begegnen, die sich ihm wider seinen Willen aufdringen, die ihn zu den schwärzesten Thaten fortreissen wird? Kann er aber denken: Das schickt mir Gott zu, dadurch will er mich zu höherer Glückseligkeit vorbereiten, mich in Tugenden üben, zu denen sonst die Gelegenheit fehlen würde; wieviel anders wird er dann die Uebel aufnehmen, die ihren bestimmten Grad immer nicht überschreiten und aufs äusserste nur seinen sterblichen Leib zerstören können! So erinnert die Frömmigkeit den Glücklichen und Reichen: er habe nichts von sich, alles von Gott, er sey Gottes Haushalter. Das muß ihn Demuth und Wohlthätigkeit lehren, wenn auch sein Herz widerspreschen sollte. Der Weise selbst kann seine Kenntnisse nicht so sehr für sein Eigenthum halten, daß er sich ihrer überheben dürfte. Gott zündete den Funken in seiner Sele an, er veranstaltete Gelegenheiten und Umstände, vermittelst deren er sich ausbreiten und zu einer hellleuchtenden Flamme werden konnte. Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang und Grund. Der überlegende Jüngling denke: Dieser Leib ist ein Werkzeug meiner Sele. Beide hat Gott zu gemeinsamer Absicht verbunden. Wehe mir, wenn ich diese in Unwissenheit und Irrthum versinken liesse! Wehe mir, wenn ich Jenen

durch Uebermaß, Ausschweifung und schändliche Wollüste zerstörte! Frühzeitig will ich mich also zum Guten unterweisen, und über meine höheren Bedürfnisse belehren lassen; frühzeitig will ich den Lüsten entgegen streben, denen ich mich nicht überlassen kann, ohne mich meinem Verderben zu überlassen. Damit werde ich Leib und Sele gesund erhalten, damit werde ich mich auf mein künftiges Leben vorbereiten, damit allen Stürmen des Schicksals begegnen können. Uebung im Guten macht stark, längere Uebung macht noch stärker. Oft wiederhohlte Tugend wird Gewohnheit, und Gewohnheit Natur. Wer das ehrenvolle Ziel erreichen will, sagt der philosophische Dichter; muß als Knabe schon gethan und gelitten, Frost und Hitze ertragen, alles Uebermasses sich enthalten haben.

Sogern ich nun auch gestehe, daß die höheren Grade der Tugend immer nicht ohne Selbstverleugnung, immer nicht ohne Aufopferung einer und der andern sinnlichen Freude erhalten werden können; so gewiß bin ich doch auch, daß Frömmigkeit nie ganz ohne Freude sey, daß diese Freude alle andre Dauerhaftigkeit übertreffe, und oft auch zu einer ungemeinen Lebhaftigkeit, zu einem ausserordentlichen Entzükken sich erheben könne. Diesen Nektar des

Lebens,

Lebens, meine zärtlich Geliebten! wie gern wol-
te ich, daß Sie ihn sich unvermischt erhielten!
Das können Sie nicht, wenn Sie nicht zeitig auf
Gott sehen, wenn Sie nicht von dem Frühlinge
Ihres Lebens schon den vernünftigen Gebrauch
machen, ohne welchen das Grösste und Beste schlech-
terdings nicht, zu erreichen ist. Hang nach Ver-
gnügen ist in dem Charakter Ihres Alters. Den
habe ich, wie Sie, gefühlt, und ich habe noch nicht
zu lange gelebt, daß ich ihn nicht itzt noch empfin-
den sollte. Das ist Natur. Suche dein Vergnü-
gen: ist ihr Gesetz. Ich kann es Ihnen allen
zutrauen, daß Sie unter den manchfaltigen Ver-
gnügungen, die sich Ihnen anbieten, die untadlichste
Wahl treffen würden, wenn Sie eine iede derse-
ben recht kenneten, und damit auch auf ihren ei-
gentlichen Werth zu sehen wüßten. Sie würden
dann einsehen, daß das sinnliche Vergnügen nur
nicht ausschliessungsweise gesucht werden müsse, daß
es hinfällig sey, daß es, in einigem Uebermasse,
nie ohne Schaden genossen werden könne. Wenn
nun dagegen die eifrigste Gottseligkeit selbst, wenn
nun die zärtlichste Tugend mit der sinnlichen Freu-
de bestehen kann, wenn sie den mäßigen Gebrauch
der irdischen Güter verstattet, zu einem glückseligen
Leben empfiehlt; bey dem allen aber sich selbst ge-

nug ist, sich von ihren unerschöpflichen Mitteln allein erhalten, über ein ganzes langes Leben fortdauern, und dem schwachen empfindungslosen Alter noch von ihren Annehmlichkeiten mittheilen kann; so kann man ia wohl den streitigen Fall einer ganz gewöhnlichen Einsicht zu entscheiden überlassen, ohne davon etwas für die gute Sache befürchten zu dürfen. Bey der Frömmigkeit geht nichts verloren, sie sichert, was da ist, und setzt noch von dem Ihrigen hinzu. — Wo ist ein Anblick so festlich, als der der wieder belebten Natur, wann nun die Rükken der Berge mit neuem Grüne sich kleiden, mit wirbelnden Blüthen die Winde spielen, und Kräuter und Blumen die Auen bedekken? Was ist dem Wohllaute gleich, wann alle die Sänger des Waldes den kommenden Tag mit ihrem Liede begrüssen, wann alles schimmert und tönt und Wohlgeruch athmet? Wo ist der Verwahrlosete, der dann nicht in irgend einen Ton der Freude ausbrechen, nicht wenigstens in seinen Nerven ein ihm unklärbares frohes Zittern empfinden sollte? Wer nun dazu noch in allen diesen Erscheinungen eine lezte wirkende Ursach entdecket, wer sich von einer wohlthätigen, allgegenwärtigen Gottheit umgeben fühlt, der schwingt sich zu den höhern Graden des Entzükkens hinauf, Thränen rollen über seine Wangen herab,

herab, und seine bebende Stimme wird Gesang. Wohl dem Jünglinge, der in früheren Tagen sich zu diesen Gefühlen gewöhnt hat! Angenehm ist es, einem geprüften Freunde sein Herz entdekken, seine Noth ihm klagen, und dann Rath und Hülfe von ihm erwarten; aber mit Gott reden, alle seine Bedürfnisse ohne Zurückhaltung ihm vorlegen, dem Allgütigen trauen, ihm in seinen Verfügungen sich ganz überlassen; das leitet unstreitig zu einer höhern Beruhigung, zu einem Grade der Zufriedenheit, der von keiner andern Verbindung zu erwarten ist. — Angenehm ist es, auf die Schicksale des menschlichen Geschlechts überhaupt einen betrachtenden Blick werfen, noch angenehmer, auf seine eignen guten und bösen Begegnisse zurücksehen; aber in dem allen eine alleslenkende Vorsehung bemerken; gleichsam mit Händen greifen, daß ein höherer Verstand im Spiele sey, daß unendliche Weisheit und Güte überall ihren Plan im Stillen verfolge: das sind Gedanken von ungemeiner Würde und Kraft, denen man in so vielen Fällen nicht nachhängen kann, ohne sich auf das froheste betroffen zu fühlen. — Es ist in der Natur der Sele, sich ihrer Werke zu freuen. Jede gute That, iede Aeusserung der Menschenliebe und des gemeinen Wohlwollens, ist für den Handelnden, wo nicht immer mit einem

begleitenden, doch mit einem nachfolgenden Vergnügen verbunden. Und nun ermässe man selbst, was es auf sich haben müsse, denken zu können: man habe das um Gotteswillen gethan, das aus Achtung für ihn und seine Gesetze unternommen, dieß und das aus zärtlicher Liebe zu ihm aufgeopfert, und er wisse das alles. — Nichts weiter von den manchfaltigen Vergnügungen, die der Gottselige sich zu verschaffen im Stande ist! Das Verzeichniß derselben wäre leicht zu vergrössern; ich will aber lieber, daß Sie hier selbst erfahren, als von mir hören sollen. Berechnen Sie nur noch, was für ein Unterschied es in der Summe mache: diese Freuden, von dem heitern Morgen seines Lebens an, aufgesammelt; oder erst gegen den Abend desselben zu schmekken angefangen haben. Nicht zu gedenken, daß man sich ihre Reize zu empfinden durch die beharrliche Ungewohnheit zulezt selbst unfähig macht.

Eine grosse Begebenheit beschließt endlich das Schauspiel des Lebens. Der allgemeine Weg wird immer zurückgelegt; am Grabe finden wir uns alle zusammen. Sterben! . . . Ein Wurm krümmt sich vor dieser Erfahrung. Wieviel mehr nicht der Mensch, der seine Verluste berechnen kann, und deren in der That so viele zu fürchten hat! Auf-

ferdem ist diese schreckliche Katastrophe gemeinhin erst die Folge eines noch schrecklicheren Vorspiels. Es giebt Krankheiten, die Monate und Jahre lang anhalten, es giebt Schmerzen, die kein Ausdruck ermißt. Oft wird der Kranke noch lebend ein Gegenstand des Abscheus und des Ekkels, sich selbst und den Seinigen unerträglich. So schrecklich die Wahl ist, so wünscht er seine Auflösung. Aber er wünscht sie noch lange vergebens; sie beginnt endlich:

— — — Dem Sterbenden brechen die Augen
und starren,
Sehen nicht mehr. Ihm schwindet das Antlitz der
Erd' und des Himmels
Tief in die Nacht. Er höret nicht mehr die Stim-
me des Menschen,
Noch die zärtliche Klage der Freundschaft. Er selbst
kann nicht reden;
Kaum mit bebender Zunge den bangen Abschied
noch stammeln;
Athmet tiefer herauf; und kalter ängstlicher
Schweiß läuft
Ueber sein Antlitz, das Herz schlägt langsam, dann
stehts, dann stirbt er.

Wenn diese schauervollen Umstände durch Unruhe des Gemüths, durch Schmerzen der Sele nun noch schauervoller werden, wenn nun der elende Gequälte eine zweifelhafte Ewigkeit vor sich, und ein übelvollbrachtes Leben hinter sich zurück sieht; so ist nichts in der Natur, das diesem Jammer an die Seite gestellt werden könnte. Zittern Sie, liebenswürdige Jünglinge! vor diesem Bilde, dem ich keine falsche Farbe geliehen habe, zurück; so wissen Sie, daß eine frühe, lebenslang fortgesezte, redliche Frömmigkeit in einem siechen, gefolterten Körper immer noch eine gesunde Sele erhalte. Ueberhaupt kann man annehmen: der überwiegend Lasterhafte trage selbst mehr zur Zerrüttung seines Körpers bey, als der gleichmüthigere Tugendhafte, der sich kein freyes Uebermaß zu Schulden kommen läßt. Bey dem allen aber steht es nicht in der Macht des leztern, den gemeinen Lauf der Natur zu unterbrechen, seine Nerven empfindungslos, seinen Leib unzerstörlich zu machen. Auch ihm wird der herbeste Kelch körperlicher Leiden geboten. Er empfängt ihn von der Hand Gottes, nicht stoisch fühllos, und doch ohne Murren, mit gänzlicher, freyer Ergebung in den Willen seines himmlischen Vaters. Herz erhebend und anmuthig für ihn ist die Rücksicht in sein vergangenes Leben. Ist er

sich

sich gleich einer und der andern Vergehung bewußt, so erinnert er sich doch auch sehr wohl; daß er es von Jugend auf mit Gott gut meynte, daß es ihm mit seinem Bestreben von Zeit zu Zeit besser zu werden, ein Ernst war, und daß er doch auch so manches unterließ, und so manches that mit dem eigentlichen Vornehmen, sich seinem obersten Wohlthäter gefällig zu machen. Dabey sieht er eine ganz heitere Ewigkeit vor sich. Sein ferneres Schicksal in der grossen Stadt Gottes kann nur gut ausfallen; seine immermehr berichtigte Kenntnis, seine angewöhnte Rechtschaffenheit, ist ihm Bürge dafür. Ist es Wunder, wenn er bey dieser Bekanntschaft mit einer zukünftigen Welt, der gegenwärtigen vergießt, wenn er unter allen schmerzlichen Empfindungen seines hinsinkenden Leibes, die Hand segnet, die ihn gebeugt hat, um ihn zu einer ununterbrochnen Glückseligkeit aufrichten zu können?

Jünglinge, die Sie lernen, die Sie sich auf alle Schicksale bis zu dem lezten Ihrer Tage vorbereiten wollen, treten Sie an das Sterbebette

eines

eines Addison oder eines Baumgarten; sehen Sie da die seligen Wirkungen der besten Religion, den gesetzten heitern Sinn, sehen Sie da den Frieden, in welchem ein Christ stirbt.

Blum.

Ende des ersten Abschnitts.

Zwey-

Zweyter

Abschnitt.

Zur Uebung in der Poesie.

I.

Erzählungen.

Theone.

An eine Freundinn.

Erast, den stiller Mangel drückte,
Saß einst beym blassen Mondenschein,
Vom Gram entnervt, im Lindenhain,
Der seines Fürsten Garten schmückte,
Und fühlte schlummernd noch die Peyn
Der schwarzen Zukunft, die ihn schreckte;
Als ihn im nächsten Bogengang
Das Aechzen eines Mädchens weckte.
Ach! rief sie leise, Gott! wie lang
Verbirgst du dich! Du hast gehöret,
Was dieser Reiche für das Brodt,
Wodurch er meines Vaters Noth
Erleichtern will, von mir begehret!
Erasten schwoll sein Herz, er zog
Sein leztes Geld heraus, und flog
Damit zur göttlichen Theone.

Nein, sprach er weinend, ich bin arm,
Und fordre nichts, als deinen Harm
Zu theilen. "Ach! mein Vater! lohne,
Gott, seiner Tugend!" Wie? mein Kind! —
Sie wars! Er küsset iede Thräne,
Die von der schönen Wange rinnt,
Entzückt hinweg. O feirt die Scene,
Ihr Engel, sie ist euer werth!
Doch, plötzlich wurden sie gestört.
Der edelste der Erdensöhne,
Philint, der alles angehört,
Sprang aus dem Busch: Erhabne Sele,
Rief er ihr zu, die treuste Hand!
Wo nicht; mein halbes Gut zum Pfand
Der ehrfurchtsvollsten Freundschaft! Wähle!

Du, die Theonens Geist beselt,
Und dir nur schreib' ich die Geschichte;
Ists nöthig, daß ich dir berichte,
Was sie gefühlet und gewählt?

Pfeffel.

Der Hirte und sein Lämmchen.

Ich hatt' ein liebes Lämmchen,
Das zog ich selbst mir groß,

Das

Das trank aus meinem Becher
Und aß auf meinem Schoos.

Weiß war's, wie Schnee und Lilien,
War iedes Makels frey,
So freundlich, ach, so freundlich!
Und mir allein getreu.

Statt aller Schätz' und Freuden,
Und statt des größten Glücks
War mir mein Lamm. Wie freut' ich
Mich seines frommen Blicks!

Mit meinem trauten Lämmchen
War ich beglückt und reich,
Schien ich vielleicht, ihr Götter,
Ach! allzuglücklich euch? —

Die Götter sandten Dürre
Hernieder auf das Land:
Vertrocknet war die Quelle,
Die Aue war verbrannt.

Ertragen hätt' ich gerne
Das größte Ungemach,
Hätt' ich mein trautes Lämmchen
Nur retten können, ach!

Wie gieng mir's durch die Sele,
Wenn ich es leiden sah,

Wenn es verschmachtend, lechzend
Stillschweigend auf mich sah.

Ihr Götter, nehmt mein Leben!
So seufzt' ich armer Mann;
Nehmt es doch für mein Lämmchen
Zum Opfer gnädig an.

So flehn und iammern hörte
Ein reicher Fremdling mich.
Gieb mir, sprach er, dein Lämmchen,
Versorgen will es ich.

Versorgen? — Aber nehmen
Willst du mein Lämmchen mir?
Ach kann es nichts mir retten? —
Da nimm es, Fremdling, hier!

Mein Leben gäb' ich lieber
Dir als mein Lämmchen hin;
Doch nimm's! flieh Trost und Freude
Mir gleich mit ihm dahin.

Doch schwöre bey den Göttern
Mir erst, daß du es liebst,
Sorgfältig es beschützest,
Ihm iede Freude giebst! —

Der Reiche schwur mir's heilig,
Und nahm mein Lämmchen fort —

Auf seine fetten Triften;
In Blumen scherzt es dort,

Ist nun des Reichen Freude,
Hüpft fröhlich um ihn her,
Hat seines Leids vergessen,
Und denkt an mich nicht mehr.

Fr. Schmit.

Salomo.

An einem grossen Jubelfest,
Da Salomo des Armen Thränen
Zu trocknen, das Verdienst zu krönen
Gehör gab, und vom Nord und West
Sich alles Volk zum König nahte,
Trat auch der frömmste Mann im Staate,
Ein edler Greis, vor seinem Thron,
Und sprach: Darf ich mich unterstehn
Um eine Gnade dich zu flehn,
So bitt ich dich für einen Sohn
Von deinem Bruder Absalon,
Der krank, verlassen und verachtet
In einem tiefen Kerker schmachtet:
Du weißt, ich bin sein Freund! — Dein Flehn
Las ich in deiner schönen Sele,
Kaum sah ich dich im Vorsaal stehn,

So gab ich ahnend die Befehle,
Ihn zu befreyn, sprach Davids Sohn;
Und sprach es noch, so stürzte schon
Des Gottgesalbten Hand zu küssen,
Der Jüngling sich zu seinen Füssen.
Ihr Klügler, die ihr das Gebet
Als ungereimt und eitel schmäht,
Weil Menschen Gottes Schluß nicht wenden;
Wie, wenn der Geber Jehovah
Von Ewigkeit die Menschen sah,
Mit freyen ausgestreckten Händen,
Zu seiner Güte Thron sich nahn;
Wie, wenn er dann schon seinen Plan
Darnach entwarf, und das gewährte,
Was seiner Weisheit Zweck nicht störte:
So bleibt sein Schluß ia ewig stehn,
Und wäre doch nicht der gewesen,
Hätt' er des Tugendhaften Flehn
Nicht in der Zukunft Buch gelesen.

Pfeffel.

Der Donner.

Was doch der Donner wirken kann!
Er zähmt den grausamsten Tyrann.

Und

Und treibt den Freygeist selbst zum Beten.
Der sichre Sünder, der sonst lacht,
Wenn ihm sein Pfarrer noch so heiß die Hölle macht,
Geräth, bey Stral und Schlag, in tausend Angst
und Nöthen.
Die eitle Dame flieht den Putz,
Und suchet beym Gebetbuch Schutz,
Der Säufer läßt die vollen Gläser stehen;
Und auf den Strassen sich kein kühner Stutzer sehen.
Der frechen Dirne pocht das Herz,
Sie flucht der Liebe und dem Scherz,
Und singt ein Lied mit banger Stimme.
Der Bösewicht erschrickt und zagt,
Sucht bey dem Himme! Hülf, und sagt:
Herr! straf mich nicht in deinem Grimme!
Kurz: alles fürchtet Gottes Stimme;
Doch nur, wenn er im Donner spricht:
Denn, wenn er liebreich ruft, so hört die Welt ihn
nicht!
Ein Mann, an Sünden nicht zu leichte,
Gieng übers Feld mit seiner Frau zur Beichte.
Zwar war der Weg ein wenig weit,
Allein die schöne Jahreszeit,
Der Wiesen Flor, der Felder Fruchtbarkeit,
Und was wir mehr für Herrlichkeit
Hier malen könnten, doch nicht wollen,

Vertrieb dem andachtsvollen Paar
Die Zeit, so gut es möglich war.

Doch eine Wolke dräut Gefahr,
Man sieht den Blitz, man hört den Donner rollen:
Der Sturmwind wirbelt wild daher,
Und rauscht durch Thal und Wald, und Flächen.
Die Bäume stürzen und zerbrechen,
Aus ieder Wolke stürzt ein Meer:
Die feste Erde wird erschüttert;
Und alles Blitz und Schlag!

O Gott! dieß ist der iüngste Tag,
Ruft Veit, indem Brigitte zittert.
Der Herr ist über uns erbittert!
Was gilts! der Donner schlägt uns todt,
Wo find' ich Trost in dieser Noth,
Wo Gnade, für die vielen Sünden?
Wer sie nicht beichtet, heißt's, kann nicht Vergebung finden!
Drum komm, Brigitte, laß uns frey
Einander unsre Schuld bekennen;
Gnug, was vorbey ist, ist vorbey:
Viel besser, frisch bekannt, als in der Hölle brennen.

Ach! fieng Brigitte schluchzend an,
So wisse denn, mein lieber Mann:

Ost

Oft wünscht' ich dich ins andre Leben,
Um Görgen meine Hand zu geben.

Das, fiel der arme Sünder ein,
Mag auch der Himmel mir verzeihn!
Ich konnte freilich Greten leiden,
Und die verdammten dunkeln Weiden!

Indeß erheitert sich die Luft;
Die Sonne zeiget sich mit ihrem Glanze wieder,
Die Lerche lockt, und schwingt ihr träufelndes Gefieder,
Die scheue Taube fleucht zum Gatten aus der Kluft.
Der Zephyr gaukelt auf und nieder:
Ein aromatischlauer Duft
Erfüllt den Hain, den schwüle Dämpfe füllten,
Und lacht aus Au'n, darauf Verderben brüllten.
Brigitte stutzt, und Veit kratzt sich den Kopf,
Und denkt: was war ich für ein Tropf,
Daß ich dem Weib das Ding erzählte!

Doch, weit gefehlt, daß sie darüber schmählte,
Kam sie ihm selbst im Wiederruf zuvor.
Mann! sprach sie schamroth, sey kein Thor!
Was ich von Görgen dir entdekket,
Hat mir allein der Donner abgeschrekket.

Auch das hab ich aus Angst erdacht,
Versetzte Veit, was ich gesaget.

Nie hab ich so was mich gewaget,
Ja nicht einmal die Greten angelacht.

Schweig, rief Brigitte: schweig du sauberer Geselle!
Huy, daß ich etwa sie und dich
Nicht neulich selber überschlich?

Was, mich mit Greten? — Himmel! Hölle!
Dich meynst du wohl, bey Görgen ich?
Säß ich dir nicht an Gottes Stelle —
Du? — Ja! —

Ihr Leute zankt euch nicht!
Ein neuer Sturm scheint zu erwachen:
Geht heim und denkt an eure Pflicht,
Sonst wird der Donner Friede machen!

Michaelis.

Die Wanderer.

Zween Wanderer kamen in ein enges Thal, welches von hohen Felsen zu beiden Seiten begränzt wurde, die aber izt keinen Schatten warfen: denn es war um die Mittagsstunde eines schwülen Sommertags.

Ungefähr erblickten sie ein überhangendes Felsenstück, welches eine Grotte bildete, in welcher es

kühl

kühl zu sitzen war. Hier wollen wir Mittag halten; sagte der eine zu dem andern. Dieser aber antwortete: Freund, das Thal währt nicht lange, und am Ende desselben liegt ein wirthschaftliches Dorf, wo wir ruhen können. Lasset uns vollends die liebe Sonne ertragen, und unsern Weg fortsetzen.

Der andere wollte nicht, sondern setzte sich in die Grotte, und lachte laut seines Gefährten, welcher in der Mitte des Thals hinwanderte, und oft, sich den Schweis abzutrocknen, genöthigt wurde.

Bald hatte dieser den Ausgang des Thals erreicht, als er zurück sah, ob der andere nicht nachkäme: Und siehe, der Ueberhang des Felsen war nicht mehr zu finden. Er war eingestürzt, und hatte den sich keines Unglücks besorgenden Wanderer unter seinen Trümmern zerschmettert und begraben.

* * *

Es ist sehr bequem, unter dem Schatten grosser Gönner und Anverwandten die Laufbahn dieses Lebens zu wallen; und die Sonne brennt demjenigen hart auf den Nakken, dem sie mangeln. Aber oft stürzen diese erhabene Felsen, und erdrükken alle, die sich unter ihrem Abhang befinden. Der gute Himmel hingegen fällt niemals ein.

Karner.

Der

Der Mörder und sein Vater.

Lange schon hatte ein Bösewicht in Höhlen und Wäldern sichere Wanderer belauscht, beraubt, und ermordet, als ihn die Gerechtigkeit ergriff, und zum Tod verurtheilte.

Noch lebte sein grauer Vater. Er drang sich durch den Kreis den Richtplatz umringender Zuschauer, seinem Sohn den letzten Kuß zu geben, und fiel ihm um den Hals. Wie von einer Schlange umwunden schauerte der Mörder aus den Armen seines Vaters zurück, und sprach: Hebe dich hinweg, Unglücklicher! und wisse, daß diese Minute die Tochter iener verfluchten Minute ist, da du mir als Kind das erste Blasrohr gabst, und mir Beyfall zulächeltest, als ich den unschuldigen Sänger todt von dem Baum stürzte, der mich niemals beleidigt hatte! Ohnmächtig sank der Alte zur Erde. Der Sohn gieng hin, empfieng seine Strafe, und sein Blut sprützte warm über den Scheitel seines Vaters.

Der Greis und die drey Jünglinge.

Ein achtzigjähriger Greis pflanzete Bäume. Häuser zu bauen gieng noch an, sagten drey Jünglinge

aus

aus der Nachbarschaft: aber in solchem Alter Bäume zu pflanzen! Wahrhaftig der Alte muß nicht bey Sinnen seyn. Denn um des Himmels willen! welche Früchte hofst du von dieser Arbeit einzuärnten? Du müßtest ia so alt werden, als ein Patriarch. Warum beladest du dein Leben mit Sorgen für eine Zukunft, die doch für dich nicht ist? Denke forthin an nichts, als an deine vergangenen Sünden, laß die höheren Gedanken, laß die langen Hoffnungen fahren! das alles schickt sich nur für uns.— Auch nicht für euch, erwiederte der Alte. Das gute Glück kommt spät ins Haus und bleibt nicht lange. Die Hand der blassen Parce spielt auf gleiche Weise mit euren und mit meinen Lebenstagen.—— Kein Augenblick sagt für den andern gut. Diesen Schatten wird mir noch mein Urenkel verdanken. Soll ein Weiser nicht auch für Anderer Vergnügen arbeiten? Seht, dieß ist eine Frucht, die ich schon heute schmekke; ich kann sie noch morgen, ich kann sie noch etliche Tage geniessen. Ja, ich sehe vielleicht die Sonne mehr als einmal noch auf eure Gräber scheinen! Der Alte hatte wahr geredet. Der eine von diesen drey Jünglingen, im Begriff nach Amerika zu segeln, ertrank im Hafen. Der andere, der sich einen Weg zu den höchsten Ehrenstellen zu bahnen, dem Staat

im Kriege dienete; verlor sein Leben durch einen tödlichen Schuß; der dritte fiel von einem Baume, den er einimpfen wollte: und weinend grub der Alte diese Geschichte auf ihren Marmorstein.

La-Fontaine.

Die Milchfrau und der Milchtopf.

Petronelle, ein Küssen auf dem Kopfe, und einen Topf mit Milch oben darauf, gedachte hiemit sonder Anstoß nach der Stadt zu kommen. Leicht und kurz angekleidet trabte sie mit grossen Schritten fort. Sie hatte diesen Tag einen blossen Unterrock und platte Schuhe angezogen, um desto hurtiger zu seyn. Unser wohlaufgeschürztes Milchweib überrechnet in Gedanken den ganzen Preis ihrer Milch, legt das Geld an, kauft zwey Schock Eyer, zieht dreymal Brut. Die Sache geht vortrefflich, so fleissig ist die Frau. Es ist mir ia leicht, sagt sie, bey meinem Hause herum Hühner aufzuziehen. Der Fuchs müßte es listig anfangen, wenn er mir nicht soviel übrig liesse, daß ich ein Schweinchen dafür kaufen könnte. Das Schwein wird nur ein wenig Kleie kosten, so ist es fett; es war ia schon so ziemlich groß als ich es kaufte. Dann verkaufe ich es wieder, und bekomme mein rein und schön Geld;

und

und wer wird mirs dann wehren, dafür eine Kuh mit samt ihrem Kalbe in unsern Stall zu ziehen? Ha! wie wird das auf der Weide springen! Hier springt Petronellchen vor Freude mit; die Milch fällt: gute Nacht Kuh, Kalb, Schwein und junge Hühner! Mit grämlichem Gesichte verläßt die Eigenthümerin ihr verschüttetes Glück, geht und entschuldigt sich bey ihrem Manne, nicht ohne grosse Gefahr Schläge zu bekommen. Man machte gar bald ein Possenspiel aus der Geschichte, und nannte es den Milchtopf.

Die Milchfrau und der Milchtopf.

Nachlässig aufgeschürzt, zwo Gürtel um den Leib,
Auf leichten Füssen gieng ein artig Bauerweib
Früh morgens nach der Stadt, und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen süsse Milch in einem grossen Topfe.
Sie lief und wollte gern "kauft Milch!" am ersten schreyn.
Denn, dachte sie bey sich die erste Milch ist theuer,
Ich nehme heut, wills Gott, zwölf baare Groschen ein,
Und kaufe mir dafür ein halbes hundert Eyer;

Die bringt mein einzig Huhn mir dann auf einmal aus,
Gras stehet rund herum um unser kleines Haus,
Da werden sie sich schon im Grünen selbst ernähren
Die kleine Küchelchen, die meine Stimme hören,
Und ganz gewiß! Der Fuchs muß nur sehr listig seyn,
Läßt er mir nicht soviel, daß ich ein kleines Schwein,
Nur eins zum wenigsten dafür vertauschen kann.
Wenn ich mich etwa schon darauf im Geiste freue,
So denk' ich nur dabey an meinen lieben Mann!
Zu mästen kostet es ia nur ein wenig Kleie,
Ist es denn fett gemacht, dann kauf ich eine Kuh
In unsern kleinen Stall, auch wohl ein Kalb dazu:
Das will ich allemal selbst zu dem Hirten bringen.
Wie fröhlich wird es dann um seine Mutter springen!
Hey! sagt sie, und springt auch! — und von dem Kopfe fällt
Der Topf mit Milch herab, und ach! ihr baares Geld,
Ihr Kalb und ihre Kuh, Glück, Reichthum und Vergnügen,
Sieht sie nun vor sich da in kleinen Scherben liegen.
Betrübt steht sie dabey, schielt sie barmherzig an,
"Die schöne weisse Milch, sagt sie, auf schwarzer Erde,"
Weint laut, und geht nach Haus, erzählt es ihrem Mann,

Der

Der ihr entgegen kommt, mit trauriger Geberde.
Was sagte der dazu? Erst sah er ernsthaft aus,
Als wär er bös auf sie, gieng schweigend in das Haus,
Kehrt aber um, und sprach: Schatz, bau ein andermal
Nicht Schlösser in die Luft, man bauet seine Quaal.
Am Wagen, welcher lauft, dreht sich so schnell kein Rad,
Als sie verschwinden in den Wind.
Wir haben alles Glück, das unser Junker hat,
Wenn wir zufrieden sind.

Die Wahl des Herkules.

Reif, in der Jugend schönsten Flor stand nun
Der Sohn des Jupiters, wo Jugend stolz
Hinaus ins Leben tritt, und fesselfrey
Dem schmeichelhaften Ruf der Leidenschaften
Folgt, oder Weisheit sich zum Führer wählt;
In ienen zweifelhaften Jahren,
Wo in des Jünglings unbefleckter Sele
Des Lasters Saam' entweder giftge Wurzel
Schlägt, oder sich der höhern Tugend Keim
Gemach entwickelt, schöne Blüthen trägt.

Als eines Tags die Bahn, die vor ihm lag,
Alcides übersah, floh er Geräusch,
Und suchte Einsamkeit, des Denkens Mutter.
Schritt folgt auf Schritt, und ein Gedank' dem andern.
Ein stilles Thal nahm unsern Denker auf,
Der, todt für die Natur, mit sich nur sprach.
Mit seiner Sele geist'gem Blick sah er
Entbüllt des Lebens Doppelweg vor sich;
Hier lag der Tugend rauher, steiler Pfad,
Dort des Vergnügens Schattengang.

O, welch ein Kampf zerriß bey dieser Aussicht
Des Jünglings schwankend Herz! Bald glühet er
Von edlem Durst nach Ruhm, bald schmelzet Hang,
Der süsse Hang zur Lust, die Sele ihm;
Als er von fern zwey weibliche Gestalten,
Von Götterform und Wuchse kommen sieht.
Schön waren beide, mehr als menschlich schön,
Doch auf verschiedne Art gefielen beide.
Der einen Blick goß heilge Furcht ins Herz,
Der andern Lächeln zauberte ihm Liebe.

Der ersten Reiz war angeborne Würde;
Natürlich, ungeschmückt gefiel sie mehr.
Gesundheit gab den reinen Blikken Glanz.
Weiß, wie der hellste Schnee, war ihr Gewand,

Erha-

Erhaben war ihr Gang, bescheiden stolz,
Ihr Auge himmlisch heiter, doch ihr Blick
Warf Götterstralen von sich. — Näher kam
Sie nun, und wurde näher immer schöner
Die hohe Grazie: in ihren Zügen
War süsser Ernst und sanfte Maiestät.

Zwar schien von fern die andre Dame schöner,
Doch freyer ihre Stirn, ihr Auge frech;
Und bald verrieth die höher blühnde Wange
Dem nähern Auge ihr geborgtes Roth.
Mit künstlich süssen Wendungen schwamm sie,
Mehr als sie gieng, im leichten Tanz einher.
Ihr Florgewand, der dünnste seidne Nebel,
Der um sie floß, schattirte Reize kaum,
Zu deren Dekke es geschaffen schien,
Stahl keins der zarten Glieder dem Gesicht,
Und hob nur mehr die Weisse ihrer Haut.
Oft schielte sie gefällig auf sich selbst,
Und lächelte auf ihren eignen Schatten.
Kaum waren beide näher, als sie sich
Mit schnellem Schritt von der Gefährtin riß,
Mit wilder Freyheit und mit offnen Armen
Dem jungen Göttersohn entgegen eilte,
Den weissen Arm um seinen Nakken warf,
Ins Aug' ihm sah und zaubrisch lächelnd sprach:

"O Herkules! woher die finstre Stirne,
"Der trübe Blick in deinem schönen Auge?
"Wie? Nagt in deiner Jahre Rosenblüthe
"Dich schon ein Kummer, theurer Jüngling? Komm,
"Komm, folg mir sicher; meine Hand soll dich
"Durch blühnde Fluren des Vergnügens leiten.
"Entflieh mit mir der Arbeit, Angst und Plage
"Des Lebens, in dem Arm der süssen Ruh.
"Rauh ist der Pfad des Ruhms, durch Blut und Schlachten,
"Durch Wunden und Gefahr führt er dich nur.
"Laß Ehre ienen Thoren, die sich selbst
"Für einen leeren Schall ihr Glück entziehn.
"Dich, Jüngling, schufen die Unsterblichen
"Zu Freuden und zu ewig neuer Lust.
"Geniesse sie; flicht Rosen in dein Haar;
"Gieß Salben auf dein Haupt, umkränz' die Stirne
"Mit iungem Epheu; fühle Götterglück!
"Bey mir, geliebter Jüngling, findest du
"Für ieden deiner Sinne Sättigung;
"Ja, was der kühnste deiner heissen Wünsche
"Begehren kann, — sey dir durch mich gewährt.
"Ich führe dich an volle Tafeln, wo
"Ambrosia dich speist, Musik dein Ohr
"Entzückt, und Liebe deine Sele schmelzt;
"Zu Lauben, wo dir Balsam duftet, wo

"Die

"Die jüngsten Nymphen dir ein Blumenbette
"Nach einem Bad, das dich erfrischt, bereiten,
"Entzükken dich in seine Arme nimmt.
"Und ewig sollen diese Freuden währen!
"Komm, folge mir, Alcides; sie sind dein
"So bald du willst; und du bist Göttern gleich!"
Mit langen Zügen tranck der Göttersohn
Den Zauberton der lächelnden Sirene;
Er horchte staunend, sah' sie lüstern an,
Und seufzend fragt' er sie nach ihrem Namen.
"Ich heisse Glück, sprach sie. O Herkules,
"Frag meine Freunde nur, sie können dir
"Mein Lob am besten schildern, da sie mich
"Und meine Seligkeiten kennen.
"Zwar nennt mich die Verläumdung Trägheit; doch
"Gieb bösen Lästerzungeu kein Gehör.
"Wo sind Verdienste, die Verläumdung schont?
"Ein grosser Name, den ihr Zahn nicht nagt!"

Indessen hatte sich die andre Frau
Mit sanfter Würde und bescheidnem Schritte
Dem Jünglinge genaht: "O Herkules,
"Sprach sie, dein Götterblut, dein zartes Alter,
"Das gern des Unterrichtes Stimme hörte,
"Versprach in dir den edlen weisen Mann.
"Soll deine Mannheit nun die Wahl bestät'gen,

" So schwinge dich empor, beweis der Welt,
" Daß du ein Göttersohn, ein Sohn des Zevs,
" Und deiner hohen Abkunft würdig seyst.
" Groß ist der Preis, rein sind die Seligkeiten,
" Die du zum Lohn aus meiner Hand empfiengst.
" Doch hör' der Wahrheit Stimme, die dir sagt,
" Wodurch du dir den hohen Preis erwirbst.

" Für Tapfere und Kühne hat die Ehre
" Nur Kronen; träge Feigheit hasset sie.
" Müh', Arbeit, Sorgen und Gefahr bewachen,
" Auf Jupiters Befehl, stets ihren Thron.
" Wer sie begehrt, muß diese überwinden.
" Willst du der Götter Gunst verdienen, Jüngling,
" So bete sie aus reinem Herzen an;
" Weih' ihnen Opfer, bitte sie um Hülfe.
" Reizt deines Vaterlandes Beyfall dich;
" Willst du als Vater einst von ihm geliebt,
" Als Gott verehret seyn; sey sein Beschützer;
" Im Rath sein Sprecher, in der Schlacht sein Schwert!
" Sein bestes Schild sey deine kühne Brust,
" Dein edles Blut der Bürge seiner Freyheit! —
" Doch dieß zu seyn, besiege erst dich selbst;
" Entsage weicher Ruh und Lust der Sinnen;
" Durchwache Nächte, schenk den Tag der Arbeit;

" Und

" Und hat dich Winter- Schnee und Sommer- Sonne
" Für iedes Ungemach des Kriegs gehärtet,
" Dann wird in Schlachten Muth den Arm dir
stählen,
" Und Sieg dein treuester Gefährte seyn."

" Hörst du, mit welchen Ungeheuren sie
" Dir droht, was für Gefahren sie dir bringt,
" O schöner Jüngling? " Fiel die Trägheit ein.
" Schlecht schickt dein zartes Alter sich für Schlachten;
" Die Götter, glaube mir, sind nicht so hart,
" Daß sie zu ew'gen Plagen dich erschufen;
" Du bist ihr Günstling, Lieb' und süsse Freuden,
" Und sanfte Ruhe sind daher dein Loos.
" Zu diesen führ' ich dich den nähern Weg.
" Kein Ungeheuer soll dir ihn versperren,
" Nicht Sorgen deinen Schlummer stören, den
" Du sanft auf Rosen schläfst; kein innrer Kampf
" Mit deinen Trieben soll dein Herz zerreissen,
" Wenn du, wie Götter wollen, glücklich bist.
" Komm, süsser Jüngling, folge meinem Pfade,
" Und lach' der Thörinn, die durch Martern dich
" Zum Glükke führt, für das kein Weiser dankt."

" Elende! " Fiel die Tugend ihr ins Wort.
" Betrügerin! Wo hast du wahre Freuden?
" Ist nicht dein Zaubertrank mit Gift gemischt?

" Du schläfst entnervt auf weichen Polstern; fliehst
" Aus Weichlichkeit gesunde Arbeit, die
" Uns den Genuß des Lebens doppelt würzt:
" Du reichst den vollen Becher, eh' der Durst
" Ihn fordert; schmausest, eh' es Hunger will;
" Zwingst die Natur durch selbst gemachten Reiz
" Genuß zu fordern, den sie nicht begehrt.
" Doch sie erliegt zulezt, und deine Kunst
" Hebt nicht den Ekel, den du ihr gebarst.
" Dein Nektartrank gekühlt mit Sommer-Eise,
" Dein Tisch mit auserlesner Kost besetzt,
" Ist dir geschmacklos. Wahre Ruhe flieht
" Zur harten Streu von deinem Dunnen-Bette,
" Und fauler Schlummer stiehlt dir nur die Stunden
" Des müß'gen Tags, der dir zu lange währt.

" Zwar an Unsterblichkeit bist du mir gleich;
" Doch warf dich Jupiter im Zorn vom Sitze
" Der Götter auf die schon verdorbne Erde.
" Hier herrschest du im weiten Reich der Thoren.
" Doch Weise kennen dich, Verführerin!

" Was ist das Glück, das du den Deinen gönnst?
" Ein Jugendrausch, ein sorgenvolles Alter.
" Als Jünglinge entnervt; alt, nimmer weise,
" Verschwenden sie in Lastern Zeit und Muth,
" Durchtaumeln ihren Frühling, sammlen sich

" Weh'

" Weh' auf ein Alter das sich kümmerlich
" Schon in des Lebens Hälfte neigt, und sinkt.
" Verachtet leben sie, und sterben trostlos,
" Der Nachwelt ungenannt. — Ich aber wohne
" Bey Göttern und bey Helden. Jupiter
" Liebt als des Himmels schönste Tochter mich.
" Der Sele hauch' ich edle Thaten ein,
" Dem Herzen Muth, und menschliches Gefühl.
" Bey mir wohnt Freundschaft, die nur edle Selen,
" Die ich zuvor belebt, auf ewig knüpft.
" Nie suchen meine Freunde deine Tafeln;
" Der Hunger würzt, statt Kunst, ihr leichtes Mahl.
" Die Arbeit ist der Balsam ihrer Ruh;
" Süß ist ihr Schlaf; leicht, fröhlich stehn sie auf.
" Gesund, vergnügt durchwandern sie die Bahn,
" Die ich sie führe; steigen sanft hinab
" An meiner Hand ins Alter, sehn entzückt
" Zurück in ein so schön gebrauchtes Leben,
" Das keinen Vorwurf kennt, wo ieden Tag
" Zum mindsten eine edle That bezeichnet.
" Und naht sich endlich ihrer Laufbahn Ziel,
" So ruht in heilgen Frieden ihre Asche;
" Gerechter Ruhm verkündigt, wer sie waren,
" Der Nachwelt noch, und ewig lebt ihr Name.

" Dieß, Göttersohn, ist Glück und Seligkeit!
" Folg mir und lebe. Sieh den Weg zum Ruhm

" Vor

"Vor dir; steig ihn hinauf, und schwinge dich,
"Unsterblicher, an meiner Hand zum Himmel!"
Ein himmlisch Feuer goß der Tugend Rede
In unsers Jünglings Sele, die sogleich
Die edle Flamme fieng. Das Herz schwoll ihm
Hoch in der Brust; des Irrthums Nebel sank
Vor seinen Augen hin; beschämt stand nun
Die Buhlerin vor seinem Blikke da.
Ihr frech geborgter Reiz verschwand; die Schminke
Ward bleich und fiel von dürren Wangen ab,
Indeß der Tugend himmlische Gestalt
Mit iedem Augenblikke schöner blühte.
"O Göttin ich bin dein!" Rief Herkules.
"Besitze mich, du bist es, die ich liebe.
"Sey meiner Sele Leben; führe mich
"Wohin du willst, ich folge muthig nach."
Indeß Alcid sein feuriges Gelübde
Der Tugend brachte, glühte seine Brust
Von ihren himmlischen Geschenken voll.
Durch sie that er, was nie ein Sterblicher
Vermocht, und gieng die grosse Heldenbahn;
Durch sie stieg er am Ende seiner Tage
Belohnt zum Himmel auf, und ward ein Gott.

Bertuch.

II.

Fabeln.

Der Fuchs und der Bock.

(Aesop. Fab. 4.)

Ein Fuchs und ein Bock stiegen vor Durst in einen Brunnen. Als sie getrunken hatten, sann der Bock nach, wie sie wieder herauskämen. Da sprach der Fuchs: nur getrost! ich habe ein gutes Mittel ausgedacht, das uns beide rettet. Du darfst dich nur aufrecht stellen, die Vorderbeine gegen die Mauer anstemmen, und dann deine Hörner gleich vorwärts beugen; so kann ich leicht über deinen Rükken und deine Hörner laufen, von da, aus dem Brunnen springen, und dich darauf nachziehen. Der Bock, dazu bereitwillig, leistet seine Dienste: der Fuchs springt auf die Art aus dem Brunnen, und hüpft lustig um den Rand herum. Der Bock macht ihm Vorwürfe, daß er gegen den Vertrag sündige. Allein der Fuchs versetzt ihm: wäre dein Verstand so groß, als dein Bart; du würdest nicht

eher

eher hinabgestiegen seyn, als bis du den Rückweg überlegt hättest.

Der Kluge muß erst den Ausgang der Sachen erwägen, bevor er sie unternimmt.

Der Hund und der Wolf.

(Fab. 35.)

Ein Hund schlief vor einem Vorwerk. Da kam der Wolf gerennt, und wollte ihn zu seiner Speise schlachten. Schlachte mich nicht, bat er, noch bin ich mager, und ist nichts an mir. Warte noch ein wenig, bis mein Herr Hochzeit macht; dann werde ich erst recht gefüttert, also fetter und dir eine angenehmere Speise. Der Wolf ließ sich bereden, und gieng davon. Nach einiger Zeit kam er wieder, und fand, daß der Hund oben auf dem Hause schlief: er blieb stehen, rief ihn herab und erinnerte ihn an sein Versprechen. Aber der Hund antwortete ihm: du Wolf, wenn du mich von nun an vor dem Vorwerk wieder schlafen siehst, so warte nicht mehr auf die Hochzeit.

Kluge Leute bewahren sich Zeitlebens vor der Gefahr, aus der sie errettet worden sind.

Die

Die Fledermaus, der Dornstrauch und die Schwalbe.

(Fab. 42.)

Die Fledermaus, der Dornstrauch und die Schwalbe machten Freundschaft, und beschlossen vom Handel zu leben. Die Fledermaus borgte Geld zum gemeinschaftlichen Gebrauch: der Dornstrauch nahm Kleider mit sich, und die Schwalbe, als die dritte, Erz, und so schifften sie ab. Es kam aber ein gewaltiger Sturm: das Schiff scheiterte, und alles gieng zu Grund: nur sie gelangten noch glücklich ans Land. Seit dem schwirrt die Schwalbe stets an den Ufern umher, ob nicht etwa das Meer ihr Erz auswerfe. Die Fledermaus läßt sich, aus Furcht vor ihren Gläubigern, bey Tag nicht sehen, und geht nur des Nachts auf Futter aus; und der Dornstrauch ergreift die Kleider der Vorbeygehenden und sucht, ob sie nicht etwa die ihrigen noch erkenne.

Ein Beweis, daß wir uns in der Folge der Zeit wieder damit abgeben, womit wir uns anfänglich beschäftigt haben.

Der Wolf und die Amme.

(Fab. 138.)

Ein hungeriger Wolf lief herum, sich Futter zu suchen. Er kam irgendwo an, da er ein kleines Kind weinen und die Amme zu ihm sagen hörte: laß dein Weinen, sonst übergebe ich dich den Augenblick dem Wolf. Der Wolf bildete sich ein, es wäre der alten Frau ihr Ernst, und wartete lange. Allein gegen Abend hörte er, daß die Amme ihr Kind wieder liebkoste, und sagte: so, mein Kind! wenn der Wolf kommt, so wollen wir ihn todt schlagen. Kaum hörte er dieß, so gieng er mit den Worten weg: hier in der Wohnung redet man anders, als man thut.

Die Fabel ist für die, deren Handlungen ihren Worten nicht entsprechen.

Der Wolf und das Lamm.

(Phädrus B. I. Fab. 1.)

Der Wolf und das Lamm kamen beide an einen Bach: der Durst trieb sie dahin. Oben stand der Wolf, tief unten das Lamm. Der Räuber, von unersättlicher Freßgierde gereizt, sucht Gelegenheit

zum

zum Hader: warum, spricht er, machst du mir hier trüb, eben da ich trinke? Furchtsam erwiedert das Lamm: ich bitte dich, lieber Wolf, wie ists möglich, und wie magst du dich darüber beschweren? Von dir fließt ia das Wasser herab zu meiner Tränke. Abgewiesen kraft der mächtigen Wahrheit, spricht iener: du hast mir doch, es sind gerade sechs Monate, übels nachgeredet. Ey! antwortet das Lamm, war ich damals noch nicht geboren. So hat es beym Herkules! dein Vater gethan. So spricht er — ergreift und zerreißt es ungerechter Weise.

Wie oft wird die Unschuld durch falsche Beschuldigungen unterdrückt!

Der Adler, die Katze und das wilde Schwein.

(B. II. Fab. 4.)

Auf dem Wipfel einer Eiche hatte ein Adler sein Nest gebaut: in der Mitte entdeckte die Katze eine Höhle und gebar: die waldbewohnende Sau hingegen warf ihre Frischlinge unten am Stamme. Darauf zerstört die Katze die ungefähre Nachbarschaft durch Betrug und arge Tükke. Sie klettert zum Nest des Vogels, und spricht: es wird dir ein

Unglück bereitet, und, wer weiß, auch mir Elenden! Du siehst doch, wie das hinterlistige Schwein täglich in der Erde wühlt? Ihr Vorhaben ist, die Eiche zu stürzen, um unsere Jungen auf der Ebene würgen zu können. Sie hatte Schrekken verbreitet, und die Sinne des Adlers betäubt: nun schlich sie hinab zum Lager der borstigen Sau: Ach, rief sie — deine Kinder sind in grosser Gefahr! Denn so bald du auf die Weide gehen wirst mit deiner zarten Heerde, ist der Adler gefaßt, dir deine Frischlinge zu rauben. Als sie auch hier den Ort mit Furcht erfüllt hatte, verbarg sich die Tükkische wieder in ihre sichere Höhle. Des Nachts wanderte sie mit leisen Tritten aus, fütterte sich und ihre Jungen: den ganzen Tag aber schaute sie umher, als ob es ihr bange wäre. Der Adler blieb, aus Furcht vor dem Umsturz auf dem Baume hokken; auch die Sau, um den Raub zu verhüten, gieng nicht von dannen. Kurz! sie mußten mit den Ihrigen Hungers sterben, und dienten den iungen Katzen zu einem herrlichen Mahle.

Hier lerne der einfältige Leichtglaubige, wie viel Unglück ein Zweyzüngler oft stiften könne.

Der

Der Hirsch und die Ochsen.

(B. II. Fab. 8.)

Ein Hirsch, aus den Höhlen des Walds aufgejagt, lief aus blinder Furcht, um den Jägern, die ihm seinen Tod drohten, zu entrinnen, nach dem nächsten Meierhof zu, und verkroch sich in einen ihm ganz gelegenen Ochsenstall. Hier sprach ein Ochs zum versteckten Hirschen: wo hast du hingesonnen, du Unglücklicher? daß du so freywillig dem Tod entgegen läufst, und dein Leben der Behausung der Menschen anvertraust? Schonet nur ihr meiner, bat er demüthig: bey der ersten Gelegenheit will ich wieder davon eilen? Der Tag verstrich und es ward Nacht. Der Viehwärter bringt grünes Futter, und sieht nichts. Die gesamten Bauersknechte gehen einmal über das anderemal aus und ein: niemand merkt ihn. Sogar der Gutsverwalter geht vorüber; auch der wird nichts gewahr. Da dankte das Wild froh den ruhigen Ochsen für ihre gute Herberge in seinem Unglück. Wir wünschen zwar, versetzte einer, deine Rettung: wenn aber iener, der hundert Augen hat, wenn der kommen wird; dann wird dein Leben in grosser Gefahr schweben. Unterdessen kam eben der Herr

auch von der Mahlzeit zurück; und weil er vor wenigen Tagen die Ochsen mager gefunden hatte, gieng er zur Krippe: warum so wenig Futter? sprach er — Auch Stroh fehlt! — Die Spinneweben abzukehren — was kostets viel Mühe? — Indem er so eines nach dem andern genau durchsucht, erblickte er das hohe Geweih des Hirschen. Er rief seine Leute, läßt ihn tödten und die Beute wegtragen.

Der Eigenthümer sieht immer am besten.

Der Hund und der Wolf.

(B. III. Fab. 7.)

Einem sehr fetten Hunde begegnete von ohngefähr ein ausgemergelter Wolf. Sie bewillkommten einander, und blieben stehen. "Ey, wie kommt es doch, daß du so gut aussiehest, oder womit hast du dir einen so dikken Leib zugelegt? Ich bin doch weit stärker, denn du, und muß schier verhungern." Ganz aufrichtig erwiedert der Hund: du kannst es eben so gut haben, wenn du nur dem Herrn gleichen Dienst zu leisten fähig bist. "Was für einen?" Daß du die Thüre hüteſt, und das Haus des Nachts vor Diebe bewahreſt. "Ja, ja! ich bin bereit: muß ich

"so

" so Regengüsse und Frost ausstehen, und ein küm-
" merliches Leben in den Wäldern führen; wie weit
" gemächlicher wäre es, wenn ich unter Dach und
" Fach leben, und mich von reichlicher Kost, ohne
" Arbeit, sättigen könnte!" So komm denn mit mir! Indem sie so fortschlendern, sieht der Wolf den Hals des Hundes von der Kette abgerieben: " Freund, was ist das?" Nichts. " Mein! sag mirs doch." Man hält mich für beissig, und bindet mich des Tags über an, daß ich bey Tag Ruhe habe und bey Nacht wachsam bin. Gegen Morgen hin werde ich aber losgemacht, und da schweife ich nach Gefallen herum. Man bringt mir von freyem Stükken Brodt: der Herr giebt mir Beine von seinem Tisch: das Gesinde wirft mir allerley Brokken vor, und ein ieder sein Zugemüß, das ihm nicht schmeckt. Und so werde ich bey Nichtsthun gesättiget. " Nun, " darf man auch hingehen, wohin man will?" Das eben nicht. " So behalte denn, lieber Hund, dein " Gutes für dich! Nicht König möchte ich seyn, wenn " ich meine Freyheit verlieren sollte."

Der Mensch.

(Eine noch ungedruckte Gellertische Fabel.)

Ich möchte Menschen sehn;
Was sind das wohl für Thiere?
"Für Thiere? sprach der Fuchs und blieb beym
Hasen stehn,
"Gefährlicher als alle andre Thiere,
"Schlau, eingebildet, groß, berechtigt zum Verheeren
"Und sich von uns zu kleiden und zu nähren.
"Der Mensch, der Räuber der Natur,
"Thut täglich mörderische Schwüre,
"Verhetzet Thiere gegen Thiere,
"Und stellt mit zauberischen Waffen,
"Dir eben so, wie mir, und mir, wie andern, nach.
"Der Mensch verfehlt nie unsre Spur,
"Ist listig, grausam, unergründlich,
"Hält uns für dumm und unempfindlich,
"Und glaubt, wir sind für ihn geschaffen;
"Das ist der Mensch; doch komm wir wollen gehn,
"Du kannst noch heute Menschen sehn."
Sie giengen; und am ersten Bach,
Bewegte sich ein Kind,
Lief spielend auf und nieder,
Fiel taumelnd in das Gras, und hob sich lächelnd
wieder;

Wie

Wie artig! sagte hier der Hase,
Ist das ein Mensch? Wenn das die Menschen sind,
So hassest du die Menschen blind,
Und führst vergebliche Beschwerden,
Was kann uns wohl ein solch Geschöpfe thun?
Geduld! das ist kein Mensch, das muß erst einer
werden,
Erwiederte der Fuchs; Indem erschien ein Greis,
Gebeugt vom Holz, das er kaum aufgelesen,
Gieng dieser Greis am Stabe her
Und keichte lang, um auszuruhn.
Wer, sprach der Hase, ist dann der?
Ein Mensch? O arm Gebäude!
Das sich selbst nicht zu helfen weiß!
Mich schreckt kein Mensch, wenn das die Menschen
sind,
Ich glaub es, rief der Fuchs, das ist ein Mensch
gewesen.
Mit wenger Furcht, und grosser Freude,
Verließ der Hase diesen Ort
Und setzte mit dem Fuchs die Untersuchung fort.
Nun aber stand in voller Munterkeit und Grösse
Vom Lauren satt, vom Warten böse
Der raubegier'ge Jäger da.
Ist das ein Mensch, da er den Jäger sah?
Das ist er, sprach der Fuchs, und rümpfete die Nase.

Erlaube mir etwas beyseit zu gehn,
Wo aber, rief sein Kamerade,
Wo wollen wir uns wieder sehn?
Beym Kirschner! schrie der Fuchs; und flohe seitwärts ab,
Indem der Jäger Feuer gab.
Der Hase fiel, sein Vorwitz war sein Schade,
O Menschen mörderische Thiere!
So dachte er im Fall, und streckte alle Viere.

Die Grille und die Nachtigall.

Ich versichere dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewunderern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die Nachtigall. — Die arbeitsamen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht läugnen wollen?

Das will ich nicht läugnen, sagte die Nachtigall, aber deßwegen darfst du auf ihren Beyfall nicht stolz seyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bey der Arbeit haben, müssen ia wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir also ia nichts

LB
Coburg

nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzükken lauschet.

Lessing.

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seyd die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmanne gieng, der eine, vielleicht von deinen Urältern, die er halb erfroren unter einer Hekke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß; und der gute freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie parteyisch eure Geschichtschreiber seyn müssen! die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die

schöne Haut abzustreifen; war das recht? Ach, schweig nur; erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt.

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem ausserordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ia alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflekke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verflichtet, ia, ich will zur Ehre der Menschheit hoffen,— niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

Die Rehe.

Mein Kind, du wagest dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tieger um uns wohne;
Ersieht er dich, so bist du kalt:
So sagt' ein Reh zu seinem Sohne.
Wohl! sprach der Rehbock, saget mir,
Was ist der Tieger für ein Thier,

So

So flieh' ich ihn, als wie das Feuer . . .
O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt! Sein blitzend Angesicht
Verräth den Mörder schon. Sein Rachen raucht
vom Blute.
Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bey dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu
Muthe. . . .
Gut! unterbrach der Sohn, nun kenn' ich diesen
Herrn.
Er gieng hinweg. Sein Unglücksstern
Trieb ihn zum Tieger hin, der in dem Grase ruhte.
Der Rehbock stutzte zwar, doch er erholte sich,
Und sprach: das ist er nicht! der Tieger raucht vom
Blute,
Und sieht abscheulich fürchterlich;
Hingegen dieses Thier ist schön, und glatt und
freundlich;
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.
O! solchen Tiegern geh ich nach!
Hub er mit Kühnheit an zu schreyen:
Doch mocht' es ihn zu spät gereuen,
Als ihm das Tiegerthier drauf das Genikke brach.

* * *

Man thut gar wohl, daß man der Jugend
Der Laster Scheußlichkeit entdeckt;

Jedoch,

Jedoch, man zeig' ihr auch den falschen Schein der
Tugend,
Das schön' und süsse Gift, das in den Lastern steckt:
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

Lichtwehr.

Das Pferd und der Esel.

Ein sattes Pferd gieng von der Krippe,
Und fiel vor Wollust auf die Streu,
Ein dürrer Esel stand dabey,
Kein Esel, sondern ein Gerippe.
Den redete der Hengst mit diesen Worten an:
Wie geht es, guter Greis! du scheinst mir ziemlich hager,
Bist du nicht recht gesund? macht dich der Gram so mager?
Ach! sprach das Müllerthier: der hat es nicht gethan,
Der Hunger, und das viele Tragen,
Des Treibers Fluchen, Stossen, Schlagen,
Mit einem Wort, mein Herr! die Noth ist schuld daran.
O käme nur der Tod, das Ende meiner Plagen!

Ob es dir schon so elend geht,
Erwiederte der Gaul, so sollst du doch nicht klagen:
Ein Weiser trägt die Noth, die nicht zu ändern steht,
Du leidest nicht allein, und kurz, was willst du machen?
Das Schicksal thut, was ihm gefällt,
Den schmeckt des Lebens Lust, und dem wird sie vergällt;
Das Weinen nützt oft mehr, als Lachen.
Da sprach der graue Herr: Dein Bauch ist voll und satt,
Und deine Weisheit stammt aus dem gefüllten Magen.

* * *

Der hat gut predigen und von Verläugnung sagen,
Der selber keine Sorgen hat:

Der Löwe und die Mükke.

Der Thiere Regiment in Monomotapa
War durch Gewalt und Recht dem Löwen zugefallen,
Der sich, Monarchen gleich, von schüchternen Va-
sallen
Geschmeichelt und gefürchtet sah.

Dort

Dort heißt ein schwarzer Fürst das Wunder
seiner Zeit,
Hat nur sein Heldenmuth viel Böses unterlassen;
Den Löwen nannten auch noch ungelähmte Sassen
Das Muster seltner Gütigkeit.

Das Lob nährt seinen Stolz, so wie sein
Grimm die Noth.
Mit beiden durfte nur die kühne Mükke scherzen,
Die ihm aus röm'schen Haß mit freyheitvollem
Herzen
Des scharfen Stachels Spitze bot.

Der Angriff wird gewagt: sie selber bläst
zur Schlacht;
Sie säumt nicht, an den Feind sich peinlich an-
zusaugen,
Und hat den König bald um Rachen, Maul und
Augen
Mit tausend Schmerzen wund gemacht.

Er tobet, schnaubt und schäumt: die Thiere
bergen sich;
Die Tapfersten entfliehn den maiestätschen Klauen.
Er brüllt: der Hügel bebt. Das allgemeine Grauen
Vermehrt ein ieder Mükkenstich.

Was will der Stärkre thun? die Schwächre
giebt nicht nach.
Der Löwe sucht umsonst die Mükke zu erreichen,
Und wird, nach langem Streit, nach mißgelungnen
Streichen,
Ermüdet und an Kräften schwach.
Sie putzt ihr Panzerhemd, die Schuppen um
den Leib,
Und ihren Federbusch, läßt beide Flügel klingen,
Zieht alle Schwerter ein, die aus dem Rüssel
dringen,
Und hält sich für kein schlechtes Weib.
Nun steigt sie in die Luft mit Sieg und Ruhm
geschmückt.
Nun weiß sie schon die Kunst, die Löwen zu besiegen;
Bald aber sieht man sie in ein Gewebe fliegen,
Worinn die Spinne sie erstickt.

* * *

Aus beider Sicherheit wird deutlich wahrgenommen.
Daß oft der schwächste Feind den kühnsten Helden
schlägt.
Wie mancher Waghals ist im Zufall umgekommen,
Den weder Sturm noch Schlacht erlegt.

v. Hagedorn.

Die

Die Stadtmaus und die Feldmaus.

Zur Feldmaus kam einmal die Stadtmaus in den
Wald,
In ihren dürftigen, gehöhlten Aufenthalt.
Hier lebte sie genau, um Vorrath aufzusparen;
Allein, weil Wirth und Gast längst gute Freunde
waren,
Und sie, bey schmahler Kost, doch Gästen reich-
lich gab,
So gieng auch diesesmal nichts der Bewirthung ab.
Das lange Haberkorn, als ihrer Aernte Gaben,
Die Kichern, die sie sonst, als einen Schatz ver-
graben,
Halb abgenagtes Speck, gedörrter Beeren gnug,
Die sie mit eignem Mund ihm izt zur Tafel trug,
Das bringt sie, um zu sehn, ob nichts sein Maul
verführte,
Das ieden Bissen nur mit stolzem Zahn berührte;
Da unser Hausherr hier auf frischen Spalzen saß,
Ihm gern das Beste ließ, selbst Tresp' und Rok-
ken fraß.

Wie? hebt der Städter an, kannst du auf
diesen Höhen,
In diesem öden Wald dich so zufrieden sehen?
Stehn,

Stehn, statt der Wildniß, dir nicht Städt' und
Menschen an?
Zeuch immer mit mir, Freund! wenn ich dir ra-
then kann.
Was ist uns allen mehr, als Sterblichkeit, verliehen?
Von dem, was irdisch ist, wird nichts dem Tod
entfliehen:
Sogar ein Löwe stirbt. Es sterben groß und klein:
Wir aber schmausen noch. O laß uns frölich seyn!
Leb immer eingedenk, wie Jahr' und Zeit ver-
fliessen,
Freund! lebe so, wie ich, des Lebens zu geniessen.

Die Feldmaus, die den Rath sich sehr gefal-
len läßt,
Schickt sich zum Reisen an, und hüpfet aus dem Nest.

Sie eilen beide fort, die Stadt bald zu
erreichen,
Und durch die Mauer sich, bey Nacht, hineinzu-
schleichen.
Der Himmel schwärzte schon die stille Mitternacht;
Da kommen diese zwey in einen Sitz der Pracht,
In eines Reichen Haus, wo scharlachrothe Dekken
Des Lagers Helfenbein mit stolzem Glanz verstekken,
Und, zum gewünschten Fraß, vom gestrigen Banket
Der aufgehäufte Rest in vollen Körben steht.

Der Städter, der den Gast auf Purpur hingesetzet,
Und alles sucht und wählt, was Tellerlekker ätzet,
Läuft ämsig, wie ein Wirth, der sich die Mühe kürzt,
Und, hurtiger zu seyn, sich lüftig aufgeschürzt.
Er will sich aufwartsam, ia Dienern gleich, erweisen,
Und bringet und kredenzt die aufgetragnen Speisen.
Die neue Lebensart erfreut die fremde Maus.
Wie vornehm ist ihr Sitz! wie köstlich ist der Schmaus!
Doch ein Geräusch entsteht, die Thür wird aufgerissen,
So daß sich Wirth und Gast urplötzlich trollen müssen.

Sie liefen voller Angst, das Zimmer auf und ab:
Allein, was beiden noch ein tödtlich Schrekken gab,
War dieses, daß zugleich die grossen Hund' erwachten,
Und durch das ganze Haus ein stark Gebelle machten.
Die Feldmaus zittert zwar, erhält sich doch, und spricht:
Ich scheide. Fahre wohl! Dieß Leben dient mir nicht,
Die Höhl und iener Wald soll mich bey schlechten Wikken,
In freyer Sicherheit, mehr als die Pracht beglükken.

Die

Die Nachtigall und das Johanniswürmchen.

Ein stolzes und eitles Johanniswürmchen betrachtete einstmals sein schimmerndes Untertheil. "Wahrhaftig, rief es aus, die ganze Natur hat kein so artiges uud feines Geschöpf, als mich. Alle übrige Insekten, die ich sehe, die haushältige Ameise, die fleissige Biene, oder den ämsigen Seidenwurm, mit alle dem niedrigen Pöbel von Insekten, der ein Feind der Freuden, sein sklavisches Leben in Geschäften zubringt, blikke ich mit Verachtung an. Ein niederträchtiger gemeiner Schwarm! Wie gering schätze ich euch! Ich allein war zur Hoheit geboren. Ich bin gewiß aus göttlichem Geschlechte entsprossen, und auf die Erde gesetzt, zu leben und zu glänzen. Diese Lichter, die so hoch über mir schimmern, sind nur des Himmels Johanniswürmer, und Könige auf Erden bewundern ihre Edelsteine bloß darum, weil sie mein Feuer nachahmen."

So sprach es. Aufmerksam auf einem Aestchen, hielt eine Nachtigall in ihrem Gesange inne. Sie sahe den schimmernden Bissen in der Nähe, und flohe durch den Glanz angewiesen zu ihm hin,

betrachtete ihn ein Weilchen mit nüchternem Blick, und redete den zitternden Raub so an:

"Betrogene Närrin, eitlen Stolzes voll, wisse, deine Schönheit verursachet deinen Untergang. Wärest du weniger schimmernd, so hättest du vielleicht noch lange auf dem sammetnen Gefilde verborgen gelegen. Der Stolz trauert früher oder später, und die Schönheit, die zu sehr glänzt, leidet oft Schiffbruch.

Moore.

Der Rabe und der Fuchs.

Junker Rabe saß auf einem Baum, und hielt in seinem Schnabel einen Käse. Meister Fuchs, den der Geruch herbey gelockt hatte, hielt ihm ungefähr diese Rede: Ey! guten Morgen, mein Herr Rabe! Wie seht ihr doch so niedlich aus! Wie seyd ihr doch so wunderschön! Wahrhaftig! wenn euer Gesang zu euren Federn stimmt: so seyd ihr unter den Einwohnern dieses Waldes ein Phönix. Bey diesen Worten weiß sich der Rabe vor Freude nicht zu fassen, er will seine schöne Stimme zeigen, macht einen weiten Schnabel auf, und läßt seinen Raub fallen. Der Fuchs greift zu, und spricht: wisse, guter Freund, ein Schmeichler lebt auf Unkosten dessen, der

der ihn anhört. Eine solche Lehre ist ihren Käse wohl werth! Der Rabe, beschämt und verwirrt, schwur, aber ein wenig spät, man solle ihn so nicht wieder kriegen.

La-Fontaine.

Der Eichbaum und das Schilf.

Der Eichbaum sprach eines Tages zum Schilfe: Du hast wohl Ursache, dich über die Natur zu beklagen. Ein Zaunschlüpferchen ist dir eine unerträgliche Last. Ein iedes Lüftchen, das irgend einen Wasserbach kräuselt, zwingt dich den Kopf zu bükken: indessen meine Stirne, dem Kaukasus gleich, den Stralen der Sonne den Weg verbeut, ia selbst der Wuth des Boreas trotzt. Für dich ist alles Orkan, mir scheinet alles ein Zephyr zu seyn. Ihr guten Kinderchen! wenn ihr nur unter dem Gewölbe dieser Aeste wüchset, mit welchen ich das Land umher bedekke, so littet ihr doch weniger Ungemach, ich nähme euch gegen Wind und Wetter in Schutz; allein ihr kommt mehrentheils an feuchten Ufern hervor, den Tummelplätzen aller Winde. Wahrhaftig! die Natur gieng sehr ungerecht mit euch um!— Dein gutes Herz macht dich mitleidig, erwiederte das kleine Schilfrohr. Allein sey unbekümmert; mir sind die

Winde weniger gefährlich, als dir. Ich biege mich, und breche nicht. Du hast ihre grimmigen Anfälle noch immer bestanden, und deinen Rükken nie beugen dürfen. Doch man warte den Ausgang ab! Dieß Wort war kaum gesprochen, so brach vom äussersten Rande des Himmels der schrecklichste unter allen Söhnen, die ie die Mitternacht in ihrem Schooße trug, mit Ungestüm hervor. Der Baum steht fest, das Schilfchen bieget sich. Der Wind verdoppelt seine Kraft, und nimmt den Lauf so geschickt, daß er den entwurzelt, der an dem Himmel mit dem Haupte stieß, und mit den Füssen bis an die Hölle reichte.

Der

Der Eichbaum und das Rohr.

Du kannst mit Recht, so sprach der Eichbaum einst
zum Rohr,
Dich über die Natur beklagen;
Sollst du den kleinsten Vogel tragen,
Er ist dir eine Last. Kein Westchen kömmt hervor,
Das kaum den Teich bewegt,
So wirst du hingelegt;
Da, wie ein Kaukasus, mein Haupt der Sonne Gluth,
Bald muthig widersteht, bald trotzt der Stürme Wuth.
Für dich ist alles Nord, und alles Zephyr mir.
Ja! stündest du im Schutz, wie diese Gegend hier,
Die meine Zweige dekken,
So sollte dich kein Sturm erschrekken,
Und hättest minder auszustehn,
Sehr ungerecht ist aber die Natur,
Wo Aeol herrscht, an wilden Ufern nur,
Bist du zu sehn!
Mitleidig seyn, steht grossen Selen an,
Erwiederte das Rohr; sorg aber nicht für mich;
Kein Sturm war ie dem fürchterlich,
Den er nur beugt, doch niemals brechen kann:
Du hast bisher sie sämtlich zwar verlacht,
Ans Ende nur, ans Ende nie gedacht.
Aus Aeols Höhle brach,

Als noch das Rohr die letzten Worte sprach,
Urplötzlich und geschwinder,
Als Pfeil in ihrem Flug,
Das schrecklichste der Kinder,
Das ie der Nord in seinem Schooße trug.
Der Baum hielt aus. Das Rohr lag hingebeugt.
Der Sturm ward heftiger und riß aus seinem Stand
Ihn, dessen Haupt bis an die Wolken reicht,
Und dessen Fuß im Reich der Schatten stand.

III.

Idyllen.

Amyntas.

Bey frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Haine, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschnitten zu einen Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach: und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erde entblösset; und der Baum stund da, traurig, und drohte zu sinken. Schade, sprach er, solltest du Baum in dieß wilde Wasser stürzen? nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn. Jezt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter: Ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Jezt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; und iezt nahm er sein Beil auf die Schulter,

und lächelte noch einmal zufrieden mit seiner Arbeit in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurükke, um andere Stäbe zu holen. Aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnt dich weglassen, gütiger Hirt; sage mir, was wünschest du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide führest. O! wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe! (so sprach der arme Hirt) Mein Nachbar Palämon ist seit der Aernte schon krank, laß ihn gesund werden.

So bat der Redliche, und Palämon war gesund: aber Amyntas sah den mächtigen Segen in seiner Heerde, und bey seinen Bäumen und Früchten und ward ein reicher Hirt; den die Götter lassen den Redlichen nicht ungesegnet.

Geßner.

Damon, Daphne.

Damon.

Es ist vorübergegangen, Daphne, das schwarze Gewitter; die schrekkende Stimme des Donners schweigt. Zittre nicht, Daphne! die Blitze schlängeln

geln sich nicht mehr durchs schwarze Gewölk: laß uns die Höhle verlassen; die Schafe, die sich ängstlich unter diesem Laubdach gesammelt, schütteln den Regen von der triefelnden Wolle, und zerstreuen sich wieder auf der erfrischten Weide. Laß uns hervorgehn und sehn, wie schön die Gegend im Sonnenschein glänzt.

Jezt traten sie Hand in Hand aus der schützenden Grotte hervor. Wie herrlich, rief Daphne, dem Hirten die Hand drükkend, wie herrlich glänzet die Gegend! Wie hell schimmert das Blau des Himmels durch das zerrissene Gewölb! Sie fliehen, die Wolken! Wie sie ihren Schatten in der sonnebeglänzten Gegend zerstreu'n! Sieh, Damon! dort liegt der Hügel mit seinen Hütten und Heerden im Schatten; iezt flieht der Schatte, und läßt ihn im Sonnenglanz; sieh, wie er durchs Thal hin über die blumigten Wiesen läuft.

Wie schimmert dort, rief Damon, wie schimmert dort der Bogen der Iris, von einem glänzenden Hügel zum andern ausgespannt; am Rücken das graue Gewölk, verkündigt die freundliche Göttinn von ihrem Bogen der Gegend die Ruhe, und

lächelt

lächelt durchs unbeschädigte Thal hin. Daphne antwortete, mit zartem Arm ihn umschlingend: Sieh' die Zephyre kommen zurück, und spielen froher mit den Blumen, die verjüngt mit den hell blitzenden Regentropfen prangen; und die bunten Schmetterlinge, und die beflügelten Würmchen fliegen wieder froher im Sonnenschein: und der nahe Teich — sieh wie die genetzten Büsche und die Weiden zitternd um ihn her glänzen! — er empfängt wieder ruhig das Bild des hellen Himmels, und der Bäume umher.

Damon. Umarme mich, Daphne, umarme mich! O was für Freude durchströmt mich! Wie herrlich ist alles um uns her! Welche unerschöpfliche Quelle von Entzükken! Von der belebenden Sonne bis zur kleinsten Pflanze sind alles Wunder! O wie reißt das Entzükken mich hin; wenn ich vom hohen Hügel die weit ausgebreitete Gegend übersehe, oder wenn ich, ins Gras hingestreckt, die manchfaltigen Blumen und Kräuter betrachte, und ihre kleinen Bewohner; oder wenn ich in nächtlichen Stunden den gestirnten Himmel, wenn ich den Wechsel der Jahrszeiten, oder den Wachsthum der unzählbaren Gewächse — wenn ich die Wunder betrachte, dann schwellt mir die Brust, Gedanken drängen sich dann

auf;

auf; ich kann sie nicht entwikkeln; dann wein ich und sinke hin; und stammle mein Erstaunen dem, der die Erde erschuf! O Daphne, nichts gleicht dem Entzükken, es sey denn das Entzükken von dir geliebt zu seyn!

Daphne. Ach Damon! Auch mich, auch mich entzükken die Wunder! O laß uns in zärtlicher Umarmung den kommenden Morgen den Glanz des Abendroths und den sanften Schimmer des Monds, laß uns die Wunder betrachten, und an die bebende Brust uns drükken, und unser Erstaunen stammlen! O welche unaussprechliche Freude, wenn dieß Entzükken zu dem Entzükken der zärtlichen Liebe sich mischet!

Irin.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reussen in das Schilf
Zu legen, das ringsum den Strand
Von nahen Eilanden umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits

Ins

Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.

O wie schön
Ist iezt die Gegend! sagt entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf iede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh! er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittichs Seegel auf. —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
O was für Anmuth haucht anizt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles, und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur! —

Ja, sagt Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig seyn dein Lebenlang,
Wenn, du dabey rechtschaffen bist,

Wenn

Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt
Und noch in schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfah'n.
O, bleib der Tugend immer treu!
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern
Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sey arbeitsam.
Erheb zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist! Wähl lieber Schand und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest.
Ehr, Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil. —
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah'
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag

Vergangen, unter Freud' und Lust. —
Zwar hab' ich auch manch' Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn und Himmel schien mir schwarz. —
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserberg's
Hieng oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrack, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt' und fuhr
Tief in den Abgrund, und mich dünkt',
Daß zwischen ieder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabey ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab. —
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl', im Kraut der See,

Durch seines Hauses gläsern Dach,
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein;
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust.— Jezt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht,
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag und Morgen, seyn.—
O Sohn! sey fromm und tugendhaft,
So wirst du glücklich seyn, wie ich;
So bleibt dir die Natur stets schön.

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins, und sprach: Nein, Vater! nein,
Du stirbst noch nicht! Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost.—
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'.— Indessen hatten sie
Die Reussen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu.—
Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild

Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt
Ihm auch ein Frühlingstag zu seyn.

v. Kleist.

IV. Sinn-

IV.

Sinngedichte.

Auf einen Kandidaten.

Stax will sich nun dem Tempel weihn;
Wozu wird er wohl tauglich seyn?
Beym Tempel Salomons wüßt ich es doch zu sagen:
Da wär' er gut, das ehrne Meer zu tragen.

Käſtner.

Der Zweifler.

Die beste Weisheit ist, nach der die Zweifler trachten:
Mir schenkt sie wenigstens den wichtigsten Gewinn.
Ich bin nicht mehr so stolz die Thoren zu verachten,
Seitdem ich zweifeln muß, ob ich ein Weiser bin.

v. Thümmel.

Der Heldentod.

Kolumnus starb als Held, hört, was er überwand:
Durch Laster sein Gefühl, durch Bosheit den Verstand.

An eine würdige Privatperson.

Giebt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen,
Dem Enkel, der dich schätzt, soviel er braucht zu lesen,
So sey die Summe dieß: "Er lebte schlecht und recht,
Ohn' Amt und Gnadengeld, und Niemands Herr, noch Knecht.

Lessing.

An einen Geizigen.

Ich dich beneiden? — Erspar, ererb, erwirb,
Hab alles! Brauche nichts, laß alles hier, und stirb!

Auf

Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian,
Der uns so manches nachgethan!

Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeihet,
Sein Ende sey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verschwelgt, verspielt, verstreuet:
Sein End' ist wirklich da!

Allgemeine Grabschrift teutscher Dichter.

Auch Er blieb unbelohnt —
Ein kurzes Lobgedicht!
Doch, Nachwelt! hast du dieß gelesen,
Und zweifelst noch, ob Er ein grosser Mann gewesen?
So kennst du Teutschland nicht!

Michaelis.

Das Paradieß.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär das Paradieß noch heut.—

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär?
Wie da, mein Freund! — Ey nun, ich glaube —
Das Paradieß wär auch nicht mehr.

Lessing.

Der vorlesende Bav.

Die Ode, die Bav vorliest, ist zwar mein.
Jedoch, weil er sie so schlecht vorliest, wird sie sein.

Giesecke.

Haß gegen die Neuern und Alten.

Es ist ein thörichter Neid, was neu ist, alles hassen,
Und neid'sche Thorheit, allein das Neue schön seyn lassen.

Auf einen Freygeist.

Der Menschen Andacht schreibst du ihrer Einfalt zu.
Ists wahr; so ist kein Mensch andächtiger, als du.

Tugend und Laster.

Wenn gar kein Laster wär, wär keine Tugend nicht.
Denn tugendhaft ist der, der wider Laster ficht.

Logau.

Gesundheit.

Gesundheit kehrt bey Armen mehr, als bey Reichen ein.
Wie so? Sie hasset Prassen und kann nicht müssig seyn.

Gutes.

Was ist das, was die Welt nennt mit dem Namen gut?
Fast immer ist es das, was ieder will und thut.

Tadler.

Wenn niemand nicht gefällt, wer alles tadelt allen,
Wer tadelt diesen nicht, und wem kann der gefallen?

Zorn.

Wo Zorn nimmt überhand, da steigt ein Nebel auf,
Der den Verstand verblendt und wehrt ihm seinen Lauf.

Schönheit ohne Verstand.

Nichts als nur falsche Münz ist Schönheit ohne
Witz;
Denn das Gepräg ist gut, doch ist das Erz nichts
nütz.

Wernike.

Auf den Triumvirat des Augusts, Antonius und Lepidus.

Drey theilen unter sich, was Rom nicht ohne
Blut,
Und nicht ohn Unrecht konnt in langer Zeit er-
werben;
Das Sprüchwort schwächt ihr Glück: Unrecht er-
worben Gut
Kommt auf den Dritten nicht; wohl aber auf drey
Erben.

An den Stax.

Was auf der Welt geschieht, geschiehet ohne Grund!
Sagt Stax — Sein Wort macht diese Wahrheit kund.

Ewald.

Auf den Alkander.

Man seh' einmal die List!
Alkander will einfältig scheinen,
Der doch einfältig ist;

V.

Satyren.

Die Genügsamkeit.

(Horaz B. I. Satyre 1.)

Wie kommt es wohl, Mäcenas, daß Niemand mit seinem Zustand zufrieden lebet, worein ihn entweder eine vernünftige Wahl, oder ein Zufall versetzet hat? und Jeder die Lebensart Anderer der seinigen vorzieht? O glückliche Kaufleute! seufzt der Soldat, vom Alter und Strapazen entkräftet: Und der Kaufmann, von Wellen des Meers hin und her geworfen, preiset den Soldatenstand für besser; denn wie? spricht er — man rückt ins Feld, und ein Augenblick bringt entweder plötzlichen Tod, oder frohen Sieg. Der Rechtsgelehrte hingegen lobt den Landmann, wenn der Klient schon beym Hahnengeschrey an seine Thüre klopft: Und Jener, wegen gestellten Bürgen vom Lande in die Stadt genöthigt, ruft lauft: Nur der hat es gut, der in der Stadt lebt! Dergleichen Urtheile giebt es so viele, daß sie sogar den schwatzhaften Fabius ermüden könnten. Höre nur, damit ich dich nicht aufhalte,

halte, wo ich hinaus will. Gesetzt, Zevs sagte: Seht! ich will euch eure Wünsche gewähren: du, der du bisher Soldat warest, sollst ein Kaufmann seyn, und du Rechtsgelehrter, ein Landmann! So gehet nun, nach veränderten Rollen, euren Weg! Ey! was steht ihr da? Sie weigern sich — und doch können sie glücklich seyn. Sollte nicht Jupiter entbrennen, beide Bakken aufblasen, und ihnen ankündigen, künftig nicht mehr so bereitwillig ihren Wünschen Gehör zu geben? Doch — um nicht die Sache als eine Kleinigkeit spottend zu behandeln — wollen wir Scherz beyseite setzen, und ernsthaft seyn; wiewohl man auch im Scherze Wahrheiten vortragen kann: so geben zuweilen liebreiche Lehrer den Kindern Zukkerbrodt, damit sie die Anfangsgründe desto lieber lernen. Dort, der die harte Erde mit schwerem Pfluge umakkert: hier, der treulose Wirth, der Soldat und die Schiffer, die kühn alle Seen durchfahren, diese sagen, daß sie nur darum so schwere Strapazen über sich nähmen, um, nach gesammelten Nahrungsmitteln, in ihrem Alter ruhig und sicher leben zu können: Wie die ganz kleine, aber arbeitsvolle Ameise, (denn diese soll zum Beyspiel dienen) so viel sie nur kann, mit ihrem Munde fortschleppt, und fürsichtig auf die Zukunft bedacht, dem Haufen zuführt, welchen

sie

sie bauet. Aber, sobald der Wassermann das Jahr verändert und traurig macht, so kriecht sie nicht irgend aus ihrer Höhle hervor, sondern geniesset nun zufrieden ihren eingesammelten Vorrath. Dich hingegen hält weder brennende Hitze, noch Sturm, noch Feuer, noch Schwert, noch das Meer von Wuchern ab; Nichts steht dir im Wege, wenn nur keiner reicher ist, als du. Was hilft es dir, daß du unermäßliche Schätze Goldes und Silbers mit Furcht der aufgescharrten Erde heimlich anvertraust?

"Ja! wenn man immer davon nehmen wollte,
"so bleibt endlich gar nichts übrig."

Aber, wenn nun dieß nicht geschieht; was hat denn dein aufgehäufter Reichthum weiter für Reize? Magst du immerhin auf deiner Tenne hundert tausend Scheffel gedroschen haben: du wirst deßwegen doch nicht mehr, als ich davon geniessen können; So wie du, wenn du auf deinen Schultern einen schwer beladenen Brodtkorb unter deinem Sklaven trägest, darum nicht mehr bekommen wirst, als wenn du nichts getragen hättest. Oder sage mir, was nützt es dem, der die Gränzen der Natur nicht überschreitet, ob er hundert oder tausend Hufen Feldes beakkern kann?

"Aber

"Aber es ist doch angenehm, von einem gros-
"sen Haufen zu nehmen."

Wenn du nur zugiebst, daß wir von einem kleinen Haufen eben so viel nehmen können. Wie kannst du deine Korn-Magazine höher als unsere Kornfässer schätzen? Es wäre eben so, als wenn du nicht mehr, als eine Kanne, oder Becher frisches Wasser vonnöthen hättest, und sagtest; ich wollte doch lieber aus einem grossen Fluß, als aus dieser kleinen Quelle schöpfen. So kommt es eben, daß die, welche lieber grössern Vorrath vom Wasser haben wollen, als sie brauchen, vom schnellen Strom Aufidus zugleich mit dem Ufer dahin gerissen und weggeführt werden. Derienige hingegen, welcher nicht mehr verlangt, als er braucht, schöpft weder von Schlamm trübes Wasser, noch ertrinkt er darinnen. Aber von eitler Geldbegierde geblendet, sprechen viele Menschen: wir können uns nie genug anschaffen: denn man gilt nur so viel, als man hat. Was will man nun mit solchen anfangen? Laß sie immerhin unglücklich seyn, wenn sie es so haben wollen: wie iener Geizhalz in Athen, der die Schmähworte des Volks nicht achtete, und gesagt haben soll: Das Volk zischt mich aus: aber dafür klatsche ich mir zu Hause Beyfall zu, wenn

ich

ich mein Geld in dem Kasten betrachte. Tantalus schnappt aus Durst nach Wasser, welches vor seinen Lippen zuruck fleußt. Lacheſt du? dieſe Erzählung gilt von dir — nur den Namen verändert! Du legeſt dich ſchlafen auf überall zuſammen getragenen Geldſäkken, trachteſt immer nach mehreren, und mußt doch das Geld als ein Heiligthum ſchonen, oder es gleichſam als gemalte Stückchen nur zum Vergnügen anſehen. Weißt du nicht, worzu das Geld nütze? Und worzu man es brauchen müſſe? Man kaufe Brod, Zugemüß, eine Kanne Wein, und was ſonſt noch für Bedürfniſſe der menſchlichen Natur ſind. Oder — vor Furcht halb todt ſchlafloſe Nächte haben, ſich Tag und Nacht vor leichtfertige Diebe fürchten, vor Feuersbrunſt und Sklaven, die dich beſtehlen und davon laufen möchten — iſt dir das ein Vergnügen? Solche Güter wünſchte ich Zeit meines Lebens nicht zu beſitzen. — Wenn du dir aber an deinem Leibe Schmerzen durch heftige Kälte zugezogen haſt: oder dich ein anderer Zufall auf das Krankenlager geſtreckt hat — wo iſt dann iemand, der ſich zu dir ſetzt, die Umſchläge macht, den Arzt bittet, daß er dir wieder aufhelfen, dich den Kindern und lieben Anverwandten wieder ſchenken wolle? Weder deine Gattin wünſcht deine Geneſung, noch dein

Kind:

Kind: alle Nachbarn hassen dich, Bekannte, Knaben und Mädchen. Wunderst du dich noch darüber — der du das Geld vor allen vorziehst, wenn dir Niemand die Liebe beweist, deren du dich nicht würdig machst? Ja, wenn du deine Anverwandten, die dir die Natur verliehen, durch keine Dienstbeflissenheit, als treue Freunde erhalten willst, so wird deine Mühe, du Unglücklicher! vergeblich seyn: eben so, als wenn man einen Esel lehren wollte, mit dem Zaum die Schule zu machen. Mache doch einmal ein Ende nach Geld zu trachten; da du mehr hast, als sonst: so darfst du desto weniger befürchten, arm zu werden: fange einmal an, dein Elend zu endigen — nachdem du dir so viel, als du wünschtest, erworben hast. Mache es nicht so, wie ein gewisser Ummidius, (das Histörchen ist kurz) der das Geld mit Scheffeln mässen konnte, und dabey so geizig, daß er sich nie besser, als seine Sklaven kleidete, und bis an sein Ende zu verhungern besorgte. "Aber ihn hat doch die Freygelassene, die tapferste unter den Töchtern des Tyndarus, mit einer Axt mitten von einander gespalten. Warum willst du mich nun zu bereden suchen, daß ich leben soll, wie Maenius, oder wie Nomentannus?" Du fährest fort, Dinge zu vereinigen, die einander stracks zuwider sind. Wenn ich dir sage: Du sollst

kein

kein Geizhals seyn; so will ich deßwegen nicht, daß du ein Schlemmer und Taugenichts seyst. Es giebt zwischen dem Tanais und dem Schwiegervater des Visellus eine dritte Art von Leuten. Man muß nämlich Maaße halten: Kurz! es giebt gewisse Gränzen bey dem, was Recht ist, welche man nicht überschreiten darf. Nun komme ich wieder zu meinem Vorhaben: Sollte wohl kein Geiziger mit sich zufrieden seyn, nur immer den glücklich schätzen, der in einem andern Stande lebt? sollte er seinen Nächsten beneiden, daß seine Ziege ein grösseres Euter hat? sollte er sich nicht lieber mit den Armen, deren doch mehr sind als Reiche, vergleichen, als daß er sich bemüht reicher zu seyn? Auf diese Weise steht immer ein Reicher dem Andern, wenn er forteilt, im Wege. So treibt der Spieler auf der Rennbahn die Rossen an, welche den Wagen aus den Schranken fortgerissen haben, wenn ihm Andere zuvorgekommen sind: und erwartet den nicht, welchen er unter den lezten zurück gelassen hat. Daher findet man selten einen, der da saget; er habe glücklich gelebt, und am Ende seines Lebens, gleich einem gesättigten Gast, zufrieden seinen Abschied nimmt. Nun genug hievon! Und damit du nicht glauben mögest, ich hätte die Bibliothek des triefäugigen Krispinus geplündert; so will ich kein Wort mehr hinzusetzen.

Der Schwätzer.

(nach dem Horaz.)

Jüngst, da ich mich, wie sonst, den Grillen überlasse,
Gerath ich ohngefähr in die Mariengasse.
Ein Fremder, den ich nur dem Namen nach gekannt.
Lauft plötzlich auf mich zu; ergreift mich bey der Hand,
Und spricht: "wie gehts? Mein Freund! Noch ziemlich, wie Sie sehen;
Von Ihnen hoff ich auch erwünschtes Wohlergehen.
Er folgt mir Schritt vor Schritt, und klebt mir lächelnd an.
Ist etwas, frag ich ihn, womit ich dienen kann?
Er danket, und versetzt: "Sie werden mich schon kennen,
"Und Ihre Freundschaft mir, als einem Dichter gönnen.
Mein Herr, Sie sollen mir um desto werther seyn.
Ich eil, ich stehe still, von ihm mich zu befreyn,
Und raun, ich weiß nicht was, dem Diener in die Ohren;
Doch hier ist alle Müh und alle Kunst verloren.
Mir bricht der Angstschweis aus. O wie beneidenswerth,

Gedenk ich, ist der Thor, der Thoren gerne hört!
Indessen strömt sein Mund vom rauschenden Ge-
schwätze;
Er lobt die schöne Stadt, und nennt mir alle Plätze,
Die Brükken, iedes Thor, die Märkte, Wall und
Wacht,
Und lehrt mich, wie der Lenz die Gärten lustig macht.
Ich schweig, er fähret fort: "Ist man so still? ich finde,
"Daß die Begleitung Sie nicht sonderlich verbinde;
"Allein, ich schleudre mit, und Sie erlauben mir
"Für dießmal kühn zu seyn. Doch wohin gehen wir?"
Bemühen Sie sich nicht: ich kann mich nicht verweilen,
Und muß zu einem Freund, den Sie nicht kennen,
eilen.
Er wohnet weit von hier, die Alster ganz vorbey,
Noch hinter Böckelmanns bekannten Gärtnerey.
"Ich habe nichts zu thun; was heissen tausend
Schritte?
"Im Gehen, glauben Sies, bin ich ein rechter
Britte."
Mich krümm ich, wie ein Pferd, das, bey zu schwe-
rer Last,
Kopf, Maul und Ohren hängt, und seinen Trei-
ber haßt.
Er räuspert sich, und spricht: "Wahr ists, sich selbst
zu rühmen,

"So sehr man sich auch kennt, das will sich nicht geziemen;
"Doch prüfen Sie mich nur: ich wette, daß Ihr Freund,
"Mit dem ein iedes Jahr Sie zärtlicher vereint,
"Ich wette: Wilkens selbst, und Müller, den Sie lieben,
"Und Karpser, und Borgeest, die sollen ihren Trieben
"Nie so gefällig seyn. Mich übt der Dichtkunst Flor.
"Neun Musen stell ich mir, so wie neun Kegel vor.
"Man wirft, und trift doch Holz: es sey viel oder wenig.
"Die Ekken schlägt man um, verfehlt man gleich den König.
"Man ziele, dichte nur, und mische sich ins Spiel.
"Werd ich nicht episch groß, und bin ich kein Virgil;
"Wohlan! so reim ich schnell von tausend andern Dingen;
"Mit einer Muse muß mir doch der Streich gelingen,
"Erreich ich Alle nicht. Ich tanze wie du Vall:
"Das sah man auf dem Baum, bey dem Freymäurerball.
"Finazzi singet gut: doch ich kann besser singen."

Nunmehr gewann ich Zeit, ein Wörtchen anzubringen.

Hat

Hat keine Mutter nicht, kein Vetter, kein Geschlecht,
An ihrem Wohlseyn Theil, an Ihren Stunden
Recht?
Sollt ihrer keiner nicht Ihr Daseyn nöthig haben?
"Wir sprechen uns nicht mehr, denn alle sind begraben."
O die sind wohl daran! nun trifft die Reihe mich,
Betäubte Märtyrer! Verfolge! Morde! Sprich!
Denn ach! die Stunde kömmt, die ich so lange
scheute,
Die mir das alte Weib in Borstel prophezeihte,
Als ich ein Knabe war, und sie mit dürrer Hand
Den Loostopf schüttelte, griff, mein Verhängniß fand,
Und mir den Ausspruch gab: Es wird ihn, merkt
es eben!
Kein Arzt, kein Alchymist, kein Fahnenschmied ver-
geben:
Ihn fällt kein Rauferschwert, kein Seitenwehr und
Gicht,
Das träge Podagra, die Schwindsucht thut es nicht.
Die grösseste Gefahr wird er von Schwätzern leiden,
Und wird er alt und klug, so muß er Redner meiden.

Wir waren, recht um zehn, wo man die Kirche
schaut,
Die Magdalene, die Graf Adolph aufgebaut.
Da sollte nun mein Freund, mit Akten und Ge-
bühren,

Selbst vor dem Richter stehn, und sonst sein Recht verlieren.

" Weil ich auf diese Zeit izt vorgeladen bin,
" So," spricht er, " gehn Sie doch mit mir zum Prätor hin,
" Und hören, wie ich dort . . ." Ist mir das zuzumuthen?
Kann ich Ihr Beystand seyn? Versteh ich die Statuten?
Und bin ich nicht versagt? " Nun werd ich zweifelvoll,
" Ob ich Sie, oder nicht mein Recht, verlassen soll?"
Mich, mich, mein Herr. " O nein!" Er rennt mir vor; ich schleiche,
Als im Triumpf geführt, weil ich dem Stärkern weiche.

Geduld! Was hab ich nun für Fragen auszustehn?
" Wie finden Sie den Brocks, Hammoniens Mäcen?"
Ich sind und ehr in ihm den Weisen unsrer Zeiten;
Allein, er wird daher, kein Freund von allen Leuten.
Er wählet, die er liebt, ist sinnreich ohne Tand,
Leutselig ohne Falsch, noch edler, als sein Stand,
Und ihn vergnügen nur die Würden, die er schmükket,
Wann er sein Vaterland und das Verdienst beglükket.

" Em-

"Empfehlen Sie ihm den!" (Hier zeigt der Thor auf sich.)

"Ihr Mitgehülf, Ihr Rath, Ihr Hinterhalt werd ich.
"Ich sterbe, falls Sie mir die zweyte Rolle geben,
"Wenn wir nicht ieden dort bald aus dem Sattel heben."

Sie irren ungemein in Ihrer Klügeley.
Vor andern ist sein Haus von solchen Ränken frey.
Der Liebling des Merkur, den Fleis und Glück erhöhet,
Der Doktor, der sogar den Lykophron verstehet,
Verdrängen keinen nicht, der einem Brocks gefällt,
Der ieden, nach Verdienst, den Freunden zugesellt.
"Das ist was seltsames. Sie scherzen." Was ich sage,
Bestätiget gewiß die Wahrheit alle Tage.
"Ja, nun verehr ich erst den weitberühmten Mann,
"Und, kurz, ich ruhe nicht, bis ich ihn sprechen kann."
Ihn sprechen fällt nicht schwer, wenn Sie es nur verlangen;
Ein so gescheider Kopf wird immer wohl empfangen.
Und sollt es anfangs auch nicht mehr als höflich seyn,
So räumen Sie ihm Zeit, Sie gnug zu kennen ein.
Vielleicht verbirgt er sich im Reden und im Schweigen,
Sein Hulderfülltes Herz nicht gar zu früh zu zeigen.
"Mir fehlt es nicht an Witz, wenn ich geschäftig bin.

"Sprech ich ihn heute nicht, so geh ich morgen hin,
"Und übermorgen auch. Die Sache recht zu lenken,
"Will ich den Diener selbst mit einem Vers beschenken.
"Ich gebe gar zu gern. Er merkt mir schon den Tag,
"Da er mich melden darf, und auch den Zeigerschlag.
"Begegnet mir der Herr, so eil ich ihm zur Seiten;
"Ich will vom Rathhaus ihn bis an sein Haus be-
gleiten,
"Oft, gegenwärtig seyn: kraft eines Unterrichts,
"Den iener Weidmann gab: Jagt; sonsten fangt
ihr nichts."

So sprach, doch nein! so schrie der unerschöpfte
Schwätzer,
Als nun mein Liskow kam: (der Bruder vom dem
Ketzer,
Den noch Germanikus vielleicht dereinst bekehrt)
Der kannte meinen Mann, und seinen ganzen
Werth.
Wir bleiben also stehn. Indem wir uns befragen:
Woher izt, und wohin? und uns die Antwort sagen,
Zupf ich ihn bey dem Arm, durch ihn mich frey
zu sehn;
Doch der verstockte Schalk lacht, und will nichts
verstehn.
Ich wink ihm, recht im Zorn, weil alle Winke fehlen,
Wie?

Wie? wollten Sie mir nicht was insgeheim erzählen?
" Ja: etwas wichtiges; allein zur andern Zeit,
" Denn heute wird von mir der Nisan nicht entweiht.
" Das auserwählte Volk aus Abrahams Geschlechte
" Verzehrt sein Osterlamm und freut sich seiner Rechte."
Die Skrupel solcher Art, mein Herr, verschonen mich.
" Doch mir und tausenden sind Skrupel fürchterlich.
" Verhöhnen Sie so sehr der Juden Glaubens-zeichen,
" Die, dem Gewissen nach, so vielen Christen gleichen?
" Entschuldigen Sie mich: ich sprech ein andermal."
O schwarzer Unglückstag, was bringst du mir für Quaal?
Der Unbarmherzige, der Spötter, geht, und fliehet,
Obgleich er über mir das grosse Messer siehet,
Mit dem der Praler ficht. Allein, wer zeigt sich dort?
Sein Gegner kommt, und schreyt: Wohin, Nichtswürdger? Fort!
Und sagt im Scherz zu mir: Dürft ich Sie zeugen lassen!
Ja! müßt auch Ihre Hand mein Ohr, auf römisch, fassen.

Er schleppt ihn vor Gericht: man lärmt, man ruft
und schilt:
Und alles läuft herbey, zu sehen, wem es gilt.
So hat mich dem Verdruß, den ich erdulden müssen,
Der Gott, den Käuflin kennt, Apollo selbst entrissen.

v. Hagedorn.

Von Unterweisung der Jugend.

Ich habe unseren gestrigen Unterredungen weiter nachgedacht, mein werther Herrmann. Wir bemühten uns, ausfindig zu machen: Warum es so schwer sey, eine gründliche Gelehrsamkeit zu erlangen? Und woher es komme, daß so wenige unter den Gelehrten den ansehnlichen Titel verdienen, mit welchem sie ihre Blösse sorgfältig zu bedekken wissen.

Die von dir angeführten Ursachen sind wichtig genug. Die blinde Liebe der meisten Aeltern geht dahin, ihre Kinder zu ansehnlichen Mitgliedern des gemeinen Wesens zu machen. Der Sohn muß studieren, damit er Doktor werden kann. Er hat weder die Fähigkeit, noch den Willen, etwas rechtschaffenes zu lernen. Er lebt also sich zur Last, und dem Vaterlande zum Schimpfe. Wäre dieser ein Schneider

der geworden; so würde er gewiß sein Brodt verdienen, da er izt von der Sparsamkeit seiner Vorfahren, oder dem Einbringen seiner Frau leben muß.

Du hast recht, mein Freund; vielleicht aber giebst du mir auch Beyfall, wenn ich eine Ursach anführe, welche noch allgemeiner ist.

Erwäge nur einmal, wie die Aufführung unsrer Jugend zu der Gelehrsamkeit beschaffen ist. Bis in das zehente Jahr überläßt man uns der Aufsicht der Frauenzimmer, welche glauben, sie haben genug gethan, wenn sie uns reinlich halten, wenn sie uns lesen lehren, und allenfalls einige Fragen aus dem Katechismus ins Gedächtniß bringen. Nunmehr ist es Zeit, daß man uns der Aufsicht eines Hofmeisters übergiebt. Ob er von guten Sitten, ob er fleissig, ob er gelehrt ist; darnach fragt man eben nicht. Aber; wie viel verlangt der Herr für seine Mühe? Das ist unsere erste Sorge. Der Wohlfeilste bleibt allemal der Beste. Dieser führt uns eben den Weg, welchen er selbst unter so vielen Seufzern und Thränen gegangen ist. Ein Gelehrter muß die lateinische Sprache verstehen. Die Sache hat ihre Richtigkeit. Man wählt also eine Grammatik, welche die erste zu seyn scheint. Durch

eine

eine unermüdete und oftmals nachdrückliche Unterweisung fassen wir eine Menge dunkler Kunstwörter und weitläuftiger Regeln, welche wir gewiß noch weniger verstehen, als die Sprache selbst, die wir daraus erlernen sollen. Endlich überwinden wir diese Schwierigkeit. Man giebt uns des Cicero Schriften nebst andern Büchern, zu lesen, und unsre Väter weinen vor Freuden, wenn sie sehen, daß ihre Kinder im zwanzigsten Jahre dasjenige begriffen haben, was zu des Cicero Zeiten in Rom, ein Junge von fünf Jahren verstund. Nunmehro zieht der Gelehrte, oder besser zu sagen, der lateinische Sohn, auf hohe Schulen. Du darfst von ihm nicht verlangen, daß er in den alten und neuern Geschichten, in der Geographie, Genealogie, Zeitrechnung, Wappenkunst, und dergleichen erfahren seyn, und einen Vorschmack von der Mathematik, Weltweisheit und andern Wissenschaften erlanget haben sollte. Dazu hat er nicht Zeit gehabt; er hat müssen Latein lernen. Es würde lächerlich seyn, wenn du ihn fragen wolltest, ob er teutsch verstünde? Ob er einen guten Brief schreiben könnte? Er ist ja ein Teutscher; er ist in Meissen geboren; sollte er nicht teutsch verstehen? Von der griechischen Sprache hat er noch zur Noth so viel begriffen, als er auf der hohen Schule bin-

nen

nen drey Jahren zu verlernen gedenkt. Wie geschwind verlaufen diese! Er muß eiligst nach Hause. Sein Vater verlangt es, weil ein Amt, und eine reiche Frau auf ihn warten. Nunmehr ist unser Gelehrter fertig.

Sage mir, mein Freund, ob nicht dieses die gewöhnlichste Art sey, unsere Jugend zu unterweisen? Du wirst es nicht läugnen können, du wirst aber auch zugleich gestehen müssen, daß solches die wahrhafte Ursache sey, warum nur so wenige sich eine rechtschaffne Gelehrsamkeit erwerben. Der ganze Fehler beruhet meines Erachtens darinnen, daß wir glauben, wer die lateinische Sprache verstehe, der sey ein Gelehrter; und daß wir durch eine weitläuftige Erlernung derselben diejenige Zeit versaumen, welche wir zugleich auf nützlichere Sachen wenden sollten.

Aber soll ein Gelehrter kein Latein verstehen? Dieses ist meine Meynung keinesweges. Ich behaupte vielmehr, daß er in dieser Sprache eben so stark seyn müsse, als in seiner Muttersprache. Nur das kann ich nicht begreifen, warum wir der Jugend die Erlernung derselben so schwer machen?

Der alte Richard, welcher gestern in unsrer Gesellschaft war, soll mir zum Beweise meines Satzes dienen. Du kennest seinen Sohn, der izt durch wirkliche Verdienste unter den Gelehrten eine ansehnliche Stelle bekleidet. Kaum hatte dieser das sechste Jahr erreicht, als ihn sein sorgfältiger Vater der Aufsicht eines iungen Menschen anvertraute, welcher ihm die nöthigsten Gründe unsers Glaubens beybringen, und ihn zu einer wohlanständigen Aufführung angewöhnen sollte. Alles, was er mit dem Knaben redete, was ihn dieser fragte, das mußte, so viel es möglich seyn wollte, in lateinischer Sprache geschehen. Jede Sache, die im Hause, auf der Gasse, in der Kirche, oder im Garten vorkam, die gemeinsten Geschäfte, welche täglich vorfielen, wurden auf lateinisch benannt. Diese Bemühung gieng glücklich von statten. Nach Verlauf einer Zeit von vier Jahren war der iunge Richard schon vermögend, sich in der lateinischen Sprache ordentlich und deutlich auszudrücken, und regelmässig zu reden, ohne zu wissen, warum er seine Worte eben so, und nicht anders setzen müsse. Nunmehr glaubte man, daß es Zeit wäre, ihm die vornehmsten Regeln der Grammatik zu lehren und, weil er die Sprache schon verstund, so faßte er diese in wenigen Monaten. Die griechische Sprache war

ihm,

ihm, als einem künftigen Gelehrten, zu wissen unentbehrlich. Weil aber sein Vater meynte, es sey eine gelehrte Eitelkeit griechisch zu reden, oder dergleichen Schriften und Gedichte zu verfertigen; so schien es genug zu seyn, ihn nach den ordentlichen Regeln so weit zu bringen, daß er alles verstünde, was griechisch abgefaßt wäre. Er erlangte auch solche Geschicklichkeit wirklich in wenig Jahren. Weil man dieses nicht zu einem Hauptwerke machte; so blieben noch Stunden genug übrig, ihm in andern Künsten und Wissenschaften Unterweisung zu geben. Nach unsrer heutigen Einrichtung ist es eine bekannte Sache, daß die französische Sprache vielmals weit unentbehrlicher ist, als alle todte Sprachen der Morgenländer. Man nahm also einen Franzosen an, welcher ihn, durch Unterricht und fleissigen Umgang, zu der gehörigen Vollkommenheit brachte. Hatte ihm sein Hofmeister schon in den ersten Jahren, blos durch Gespräche, wo nicht eine Kenntnis von der Historie, dennoch eine Lust dazu beygebracht; so war es nachher um so viel leichter, auch darinnen weiter zu gehen. Die älteren Geschichte wurden nicht vergessen; die neuern aber, und besonders die Geschichte seines Vaterlandes, blieben allemal der Hauptzweck. Die grössern Schriften der lateinischen Redner und Poeten wur-

den zugleich sorgfältig durchgegangen, nicht sowol die Redensarten daraus zu erlernen, als vielmehr ihren ganzen Bau, und die Bündigkeit des Vortrags einzusehen. Hierdurch lernte unser Richard die Zärtlichkeit einer Ode, die Stärke eines Heldengedichts, und diejenigen Ursachen kennen, welche den Cicero zu einem Redner gemacht haben. Was konnte ihm auf eine solche Art wohl leichter fallen, als auch in seiner Muttersprache die Geschicklichkeit zu erlangen, die einem Gelehrten sowohl anständig ist? Man brachte ihm einen Begriff von der Weltweisheit bey; so weit er nämlich bey seinem damaligen Alter vermögend war; und man brauchte zugleich die Vorsicht, die Kräfte seines Verstandes und Nachdenkens durch die mathematischen Wissenschaften zu schärfen und in Ordnung zu bringen. Zu seiner Gemüthsergötzung ward ihm ein Tanzmeister und ein Zeichenmeister nebst andern Künstlern gehalten, und Richard ist dennoch ein Gelehrter, ob er gleich wider die bisherige Gewohnheit gelernt hat, wie man leserlich und zierlich schreiben müsse. Wenn ich davon noch nichts gesagt habe, wie sorgfältig man ihn von Zeit zu Zeit in seinem

Chri-

Christenthume unterwiesen; so darf man darum nicht denken, als ob dieses verabsäumt worden wäre. Du kennst seinen vernünftigen Vater, das ist schon genug. Auf solche Weise ward der Grund zu derjenigen Gelehrsamkeit gelegt, welche Richard nunmehr besizt. Nur dieses muß ich noch errinnern, daß man ihn erst im neunzehnten Jahre auf die hohe Schule that, ungeachtet er die Kräfte vielleicht eher gehabt hätte, den Degen zu tragen.

Das Beyspiel dieses gelehrten Mannes überhebt mich aller Mühe, einige Regeln von der Unterweisung unsrer Jugend in den ersten Jahren zu geben. Vielleicht zweifelst du aber, ob diese Art, die Jugend zu unterweisen, auch allgemein, und bey andern ebenfalls mit Nutzen anzuwenden sey? Ich getraue mir, solches zu behaupten.

Ist es wohl schwerer, die lateinische Sprache zu erlernen, als die französische, oder die teutsche? Das kannst du nicht sagen. Wie alt bist du gewesen, als du teutsch reden konntest, und entsinnst du dich wohl, daß du schon im achten Jahre mit deiner

Französin zu plaudern vermögend warst? Der Umgang, eine fleissige Uebung, und der Mangel einer verwirrten Methode und ekkelhafter Regeln brachten dich so zeitlich zu dieser Geschicklichkeit. Eben das verlange ich bey der lateinischen Sprache. Wo findet man aber diejenigen, welche geschickt sind, die Jugend auf solche Art zu unterweisen? Wie viele giebt es nicht, die zwar wissen, wie sie auf dem Catheder, aber nicht, wie sie in der Kirche lateinisch reden sollen. Wir beide haben studirt: wir lassen uns beide Gelehrte nennen, und dennoch sollte es uns schwer fallen, die gemeinsten Handlungen der Menschen auszudrücken. Ich gebe dieses zu, mein werther Herrmann, ich glaube aber, daß dein Einwurf die Wahrheit meiner Meynung nicht widerlegt, sondern nur noch mehr bekräftigt. Wären wir, wären andere in ihrer Jugend besser angeführt worden; so würde es uns und andern an der Geschicklichkeit nicht fehlen, welche man allerdings bey wenigen antrifft. Unterdessen will ich dir doch verschiedne aufweisen, welche diese Geschicklichkeit wirklich besitzen, noch mehrere aber, welche gar wohl

fähig

fähig wären, solche zu erlangen, wenn man nur ihre Bemühung durch billige Vergeltungen aufmunterte. Die Schuld fällt allemal auf die Aeltern zurück, welche die Art ihre Kinder zu unterweisen, entweder selbst nicht verstehen, oder aus Geiz die nöthigen Kosten scheuen. Du kennst ienen Vater, welcher mehr auf seine Pferde wendet, als auf seinen Sohn. Er scheuet keine Kosten, seinen Bubel recht abrichten zu lassen; wenn er aber dem Lehrmeister seines Sohnes ein Quartal bezahlen soll, so geschieht es niemals ohne innerlichen Widerwillen. Bedächten wir nur, daß das Glück unsrer Kinder, daß unsre eigne Ehre auf eine vernünftige Unterweisung derselben ankäme; so würden wir hierinnen eher verschwenderisch, als karg seyn, und ich weiß gewiß, es würden sich viele finden, welche vermögend wären, alles dasienige zu leisten, was ich von einem Lehrmeister gefordert habe. Bedächten wir aber auch, daß sich von unsern Kindern nur dieienigen den Studien widmen sollten, denen die Natur die Fähigkeiten

dazu verliehen hat; so würden wir sehen, daß es sehr leicht sey, die Jugend nach derjenigen Art zu unterweisen, welche mir die vernünftigste zu seyn geschienen hat.

Rabener.

VI. Lie-

VI.

Lieder.

An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen!
Höre mich.
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrössern, dir gefallen:
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester, süsser Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! Was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude!
Die Vernunft.
Flieh, auf ewig, die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Häuchlerzunft.

v. Hagedorn.

Der Morgen.

Uns lockt die Morgenröthe
In Busch und Wald,
Wo schon der Hirten Flöte
Ins Land erschallt.
Die Lerche steigt und schwirret,
Von Lust erregt,
Die Taube lacht und girret,
Die Wachtel schlägt.

Die Hügel und die Weide
Stehn aufgehellt;

Und

Und Fruchtbarkeit und Freude
Beblümt das Feld.
Der Schmelz der grünen Flächen
Glänzt voller Pracht:
Und von den klaren Bächen
Entweicht die Nacht.

Der Hügel weisse Bürde,
Der Schafe Zucht,
Drängt sich aus Stall und Hürde
Mit froher Flucht.
Seht, wie der Mann der Heerde
Den Morgen fühlt,
Und auf der frischen Erde
Den Buhler spielt.

Der Jäger macht schon rege
Und hezt das Reh
Durch blutbetriefte Wege,
Durch Busch und Klee.
Sein Hifthorn giebt das Zeichen,
Man eilt herbey!
Gleich schallt aus allen Sträuchen
Das Jagdgeschrey.

Doch Phyllis Herz erbebet.
Bey dieser Lust;

Nur Zärtlichkeit belebet
Die sanfte Brust.
Laß uns die Thäler suchen,
Geliebtes Kind,
Wo wir von Berg und Buchen
Umschlossen sind!

Erkenne dich im Bilde
Von iener Flur!
Sey stets, wie dieß Gefilde,
Schön durch Natur;
Erwünschter als der Morgen,
Hold wie sein Stral;
So frey von Stolz und Sorgen
Wie dieses Thal!

An die Laute.

Du singst, o Nachtigall! allein
Bey schauervoller Nacht:
Dein Lied ertönt im dunkeln Hain,
Wo nur die Schwermuth wacht.

Dein Lied erfrischt des Wandrers Herz,
Der tief im Wald verirrt,
Von mancher Furcht, von manchem Schmerz,
Bestürmt und trostlos wird.

Er hört den kläglich süssen Ton,
Mit ehrfurchtvoller Lust;
Die Hoffnung, die schon fast entflohn,
Erwacht in seiner Brust.

Nun geht er durch die dunkle Bahn
Mit sichern Schritten hin:
Sein Schutzgeist gehet still voran;
Der Nächte Schrekken fliehn.

Wenn auf des Lebens dunkeln Pfad
Die Sele trostlos irrt,
Und ohne Schutz und ohne Rath
Der Schwermuth Beute wird.

O sanfte Laute! töne du,
Bey stiller Mitternacht,
Mir Hoffnung, Trost und Ruhe zu,
Die Hirten glücklich macht!

Entfernt von prächtger Thoren Hohn,
Lehrst du mich ruhig seyn.
Mein Leben sey, so wie dein Ton,
Still, anmuthsvoll und rein.

Der prächtige Trompeten Klang
Ist schön, doch fürchterlich:

Ganz leise tönet dein Gesang,
Und reizend nur für mich.

So sey mein Leben still beglückt,
Sanft, aber unbekannt,
Mit stillen Tugenden geschmückt,
Im sichern Mittelstand.

Ein schimmernd Glück begehr ich nie:
O wär die Weisheit mein!
Erhabne Vorsicht, gieb mir sie,
So werd ich glücklich seyn!

Der Lorbeer bleibt beständig grün,
Den uns die Muse reicht,
Wenn auch die Zeiten schnell entfliehn,
Der Tugend Scherz entweicht.

Mein Alter sey nicht Freuden leer,
Nicht ohne Scherz und Lied!
Der Tod ist nur dem Thoren schwer,
Dem sterbend alles flieht.

v. Cronegk.

An

An die Schönen.

(Nach der zweyten Ode des Anakreons.)

Wer sahe die Natur erschaffen?
Wer durfte weigern, was sie gab?
Wer trotzte Waffen oder Weisheit,
Ihr oder ihrem Schöpfer ab?

Sie gab dem Stiere seine Hörner,
Dem wilden Eber seinen Zahn,
Dem Löwen seinen weiten Rachen,
Und seinen krummen Sporn dem Hahn.

Verstand und Witz gab sie dem Manne,
Damit erfand er Lanz und Schild;
Was nahm das Weib aus ihren Händen?
Das Weib, des Mannes Ebenbild?

Die Schönheit nahm es. Eine Schöne,
Führt ihren Krieg mit dem Gesicht!
Ihr widerstehen Schild und Lanze
Verstand und Stahl und Feuer nicht!

Gleim.

Lob des Gastfreundes.

(Griechisch.)

O Tugend, schwer zu erringen
Dem sterblichen Geschlecht,
Des Lebens schönste Belohnung,
Jungfrau du!

Um deine Schöne giengen
Die Griechen freudig in Tod,
Bestanden harte Gefahren
Mit eiserm Muth.

Du giebst dem Herzen
Unsterbliche Frucht,
Die süsser, als Gold und Aeltern ist,
Und als der zarte Schlaf.

Um deinetwillen hat Herkules
Und Leda's Söhne so viel ertragen,
Zeigten in Thaten
Deine Macht.

Aus Lieb' um dich gieng Held Achill
Und Aeas ins Todtenreich,
Um deine süsse Gestalt hat sich Atarne's Gastfreund
Den Glanz der Sonne geraubet.

Unsterblich singet ihn, ihn den Thatenreichen,
O Musen, Töchter des Ruhms,
So oft ihr preiset den Gott verbündeter Treu
Und fester Freundschaft Lohn!

Herder.

Frühlingsgesang des Alters.

Ich will den Frühling noch geniessen,
Der wieder auf der Erde blüht,
Denn bald wird sich nunmehr dieß Auge ganz verschliessen,
Das iezt schon Dunkel überzieht.

Ihr Blumen, theilt mir Abgelebten
Noch einmal euren Balsam mit,
Mich drükken Jahre, die bey mir vorüber schwebten,
Wie schwach und wankend ist mein Tritt.

Ich zittre fast, wie eure Stengel;
Wenn sie der iunge West berührt.
Ich fiele, würd' ich nicht von meinem guten Engel
Unsichtbar bey der Hand geführt.

Singt noch einmal vor meinem Ohre,
Ihr Lerchen und du Nachtigall!
Singt und erinnert mich in eurem süssen Chore
An meiner Jugend Freudenschall.

Doch

Doch, wenn ihr mir daran gedenket,
Dann fällt mir manche Thorheit ein,
Die meine Schritte von der Tugend abgelenket,
Und manchen Fehl muß ich bereun.

Ich müßte trauern, wenn die Liebe
Des Gottes, der uns fehlen sieht,
Nicht meine Missethat dem Nebel gleich vertriebe,
Der vor dem Sonnenblick entflieht.

Ich will mich freuen, will ihn loben,
Ihn, der mir so viel Gutes gönnt,
Und mir das Beste noch im Himmel aufgehoben,
In Welten, die kein Weiser kennt.

Dorthin wird dieser Geist entfliehen,
Der in mir denket, hofft, und schwebt,
Und dort erkennt er dich, durch den die Blumen
blühen,
Durch den der Fisch im Wasser lebt.

Dich Gott, der über alle Sünder
Das Urtheil ausgesprochen: sterbt!
Und künftig sprechen wird: kommt wieder, Menschenkinder!
Seyd nicht mehr elend, nicht verderbt.

Nicht mehr voll Schwachheit und voll Mängel,
Nein, seyd vollkommen und genießt
Die Freude meines Reichs, und singt sie mit dem
Engel,
Der euch als seine Brüder grüßt.

Karschin.

Der May.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und lokken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche,
Nun klappern die reisenden Störche,
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist itzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse,
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Wie gleichet doch Zephyr den Floren!
Sie haben sich weislich erkohren,
Sie wählen den Wechsel zur Pflicht.

Er

Er flattert um Sprossen und Garben;
Sie liebet unzählige Farben;
Und Eifersucht trennet sie nicht.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Wie buhlerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die tugendlich scherzende Liebe,
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schallmeyen,
Ihr stampfenden Tänzer! hervor.
Ihr springet auf grünender Wiese,
Der Bauerknecht hebet die Liese,
In hurtiger Wendung empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freiheit den Hut.

O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth?

v. Hagedorn.

Die Rose.

Wie stolz von ihrem Thron
Die Purpurrose winkt!
Wie schön auf ihr in tausend Demanttropfen
Aurorens Morgenzähre blinkt!
Wie froh sie den Erquikkungsstral
Der iungen Sonne trinkt!

In Engelschöne steht sie da,
Die Blumenkönigin,
Das Lied der frommen Hirten,
Der Neid der Schäferin.

Aber diese Sonne, die sie erquickt,
Die sie mit iedem Reiz des Lenzens geschmückt,
Hat nun des Mittags Höh erreicht;
Und gießt voll Wuth
Ihre versengende Gluth
Auf die arme Rose nieder,
Ihre Blätter welken wieder,
Sie sinkt und erbleicht.

Wie vom Morgenstral erquickt
Du, o Rose, gelacht;
So freudig, so beglückt
Hat Lieb' einst meine Jugend gemacht.
Aber, wie der falschen
Sonnengluth dich verzehrt,
So hat auch falsche Liebe
Die Blüthe meiner Jugend zerstört;

Vor der Grausamen, vor ihr
Welkten die Mayrosen;
Welkten die Freuden allein —
Nur die Blüthelosen
Dornenstängel ließ sie mir.

F. Schmit.

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn' in düstre Falten ziehn?
Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dieß Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün.
Noch scheint der Liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.
Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket, in der Abendlaube
Der Kuß auf treuer Freunde Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu,
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrissne Selen Ruh.
O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Hölty.

Zufriedenheit.

Entflieht ihr schwarzen Sorgen,
Kommt nicht in meine Brust!
Noch schenkt mir ieder Morgen
Zufriedenheit und Lust.
Noch lacht mein Lenz, noch glühet

Mein jugendliches Blut,
Flieht, schwarze Sorgen fliehet,
Und laßt mir frohen Muth!

Der räuberische Kummer,
Er raubt uns Wonn' und Scherz,
Kömmt, raubt uns allen Schlummer,
Und hinterläßt uns Schmerz.
Ich seh's an vielen Thoren,
Wie blaß ist ihr Gesicht!
Der Zweck, den ich erkohren,
Die Freude kennt sie nicht.

Kein Wunsch soll mich bethören,
Der mich zum Sklaven macht;
Zum Sklaven stolzer Ehren,
Zum Sklaven stolzer Pracht.
Statt herrlicher Palläste,
Ergötzt mich Freundschaft nur,
Das Lispeln junger Weste
Auf rasenvoller Flur.

Mich reizt, statt grosser Güter,
Ein munterer Gesang:
Und Eintracht der Gemüther,
Gesellschaft sonder Zwang.
So fließt entfernt vom Neide

Mein Leben still dahin:
Sagt, Kenner wahrer Freude,
Ob ich nicht glücklich bin?

Die guten Beyspiele.

Wie glücklich lebt der muntre Schwarm
Der Vögel in den Büschen!
Nie wird sich Scheelsucht oder Harm
In ihr Vergnügen mischen.

Die Lerche schwingt sich lebenslang
Weit über Erd' und Grillen,
Mit Dankbarkeit und Lustgesang
Die Himmel zu erfüllen.

Ihr schielet nie die Aelster nach;
Sie gönnt ihr ihre Flügel,
Und hüpfet lustig um den Bach,
Und lustig auf den Hügel.

Des Pfauen Kleider lassen schön
Vor unsern Stoffen allen:
Allein die Krähe kann sie sehn,
Von Ohnmacht unbefallen.

Wann denkt der wilde Spatz daran,
Daß ihn Verachtung drükket?

Er liebt und singt, so viel er kann,
Und schmauset, was ihm glükket.

Ihr lieben Thierchen, lebet wohl!
Habt Dank für gute Lehren!
Kein Neid, kein Mißvergnügen soll
Mein eignes Glück mir stören.

Fuchs.

Lied eines Mohren.

Drachna, komm, mein Wunsch mein Lied!
Drachna, komm! der Tag entflieht.
Wo ist sie, sie, mein Wunsch, mein Lied?
Wie kömmts, daß sie verzieht?
Schwarz ist mein Mädchen wie die Traube,
Die durch die Blätter dieser Laube,
Mit süssem Most beladen, glänzt.
Süß ist ihr Mund, wie der Geruch der Blume,
Die meine Stirn umkränzt.
Du Quell, der sich durch Goldsand schlängelt,
Rausch mirs herüber, wo sie ist.
Du rauschend Laub in Cederwäldern,
Sag mir es, wo mein Mädchen ist.
Ich harre fühllos, daß der Sand
Die Fersen mir verzehrt, und meine Seufzer wekken

Die

Die Tieger dieſes Häges, die, durch den Durſt
entbrennt,
Weh mir! mein Blut von ferne lekken.
O Sonne! wenn auch ihr der Tod
Aus Höhlen oder Wäldern droht!
Wenn eine Schlange ſie umflicht
Ein Krokodil ſie haſcht, ein Skorpion ſie ſticht!
Eh treff ein Donner euch! Scheuſale! wagt es nicht
Mein Herz, mein Herz fleucht ihr entgegen:
Ich will an Ihre Bruſt mich legen,
Das kleinſte Röchle ſpähn, und horchen, wie ſie
ſchlägt,
Und forſchen, wo der Tod ſich regt.
Wie Ambreduft will ich dich, Tod!
Mit iedem Odemzug aus ihren Adern trinken,
Auf ihren matten Buſen ſinken,
Und mit ihm ſterben .. ſüſſer Tod!

v. Gerſtenberg.

Roſette an die Bienen.

Tragt nur in die Zellen ein,
Kleine Honigſammlerinnen,
Sucht bey warmen Sonnenſchein
Neue Schätze zu gewinnen.

Müssiggänger hasset ihr,
Fleiß und Arbeit sind euch Freude:
Nehmet euch das beste hier
Auf der blumenvollen Weide.

Wann der flokkenreiche Nord
Ueber die Gebürge streichet,
Und der Flora Kinder fort
Von den öden Auen scheuchet,
Dann sitzt ihr in Sicherheit,
Voll sind eure Vorrathskammern,
Und euch zwingt die Dürftigkeit
Nicht, vor Andrer Thür zu iammern.

Doch ihr sorgt nicht nur für euch,
Ihr von himmlischem Gemüthe
Seyd auch für uns Menschen reich,
Dankbegierig und voll Güte.
Ihr verzinst das kleine Haus
Reichlich dem, der es erbauet;
Und der leiht mit Wucher aus,
Wer euch in der Theurung trauet.

Euer ämsiges Geschlecht
Müsse iährlich sich vermehren,
Und das weise Bürgerrecht
Keine Räuberbien' entehren.
Neue Blümchen pflanz' ich hier;

Jedes will ich sorgsam schonen:
Und ihr werdet mir dafür
Bald mit süsser Speise lohnen.

Weisse.

Der Herbst.

Der Sommer flieht. Wie schmucklos, freudenleer,
Sind nun die Gärten, Wiesen, Felder!
Der Hain wie rauh, wie schauervoll ist er,
Wie fällt das Laub der dunklen Wälder!

Nicht mehr seh ich die Ros' im Silberbach
Den kaum enthüllten Purpur spiegeln:
Kein Luftgesang kein klagendliebend Ach
Schallt von dem fernen Kranz von Hügeln.

Wie öde liegt das süsse Veilchenthal!
Es welkt, streut nicht mehr sanfte Düfte
Umher: Entblättrung herrschet überall,
Das Blümchen stirbt vom Hauche kalter Lüfte.

Es tönet nicht der süsse Haingesang,
Der Nachtigallen Zauberlieder;
Kein Echo ruft der Silbersaitenklang
In einsamen Gebüschen wieder.

Ich seh nicht mehr im hellen Mondenstral
Von Thau benetzte Blühten blinken:
Nicht mehr vom kühlen Wasserfall
Die matte Wollenheerde trinken.

Gesunknes Laub rauscht unter meinem Fuß.
Die Heerde irrt auf welkem Grase:
Wild fließt vom Hauch des Nordwinds iener Fluß,
Kein Bienchen irret mehr im Grase.

Es kommt die Ruh des Winters schon daher;
Bald steht der Fruchtbaum ohne Leben,
Der uns durch Schatten oft beglükket,
Der uns mild seine Frucht gegeben.

So stirbt auch der, der sich des Wohlthuns freut,
Der lebend süsse Frucht getragen:
Und Schatten auf Nothleidende gestreut
Und sich erbarmt der Waisen Klagen.

Jagdlied.

Auf, auf in den Wald!
Das Jagdhorn erschallt.
Der Weidmann, nie müde,
Hasst Schlummer und Friede;

Er

Er iauchzet, wenn schallt:
Auf, auf in den Wald!

Ihr Jäger, herbey!
Die Förste sind frey!
Und Haiden und Wälder,
Und Reiche und Felder,
Belebt und erfüllt
Geflügel und Wild.

Für Menschen schufs da
Der Gütige ia,
Laßt ieglichen Rükken
Ein Feuerrohr drükken!
Auf fröhlicher Bahn
Stimmt Jagdgesang an!

Der Morgen wird grau;
Wie Sternchen, blinkt Thau.
Schon ziehet mit Stolze;
Der Faisthirsch zum Holze;
Schon trillert das Chor
Der Lerchen empor.

Wie röthet dort Gold
Die Wipfel so hold
Des Tannenhains Lächeln,
Den Zephyre fächeln,

Entbietet uns heut
Willkommen zum Streit.

Auf, auf in den Wald!
Ha! fürchtet nun bald
In Thälern, auf Hügeln,
Mit Läuften und Flügeln,
Des Donners Gewalt.
Auf, auf in den Wald!

Krauseneck.

An die Veilchen.

Geliebte Kinderchen! die hier zu meinen Füssen
Aus feuchtem schwarzen Grund, von Thau erzeugt, entspriessen;
Ihr Veilchen, groß von Geist, wiewol von Körper klein,
An Glanz und Farben reich, doch sittsam und gemein,
Ihr sollt mir heut ein Bild belohnter Tugend seyn;
Ihr wohnt in einsamen und schattenreichen Gründen,
Sucht weniger, die Welt, als euch die Welt zu finden;
Ihr schmückt, wie Tulpen, nie ein prächtig Freudenfest,

Und

Und selten küßt euch nur ein schmeichlerischer West.
Bisweilen läßt sich zwar mit gaukelndem Gefieder
Der bunte Schmetterling verbuhlet bey euch nieder,
Doch winkt die Rose nur, so eilet er von euch,
Sagt ewig lebe wohl, und flattert ins Gesträuch.
Kein Mensch, um euch zu sehn, irrt zwischen die-
ser Buchen,
Wohl tausend loben euch, nicht einer mag euch
suchen.
Ihr habt ein gleiches Glück mit Tugend und Natur.
Die rühmt der Philosoph, die malt der Maler nur.
Doch dieser, so wie der, verlieren ihre Spur,
Wenn sie von beider Bahn sorgfältig ausgeschritten.
Der in der Schilderey, und der in seinen Sitten.
Seyd drum nicht mißvergnügt, weil euch der Nord-
wind drückt,
Und euer zartes Haupt so tief zu Boden drückt.
Müßt ihr gleich unterm Schnee in kalten Thälern
wohnen,
Der Himmel findet euch, und weiß euch zu belohnen.
Es steigt nach eurem Tod ein honigsüsser Duft
Aus eurem Staub hervor, und füllt die weite Luft.
Hierinnen hat euch Gott Unsterblichkeit gegeben,
Nicht ohne Nachruhm noch, wenn ihr verwelkt zu
leben.
Und weil iedwedes Ding, nach seinen festen Schluß,

Am

Am Ende seines Ziels, dem Schicksal folgen muß,
So soll euch doch im Tod ein Glanz von Ehre krönen,
Und nichts Unwürdiges im Sterben noch verhöhnen;
Euch soll vergönnet seyn, was ieder Dichter preist,
Wornach der Weise strebt, wornach der Thor sich reißt,
Was ich, und ieder Held mit Blut sucht zu erwerben —
Auf Phyllis Lilienbrust nicht unbeneid't zu sterben.

Göz.

Der frohe Bauer.

So glücklich, so vergnügt als ich,
Sind wahrlich nicht auf Erden
Die Reichen: ach! ich grämte mich,
Sollt' ich ein Reicher werden.

Gold schätzen reiche Thoren nur,
Wer wird sie drum beneiden?
Ich schätze meine schöne Flur:
Die, die gewährt mir Freuden.

So oft ich früh von iener Höh
Befreyt von allen Sorgen,

Des Himmels Segen überseh
An einem schönen Morgen.

Im Hain bey milden Sonnenblick
Die Vögel höre singen:
Und unten nun im Thal erblick,
Wie meine Schäfchen springen.

Wie in der ersten Morgenstund
Im Dörfchen alles lebet,
Und fröhlich munter und gesund
Zur Arbeit sich erhebet.

So oft ruf ich: Mein Gott, wie gut,
Sind alle deine Werke!
Dem Reichen giebst du Geld und Gut:
Mir giebst du Kraft und Stärke.

Und dann wird mirs so hell im Sinn,
So hell — ich kann's nicht sagen;
Ich eile fort, zur Arbeit hin
Und wollte Berge tragen.

Noch nie hat mir ein schwüler Tag
Kraft oder Muth benommen.
Er sey so heiß er immer mag,
Muß doch der Abend kommen.

Und kömmt er dann, o welche Lust,
Wenn Frau und Kinder springen:
Voll Freuden sich um meine Brust,
Und meine Knie schlingen!

Wenn Lieb und Unschuld im Gesicht
Sich alle zu mir setzen;
Und an dem süssen Milchgericht
Recht königlich ergötzen.

Und wenn wir dann herzinniglich
Gott unser Danklied bringen;
Und mir so ist, als wenn um mich
Die lieben Engel singen.

Dann fühl ichs ganz und sag's oft laut:
Daß glücklicher und weiser
Der ist, der seinen Akker baut
Als König oder Kaiser.

Miller.

Der Genuß des Lebens.

(Nach des vierten Buchs siebenter Ode.)

Der Schnee zerschmilzt! Das Gras sprießt auf den Fluren wieder,
Den Bäumen keimt ihr neues Haar!

Der

Der aufgeschwollne Fluß steigt in sein Bette nieder,
Es blüht das aufgelebte Jahr!

Die nackte Grazie führt holder Nymphen Chöre
Vereint mit beiden Schwestern auf. —
Hoff' nichts Unsterbliches! das Jahr giebt dir die
Lehre,
Und dieser Stunde schneller Lauf.

Vom West zerschmilzt der Frost: der Som-
mer folgt dem Lenzen,
Und ach! wie bald verflieht auch er!
Kaum, daß im reifen Herbst die goldne Früchte
glänzen,
So schleicht der träge Winter her:

Doch den Verlust ersetzt der Sonnen Umlauf
wieder. —
Wir aber, wir der Jahre Raub,
Ach! sinken wir einmal zum finstern Grabe nieder,
O Freund! dann sind wir Asch' und Staub.

Wer weiß, schenkt zu dem Tag, der dir izt
froh verfliesset,
Das Schicksal noch den nächsten dir!
Doch was aus deiner Hand ein Freund mit Dank
geniesset,
Entgeht des Erben Raubbegier!

Ja, glaub' es mir, o Freund, bist du einmal
verblichen,
Nie wirst du wieder hergestellt!
Wärst du ein Heiliger! beredter, als die Griechen,
Und Herr von mehr als einer Welt.

Die Unschuld Hyppolits hat ihn nicht frey
gesprochen
Von allgemeinem Todes Schluß,
Und Lethens Fesseln hat kein Theseus noch zer-
brochen,
Fest blieb er, sein Pirithous.

Weisse.

An den Schlaf.

Holdester von allen Göttern,
Blikke mich doch wieder an!
Soll ich dich allein entbehren?
Hab' ich was nicht recht gethan?
Büß' ich irgend einen Frevel,
Neid, Gewinnsucht, stolzen Wahn?

Nichts ist auf der stillen Weide,
Nichts ist in den Lüften wach,
Blumen schliessen sich, und ahmen
Dem entschlafnen Menschen nach,

Auch

Auch das wilde Meer entschlummert,
Und der kleine Schmerlenbach.

Aber ich sah schon vergebens
Siebenmal das Sonnenlicht,
Hespers silberhelle Fakkel,
Und Aurorens Angesicht,
Und mein thränennasses Auge
Schliesset noch kein Schlummer nicht.

Holder Gott, zu dem ich flehe!
Wenn dich irgendwo vielleicht,
In dem Taumel seiner Freuden,
Ein erhitzter Jüngling fleucht,
Oder von dem Rosenlager
Wollusttrunken dich verscheucht:

O, dann eil' auf leichten Schwingen
Meinem niedern Dache zu!
Ich begehre nicht des Reichen,
Deines Lieblings, satte Ruh;
Schleuß mit deines Stabes Spitze,
Nur mein müdes Auge zu!

Blum.

Morgengesang.

Die braune Nacht entfliehet;
Aus Purpurwolken fleußt,
So weit Aurora glühet,
Im Thau der Kräuter Geist;
Der Tag im Stralenkleide,
Füllt wieder Erd' und Meer mit Freude.

Welch fröliches Gedränge
Wühlt um den grünen Strand!
Der Heerden rege Menge
Bedeckt das weite Land;
Vom Klange süsser Lieder,
Schallt Grund und Wald und Hügel wieder.

Dem Vater aller Wesen
Ist heilig ieder Schall,
Der diese Welt erlesen
Aus aller Welten Zahl,
Und der durch tausend Alter
Ihr Vater war und ihr Erhalter.

Mein Vater, mein Erhalter!
Ich schweige nicht von dir.
Noch brennt im ersten Alter
Die Dichtergluth in mir;

Sollt'

Sollt' ich dich nicht erheben:
So war sie mir zum Fluch gegeben.

Wer war's, der in den Schatten
Der ungetreuen Nacht,
Die mich belagert hatten,
Für meine Ruh gewacht?
Wer weckte zum Geschäfte
Des neuen Tages neue Kräfte?

Wer trieb aus meiner Sele
Der Bosheit alte Nacht?
Wer hat der bangen Sele
Den Tag zurückgebracht,
Und wider Lieblingsmängel
Mich angethan mit Kraft der Engel!

Mein Vater, mein Erhalter!
Ich schweige nicht von dir,
Und raubet einst das Alter
Die Kraft der Rede mir:
So soll in reichen Bächen
Dein Lob von meinen Wangen sprechen.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weisse Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle,
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer,
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön.
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;

Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder, fromm und fröhlich seyn.

Klaudius.

Die Landschaft.

Geliebtes Feld, dein aufgeklärter Himmel,
Der sanft und rein um stille Fluren fließt,
Empfange mich vom Lärm und vom Getümmel
Der weiten Stadt, wo Unmuth mich umschließt.

Wie fröhlich steigt aus silberfarbnen Wellen
Das Morgenroth zum feuchten Horizont!
Der graue Wald, den Luft und Tag erhellen,
Zeigt in der Höh die Wipfel schon umsonnt.

Die Lerche fliegt in musikalschen Schaaren
Mit süsser Stimm auf sichren Haiden fort;
Und fürchtet nicht des falschen Garns Gefahren,
Und fürchtet nicht des Feuerrohres Mord.

Voll Anmuth lockt das blühende Gestade
Der Oker, der hier sanfter wird;
Am Ufer tanzt die lachende Naiade,
Der Tanz und West ihr fliegend Haar verwirrt.

Der wilde Busch, von Blüthen überschneiet,
Besieht sich in der klaren Fluth;
Sie fließt dahin, von keinem Sturm entweihet,
So rein und still, wie Silber in der Gluth.

Es hängt indeß an Klippen voller Weide
Der bärtge Bock, der die Gesträuche nagt;
Da unbesorgt der Hirte Lieb und Freude
Auf heiserm Rohr den öden Felsen sagt.

O Einsamkeit, dürft ich mich dir ergeben!
Hier herrschest du im sichern Hain!
Warum muß ich im Lärm der Städte leben?
Hier könnt ich froh, wie dieser Hirte, seyn!

Zachariä.

Erinnerung der Kinderjahre.

Da modert meine Freude,
Nun ewig mir verwehrt,
Bey meinem Flügelkleide,
Bey meinem Stekkenpferd!

Denn,

Denn, ach! mit euch — vergebens
Als Mann zurückgeweint —
Floh iedes Glück des Lebens
Mich Armen — mich ein Freund!

Uns Brust an Brust umfangen,
Wie frey sprach Brust zu Brust!
Sein Wunsch war mein Verlangen,
Mein Wollen seine Lust!
Selbst unsre Wonne fühlten
Die Fluren um uns her;
Und Abendsonnen kühlten,
Sich zögernder im Meer!

Wie oft sahst du im Lenze
Uns, treuer Hügel, zu!
Da banden wir uns Kränze
Die Blumen gabst uns du!
Dann flochten wir die Kränze
In unser lokkig Haar;
So flohn uns iede Lenze,
So floh uns iedes Jahr.

Wer kannt euch da, ihr Sorgen?
Wer, Kummer, deine Macht?
Froh waren unsre Morgen,
Und sanft war unsre Nacht!

Der Zwang, ein Spiel zu meiden,
Und ein verschlagner Ball,
War alles unser Leiden,
War aller Unglücksfall!

Jezt rollen unsre Stunden
Durch stetes Ungemach.
Der Dank: sie sind verschwunden!
Die Frage: was kömmt nach?
Ist ieder Sonne Plage,
Seitdem wir älter sind.
Kommt wieder, goldne Tage!
O wär ich noch ein Kind!

Michälis.

Lob der Unschuld.

Du, der Unschuld süsse Ruh,
O! wie lieblich schmeichelst du
Unsern Selen?
Eitle Wollust fleucht vor dir,
Und doch lässest du es mir
Nicht an Freuden fehlen.

Du streust Rosen und Schäsmin
Auf die sichern Pfade hin,
Die ich gehe.

Ich bin ganz Zufriedenheit,
Wenn ich dich voll Heiterkeit
Auf mich lächeln sehe.

Ohne Kummer, ohne Reu,
Führst du sie vor mir vorbey,
Meine Tage.
Meine Müh machst du mir leicht,
Und in meine Spiele schleicht
Sich nicht späte Klage.

Laß mein Herz sich deiner freun;
Dich noch, werd' ich älter seyn,
Freundinn nennen!
In dem Unglück tröste mich,
Und nie laß' mich ohne dich
Eine Freude kennen!

Weisse.

An meine Mutter.

O du, in deren holden Armen
Der erste Morgen mir gelacht,
O, die du mit dem Leben alle warmen
Gefühle mir ins Blut gebracht.

An deinem mütterlichen Busen
Trank ich die frühe Weisheit ein,

Der

Der Tugend hold, der immer frohen Musen,
Und edler Selen Freund zu seyn.

Oft, daß dein Auge noch der Morgen
In Thränen, unbesucht vom Schlaf,
Und für mein Wohl dich unter tausend Sorgen
Auf deinem Lager seufzend traf;

Oft, daß die Sonne, dir entzogen,
In trüben Wolken untergieng,
Von Lieb' und Furcht dein Auge dann bewogen,
An iedem meiner Pfade hieng,

Und deine Sele betend lallte:
"Laß, Himmel! wo im öden Hain
Mein Liebling irrt, wo er am Ufer wallte,
Laß deine Schaaren um ihn seyn!"

Ja! rinne nur, dankbare Zähre,
Hin auf mein frommes Saitenspiel,
Und redet laut, ihr meiner Harfen Chöre,
Mein ganzes inniges Gefühl!

Sagt, daß ich vor Verlangen glühe
Solch einer Mutter werth zu seyn,
Für ihre Gunst, für ihrer Sorgen Mühe,
Mein bestes Leben ihr zu weihn!

Blum.

An

An eine junge Dichterin.

Das stolze Mädchen, — wie sie einher tritt,
Mit wallendem Busen, für hohe Empfindungen
Zu enge, die sich von der Erde
Hoch hinauf zu den Sphären
Gerükket fühlen.
Reinere Lüfte athmet sie unter den Sphären.
Ihr Angesicht glüht, wie die untergehende Sonne,
Ihr Auge, wie der Abendstern.

Horch! sie greift in ihr Saitenspiel —
Der Himmel senket sich
Niederwärts —
Aurora verzieht.
Schone begeistertes Mädchen! schone!
Du hast mir Flammen in die Ader gegossen!
Ich muß dir folgen, und kann nicht
Deinen Adlerflug erreichen, und kann nicht,
Wie du, mit unverwandten Augen
In das Sonnenlicht schauen.

Horch! Trauerton —
Ach, sie versinket in Bangigkeit.
Und du hörst sie nicht, Amynt?
Du Grausamer!

Fühlest nicht die Flammenseufzer
In deine Sele stürmen?
Hörst nicht das einsame Jammern der Verlaßnen
In den Säuseln der Mitternachtswinde?
Fühl'st nicht die heissen Thränen
Auf dein Eisenherz fallen?
Laß mich los trauriges Mädchen! Dein Gesang
Hat meine Sele ergriffen.
Ach, wie schmelzet mein Herz!
Ich würde zu dir zurükke kehren,
Und wenn du mich von Sternen riefest.
Amynt!
Und du willst dich nicht wieder
In ihre ausgestreckten Arme werfen?
Nicht wieder der Erde Seligkeit
An ihrem klopfenden Busen einathmen?
Räche dich, liebes Mädchen!
Komm und schlinge dich
Um meinen Hals.
Ich will dich, um Einen deiner Blikke,
Ach, um einen Einzigen deiner Blikke
Voll Sele und Himmel, will ich dich
In die Versammlung der Götter führen.
Zurück ihr Ungeweihte!—
Ich führe mein hohes Mädchen
In den Tempel der Musen.

Siehest

Siehest du, hohes Mädchen, die Hände
Mit iungen Rosenkränzen,
Die aus dem Purpurlicht ragen,
Für deine Schläfe geflochten?
Unsterbliche, siehe mich an.
Ich kann den Glanz deines Angesichts,
Unsterbliche! ich kann ihn nicht ertragen.
Fallet nieder,
Ihr Schaaren der Dichter!
Sie ist zu unsrer Priesterin
Geweihet. —

v. Thümmel.

Die alten und heutigen teutschen Sitten.

Wie wenig gleichen wir den Alten!
Was wir für ungesittet halten,
Hieß ihnen Männlichkeit:
Nur wenig ächte teutsche Bräuche
Sind unverährt im teutschen Reiche
Zu unsrer Zeit.

Zusammen kommen um zu zechen,
Bis alle Zungen stammelnd sprechen,
Hieß ihnen Fröhlichkeit.

Noch schwingt bey manchem Freudenmahle
Lyäus drohende Pokale
Zu unsrer Zeit.

Doch Recht und Menschheit nicht verletzen,
Auch bey ermangelnden Gesetzen,
Hieß ihnen Billigkeit.
Ich finde mehr gelehrt Geschwätze,
Sehr wenig Tugend, viel Gesetze
Zu unsrer Zeit.

Daß sich getreue Weiber funden,
Die auch dem Golde widerstunden,
Hieß keine Seltenheit.
Man sagt zur Schande karger Reichen,
Es geb auch etliche dergleichen
Zu unsrer Zeit.

Doch auch, wann Reiz und Jugend blühen,
Vom Kuß nichts wissen, ihm entfliehen,
Hieß ihnen Ehrbarkeit.
Dieß ist nur eine Schäfertugend
Und abgeschmackt an muntrer Jugend
Zu unsrer Zeit.

Daß stets der kühne Junker iagte,
Auch eh es auf den Bergen tagte,
Hieß ihnen Streitbarkeit.

Noch iagt und schmaust er um die Wette,
Indeß besorgt ein Freund sein Bette
Zu unsrer Zeit.

Doch Ansehn und erhabne Würden
Nur auf verdiente Schultern bürden,
Hieß ihnen Schuldigkeit.
Zu Aemtern kann ein ieder kommen,
Die Würdigen bloß ausgenommen,
Zu unsrer Zeit.

Die prophezeihenden Matronen
Für ihre Lügen noch belohnen,
Hieß ihnen sehr gescheit.
Sagt, kluge Frauen! Zeichendeuter!
Zigeuner! sagt, sind wir gescheiter
Zu unsrer Zeit?

Doch edler Vorzug grauer Alten!
Die Treue, Wort und Bund zu halten,
Hieß ihnen Redlichkeit.
Die schlummert auf bestäubten Boden,
Bey andern abgelebten Moden,
Zu unsrer Zeit.

Frühlingsempfindungen.

Das Land schmückt sich mit iungem Grün,
Dem alten Walde kehrt sein dunkles Haupthaar wieder,
Der Boden schwillet auf, die Winterfluthen fliehn,
Die Gründe sind voll Lärm, die Lüfte voller Lieder:
Nun brennt der Weste Volk von neuer Liebesgluth,
Umtaumelt ieden Strauch, und schwärmt auf allen Hügeln,
Und furchet unter sich, mit ausgespannten Flügeln,
Der Ströme Fluth.

Nun ist es Zeit, mit Myrtenlaub
Und Silberblüthen Schläf und Becher zu beschatten;
Nun spotte, dem Gewäsche trüber Weisheit taub,
Die rauhen Sorgen weg, die dich belagert hatten!
Nun ist es Zeit, die krumme Leyer in der Hand
Vom alten Bacchus voll, auf Sonnenrothen Höhen,
Und halb in Wolken staunend unter sich zu sehen,
Ein selig Land.

Nun ist es Zeit, dir nachzuspähn,
An kalten Quellen, und in ungebahnten Büschen,
O, Pimpleis! dein Dichter wird die Tänze sehn,
Die du beginnst, und kühn sich unter Götter mischen.

Was

Was seh ich? Oder täuscht mich fromme Trunkenheit?
Mit goldnem Schimmer stralt der Hügel Haupt
umgeben,
Der mürbe Boden schwankt, der Oder Ufer beben,
Und weit und breit

Ist alles Glanz und Harmonie,
In leuchtendem Gewölk steigt Phöbus göttlich nieder,
Begleitet von der Musen Chor; ich sehe sie
Gedrängt um ihn, und höre nie gesungne Lieder.
Nun rauschet mit Gesang die Schaar den Berg herab,
Und wandelt Hand in Hand, in undurchstralten
Schatten,
Und zieht den ersten Tanz, auf neu beblümten
Matten,
Um Kleistens Grab.

Blum.

Empfindungen an einem Frühlingsabend in K**n.

An diesem Ort, wo ich die Welt zuerst erblikket,
Lud heute mich der Frühling ein.
O wie ists hier so schön! Von Zephyrs Hauch er-
quikket,
Will ich hier ganz Empfindung seyn!

Mein Geist ist still, wie ihr, ihr Thäler und ihr
Auen,
Auf die der Thau gemach sich senkt;
Hier läßt er mich das Bild entflohner Jahre schauen,
Die er sich gegenwärtig denkt,
O wie beneid' ich mich um die beglückten Zeiten,
Die ich in Unschuld hier verbracht;
Eh noch, o Welt, ein Wunsch nach deinen Eitelkeiten,
In meiner iungen Brust erwacht.
Im Garten, den ich selbst mit süsser Müh gepfleget,
Den Duft der Blumen einzuziehn;
Und dann, mit einem Straus, von reiner Lust beweget,
Dem Arm der Aeltern zuzufliehn;
Und wenn der Abend kam, mit Schwestern und
mit Brüdern,
Auf bunten Wiesen mich zu freun;
Und aus dem nahen Wald, von Philomelens Liedern,
Begrüsset und entzückt zu seyn;
Dieß war mein Wunsch, mein Glück! Nach kei-
nen andern Freuden
Verlangte mein zufriednes Herz.
Nie störten seine Ruh der Sehnsucht rege Leiden,
Und nie der Reue bittrer Schmerz.
Ach daß ich nicht, wie ihr, um die noch Klagen
währen,
In Unschuld hier entschlummert bin!

Hier ruht ihr unter mir; und brüderliche Zähren
Wein ich auf eure Gräber hin.
Kaum saht ihr diese Welt, als ihr sie schon verliesset,
Mit ihrem Elend unbekannt.
Ach daß nicht in der Gruft, die euch vereint umschliesset,
Auch mein Gebein die Ruhe fand!
Doch; darf ich dem Entschluß der Vorsicht widerstreben?
Nein, ich will stets gelassen seyn,
Und ieden Augenblick von meinem ganzen Leben,
Der Weisheit und der Tugend weihn.

Müller.

Lobgesang eines Barden auf die teutsche Schamhaftigkeit.

O du, hold wie die Rosenblume,
Schamhaftigkeit, wie rein
Sind mir die heiligen Blüthen! deinem Ruhme
Laß mich ein Loblied weihn!
Meine Saiten sind dein!

Auf unsrer Flur, in unsern Wäldern,
Blühet dieser Blume Zier:

Kränzet mich, ihr Töchter!
Knaben iauchzet mir!

Mädchen, schön ist dein Gesicht,
Von dem Morgenroth bestralt:
Doch ist diese Wangen schöner
Wenn sie sanft sich mit der frommen
Rosenfarbe malt.

Und ha! wie lieblich ist dein Auge,
Mein braver Jüngling, wenn es muthig glüht!
Aber wenn dieß blaue Auge
Bescheiden schnell zu Boden flieht,
Wenn ihm ein holdes Mädchen saget,
Wie sie ihn liebgewann:
O doppelt lieblich ist es dann!

Jauchzt mir, liebe Töchter!
Liebe Knaben stimmt mit ein!
Denn Germaniens Geschlechter
Tragen diese Zier nur rein.
Glaubts dem Barden, der die Stadt,
Das hohe Rom, gesehen hat:
Mädchen, rabenschwarz von Haaren,
Wohnen dort, doch alle waren
Ungefärbt von Scham.
Angefachte Liebesgluth

Färbt' ihr Angesicht wie Blut,
Und ihr Auge, wenn es sank,
War nicht von der Scham so blöde,
War von Wollust krank.

Seht ihr Knaben? dieser Arm
War von ihren Hüften warm:
Denn des frischen Teutschen Kraft
War all ihre Leidenschaft.
Doch bald ward ich dieser süssen
Täuschereyen satt:

Satt bin ich von euren Küssen,
Eurer Kühnheit satt!
Macht, daß teutsche Scham euch färbe!
Dann erst seyd ihr schön:
Laßt mich — daß euch Thor verderbe! —
Laßt mich, laßt mich gehn!

Da nannten sie den Wilden mich:
Aber ich wand mich los; ich schlich
Aus Rom, der grossen Wolluststadt,
Wo frühe Gluth die zarten Rosenknospen
Versenget hat.

Zurückgekehrt sing ich nun hier
Schamhaftigkeit ein Loblied dir:
Drum kränzt den Barden, liebe Töchter!

Eure künftigen Geschlechter
Tragen diesen Schmuck wie ihr:
Geliebte Knaben, iauchzet mir!

Kretschmann.

Auf den Tod einer Nachtigall.

Entseelt — ach! — ist die Sängerin der Lenze,
Die Melodien
Ergoß, sobald, im Schoose Veilchenkränze,
Der May erschien.

Sie, deren Lied mich oftmals überraschte,
Wenn ich erfreut
Durch das Geschwätz des Baches, Reime haschte,
Zur Abendzeit.

Wie scholl es durch die grünen Buchenreihen,
Am Silberquell,
Im Streit mit eifersüchtigen Schallmeyen,
Weit wirbelnd hell!

Dann lauschten oft die iugendlichen Bräute,
Durch sie gewiegt
In Zärtlichkeit, und an des Lieblings Seite
Sanft hingeschmiegt.

Sie

Sie lauschten, bis die heisre Abendglocke
Im Dorfe schwieg,
Und Hesperus, mit silberfarbner Locke,
Dem Meer entstieg.

Hölty.

Ein Amazonenlied.

Klagen einer Liebhaberinn beym entfernten Getöse einer Schlacht.

Horch! welch ein langer Donner hallt
Vom fernen Himmel her!
Ha! blitzt es nicht durch jenen Wald?
Steht dort nicht unser Heer?

Und kämpft er nicht in diesem Heer,
Mein Liebling, und mein Held? —
Weh mir! die Donner rollen her;
Mars raset durch das Feld.

Der Boden bebet unter mir
Die Berge taumeln dort,
Die Wälder rauschen ängstlich hier,
Der Strom wallt zitternd fort.

Es pocht mein Blut, es dränget sich
Ins Herz, ich athme schwer;

Das Schrekken gieſſet über mich
Eiskalte Schauer her.

Wo iſt er? ach! wo ſuch' ich izt
Ihn, der mein Herz entführt?
Dort wo die Wuth, ſo oft es blizt,
Zehnfachen Tod gebiert?

Dort wo den hölliſchen Geſang
Erynis laut erhebt?
Wo ihre Fahne Meilen lang
In Lüften blutig ſchwebt?

Dort, wo ſie voll Unmenſchlichkeit
Aus ſchwarzer Nebel Nacht
Herabſieht, und ſich ſchrecklich freut,
So oft ein Donner kracht?

Bey iedem abgeſchlagnen Glied,
Aus Wolluſt ſich verweilt,
Doch lieber, wo ſie ſterben ſieht,
Zum letzten Röcheln eilt?

Sie taucht ihr ſcheusliches Gewand
In warmes Heldenblut,
Und trocknet die betriefte Hand
An der Kartaunen Gluth.

Und ihre Furien umher
Ach! sammeln Thränen ein:
Sie schluckt sie, wär' es auch ein Meer,
Stets heisser dürstend ein.

Ach! dort! — — Vielleicht fährt in sein Herz
Izt, izt ein tödtend Bley,
Schlägt ihm mit einem Höllenschmerz
Nerv' und Gebein entzwey.

Vielleicht daß eine Mörderhand
Beym schwarzen Haar ihn hält,
Und, weil der Tapfre widerstand,
Sein schönes Haupt zerspellt. *)

Vielleicht, von Raubbegier empört,
Erschrecklich ihn entblößt,
Und ihn, den er noch ächzen hört,
Zu andern Leichen stößt. —

Ach!

---

*) Zerspellen heißt so viel als zerspalten: daher spellig, zweyspellig, vierspellig, u. s. w. Von der ungleich fliessenden Abwandelung des Zeitworts zerspalten: du zerspältest, er zerspält, ich zerspielt, ich habe zerspalten, ist allein das Mittelwort zerspalten in der Bücherspracht übrig geblieben.

Ach! hier! — — entsetzlich liegen sie,
Ein abgestreiftes Laub;
Ein Spiel der Zephyrwinde früh,
Nun der Verwesung Raub. —

Drückt' ich sein schwimmend Auge doch
Ihm noch wehmüthig zu!
Vielleicht sucht' es mich sterbend noch,
Und fänd' in meinem Ruh.

Zög' ich doch seinen letzten Hauch
Mit meinen Küssen ein!
Gewiß rief' er mich sterbend auch,
Und nennte mich noch sein.

Wüsch' ich die Wunden voller Blut
Mit meinen Thränen ab!
Und übergöß mit einer Fluth
Von Thränen noch sein Grab! —

Umsonst. — — Was seh' ich? diese Fluth
Rauscht roth gefärbt daher?
Ach! wie! wenn auch von seinem Blut
Der Strom gefärbet wär!

Hier will ich sitzen, und allein,
Und immer weinen; hier,

O Freund!

O Freund! ein Trauerdenkmaal seyn,
Den Blick gewandt nach dir.

Vielleicht spült eine Welle dich
An dieses Ufer an,
Daß, wenn mein Gram mich tödtet, ich
Dich noch umarmen kann.

Weisse.

Kriegslied.

(Aus dem Tyrtäus.)

Wie schön! wenn für das Vaterland
Ein Mann kämpft, und als Held
Mit blankem Schwert in hoher Hand
Im Vordertreffen fällt!

Allein, wie elend! wenn er hier
Die feisten Aecker flieht,
Und dort um Brod vor fremder Thür
Demüthig sich bemüht.

Ihm schleicht der grauen Aeltern Paar,
Vom Alter krumm und schwach,
Sein Weib, das seine Wollust war,
Und kleinen Söhne nach.

Ver-

Verachtend folgt ihm ieder Blick,
Wo er voll Mangel geht,
Und weist gehässig ihn zurück,
Wenn er die Gabe fleht.

Und sein Geschlecht deckt ew'ge Schmach
Und sein Gesicht wird alt,
Und ihm folgt Angst und Kummer nach
In ieglicher Gestalt.

Und wenn er lang genug geirrt
Ganz abgezehrt von Gram,
Verliert er iede Zier, verliert
Er endlich selbst die Scham.

Doch für das Vaterland, für dieß
Kämpft, Jünglinge, mit Muth!
Für euch, und eure Kinder fließ'
Eu'r edles Helden Blut!

Ja, schließt Euch, steht, und kämpft vereint!
Des Schrekkens bleich Gesicht,
Der Wunsch, vor einem stolzen Feind
Zu fliehn steht Kriegern nicht.

Nein, feuert Eure Selen an
Mit einer edlen Wuth;

Dann trotzt dem Tod, und lauft die Bahn
Des Ruhms, voll Heldenmuth!—

Wie? sollen diese Greise hier
Mit unbiegsamen Knieen
Izt für Euch streiten? aber ihr
Wollt sie verlassen? fliehn?

Wie schändlich, wenn der Kraft beraubt,
Ein Greis im ersten Glied,
Mit grauem Bart und weissem Haupt
Das Schwert vor Söhnen zieht,

Und kämpft und fällt: wenn dann im Staub
Der edle Geist verraucht,
Da hinter ihm, des Schrekkens Raub,
Der feige Jüngling haucht:

Wenn ihm, vom dürftigen Gewand
Entblößt, der Tod hier streckt,
Und er nur mit der blut'gen Hand
Den nackten Körper deckt!

Die Ehrfurcht und die Scham gebeut,
Daß ihr dahin nicht blickt:
Dem Jüngling nur ziemt dieß im Streit,
So lang ihn Jugend schmückt.

Er ist der Männer Wunder Gluth
Den Weibern lebt der Held,
Und beider Lob, wenn er mit Muth
Im Vordertreffen fällt.

O Glück! wer angeheftet steht,
Unwankend wie sein Geist,
Zuerst in Kampf frolokkend geht,
Und seine Lippen beißt.

Weisse.

Kriegslied
nach der Schlacht bey Kollin den 18. Junius 1757.

Zurück, rief Vater Friederich,
Zurück, rief er, zurück,
Nachdenkend dacht er schon bey sich:
Gott giebt dem Feinde Glück.

Wir aber stürmten noch das Nest,
Wir wollten noch hinan!
Wir kletterten, wir hielten fest
Uns aneinander an.

Und sagten dem, der oben stand:
Wie kommen wir herauf?

Und

Und schlugen tapfer Hand in Hand,
Und halfen uns hinauf.

Da stürzte von Kartetschensaat
Getroffen, eine Schaar
Von Helden, ohne Heldenthat,
Die halb schon oben war!

Das sahe Friedrich. Himmel! Ach!
Wie blutete Sein Herz!
Wie stand, bey mitleidsvollem Ach,
Sein Auge Himmelwärts!

Was für sanftmüthge Blicke gab
Sein Heldenangesicht!
Laßt, rief er, Kinder, laßt doch ab!
Mit uns ist Gott heut nicht.

Da ließen wir den blöden Feind
In seinem Felsennest.
Nun iubelt er; o Menschenfreund!
Nun hat er Siegesfest.

Wie kann er aber? Brüder, sagt!
Er kann ia nicht, fürwahr!
Denn haben wir ihn nicht geiagt,
So weit zu iagen war?

Wir stritten, nicht mit Roß und Mann,
Mit Felsen stritten wir.
Hier, Heldenbrüder, bind er an,
Hier, Brüder, sieg er! hier!

Du Feind! herab in grünes Feld,
Und weise freye Brust,
Und streit und sieg und stirb ein Held!
Hier ist zu sterben Lust!

Allein der blöde wagt sich nicht,
Wir mögen lange stehn
Und auf ihn warten. Friedrich spricht:
Geht Kinder! Last uns gehn.

Gleim.

VII.
Lehrgedichte.

Die Vorsehung Gottes.

Dieser Gott, der eine Welt zu machen,
Aus Güte sich entschloß, sollt über sie nicht wachen?
Er ordnete sie selbst nach einem schönen Plan,
Zu einem weisen Zweck, allmächtig schaffend an:
Und sollte nicht bedacht, es herrlich auszuführen,
Nicht auch entschlossen seyn, ein Ganzes zu regieren,
An dem, bey aller Pracht, vom ersten Ursprung an,
Doch alles endlich ist, und alles fehlen kann?
Sprich! wird ein Weiser bloß viel Volks zusammenraffen?
Und sich dem Staat entziehn, nachdem er ihn geschaffen?
Er selbst belebt und schützt Gesetze, die er gab,
Räumt Hindernisse weg, und stellt Gebrechen ab,
Läßt kühne Bosheit nicht nach freyer Willkühr schalten,
Und was er gut gemacht, das will er gut erhalten.
Sein Aug ist überall: von welcher Dauer sey,

Was blos durch ihn entstund, ist ihm nicht einerley.
Nur Gott, der Weiseste, soll, was er schuf, versäumen?
Das feige Laster glaubt so ungereimten Träumen:
Kein Wunder! ungestraft bleibt eine böse That
Wohl in der Anarchie, doch nicht im weisen Staat.
Die stille Tugend liebt den prächtigen Gedanken:
Gott ist, und Gott wird seyn, wann ganze Welten wanken!
O Freund, in einer Welt, wo blindes Glück allein,
Wo nicht ein Gott regiert, wünscht' ich nicht Mensch zu seyn!
Stets würden bange Furcht und Zweifel uns verwirren;
Nie ruhig würden wir durch dieses Leben irren,
Das, vor uns her, verhüllt in dikken Schatten liegt.
Wo Labyrinthe sind, und ieder Schritt betriegt:
Wie, wann im öden Wald, wo Räuber nur verweilen,
Die Schrekken schwarzer Nacht den Jüngling übereilen,
Der ohne Führer irrt: er bebt bey Zephyrs Hauch,
Horcht auf ein rauschend Blatt, und fürchtet ieden Strauch.
Zu glücklich, wenn er noch mit sichrem Fuß entfliehet,
Noch Titans Morgenglanz und Florens Antlitz siehet,

Und

Und nicht ein hungrig Thier mit seinem Fleische
sweist,
Nicht sein vergoßnes Blut in dunkle Büsche fleußt!
Des Menschen Schicksal ist, wo wir Verwirrung
finden,
Ein wundersam Geweb von Folgen und von Gründen.
Ein Umstand, welcher schnell den Sterblichen ver-
schwand,
Wirkt ungesehen fort, und leitet an der Hand.
Vielleicht ein lachend Glück, das frohe Rosen krönen,
Vielleicht Verderben her von Vätern zu den Söh-
nen,
Flicht in Jahrhunderte sich ungehindert ein,
Lebt auch nach unserm Tod, und wird unsterblich seyn.
Ein schimmernder Entwurf, den Klugheit selbst
geboren,
Wird in der Klugheit Hand vernichtet, und von
Thoren.
Oft ist die Ursach klein, die einem Heldengeist
Von weitem widersteht, und nahen Ruhm entreißt.
Kurzsichtiges Geschöpf! wie können Menschen wäh-
len,
Die kaum das Nahe sehn, und auch im Nahen
fehlen?
Der nebelvolle Pfad führt über Klippen hin:
Ich sehe keinen Tag, und weiß nicht, wo ich bin.

Der ganze Himmel ist mit Dunkelheit umzogen:
Es brüllen weit umher der Unruh schwarze Wogen.
Wer kann das Ende sehn? Kein Schimmer blickt
hervor;
Und nur Verwirrung braust in unser horchend
Ohr.
Gott spricht! das Chaos hört, und die Verwirrung
schweiget:
Er, aller Wesen Herr, will, und sein Wille zeuget
Ein unerwartet Licht im Schooß der Finsterniß:
Doch, was uns Zufall heißt, ist alles ihm gewiß.
Er sah vor aller Zeit, was einst geschehen sollte:
Nichts ist, und nichts wird seyn, als was, und wie
er wollte.
Die kleinste Handlung ist, noch ehe sie geschieht,
In seinem Plan bestimmt, und einer Kette Glied:
Der Kette, die Gestirn und Erd und blaue Fluthen
Und ihr bevölkernd Heer, das Böse sammt dem
Guten,
Und Staub und grün Gebüsch, und was in Büschen
singt,
Was lebt und leblos ist, verbindet und umschlingt.
Gott übersieht sie ganz, nur er kann auch regieren,
Und einem Gott gemäß die grosse Herrschaft führen:
Ihm kann ich mich vertraun, ich trete meine Bahn
Mit Ruh und Freudigkeit, obgleich im Dunkeln, an.

Das Glück des Weisen.

O Weisheit! lehre mich mit wohlgewählten
Bildern
Das allergrößte Glück, das Glück des Weisen schil-
dern! — —
Fern von der Fürsten Hof schließt ein zufriedner
Hain
Sein väterliches Gut, den weisen Kleon ein.
Dem Neid, der Schmeicheley, den Geisseln aller
Grossen,
Der sucht nach höherm Glück, dem Geiz nach Ruhm
verschlossen,
Genießt er ungestört, in süsser Einsamkeit
Das Lauterste der Lust, das uns die Erde beut.
Sein stets zufriednes Herz ist allen Freuden offen,
Bebt vor der Zukunft nicht, wallt nicht von eitelm
Hoffen,
Und dankt dem Himmel das, was ihm genugsam ist.
Weil auch ein Theil davon auf arme Brüder fließt.
Sein Haus zeigt zwar kein Gold, noch Persische Ta-
peten,
Doch darf die Reinlichkeit beym Eintritt nicht er-
röthen.
Es plündert nicht Korinth, sein Dach ist nicht ver-
goldt,

Ihm hat Numidien den Marmor nicht gezollt,
Und kein Silanion das Vorhaus ausgezieret;
Des Besten Wahl wird hier im Nöthigen verspüret.
Ein richtiger Geschmack giebt den bescheidnen Zimmern
Zwar keine fremde Kunst, und kein ermüdend Schimmern,
Doch Anmuth desto mehr. Sein Büchersaal stellt zwar
Kein Chaos ohne Form von allen Schriften dar,
Die zu der Motten Lust, Pandolph in Schränken schliesset;
Doch wird hier kein Homer, kein Sophokles vermisset.
Er braucht, was er besizt. Ihn lehret Tullius,
Roms Skeptiker, wie man vernünftig zweifeln muß.
Des besten Weisen Bild entwirft mit Meisterzügen
Ihm Xenophon, gleich groß im Schreiben und im Siegen,
Er lacht im Theophrast der Thoren ältrer Zeit,
Hält sie an neuere, und findet Aehnlichkeit.
Er steigt an Platons Hand zum Urquell der Ideen,
Und wenn er lang genug dem Schöpfer zugesehen,
Lockt ihn Anakreon mit seinem Lied zurück.
Dann macht ihn Seneka zum Meister des Geschick.
Er sieht im Livius den Wuchs geringer Staaten,
Als sie die Väter noch vom Land aufs Rathhaus baten,

Will

Will er in seiner Brust der Tugend Macht erhöh'n,
So läßt ihn sein Plutarch der Helden Bilder seh'n
Wovon die Züge stets an edlen Selen haften.
Dann führt ein Bakon ihn durchs Feld der Wis-
senschaften,
Und stürzt die Götzen um, vor denen alle Welt,
Zur Schande der Vernunft, abgöttisch niederfällt.
Zulezt folgt er erstaunt dem Solon der Planeten,
Er sieht (und zittert nicht) die irrenden Kometen,
Sieht, wie die Welten sich, wie durch Gewichte
ziehn,
Er siehts und sinkt, o Gott! anbethend vor dich hin.
So bild't die Wissenschaft sein Herz und seine Triebe,
Entflammt in seiner Brust des grossen Schöpfers
Liebe,
Hellt seine Blikke auf, zeigt ihm die Wahrheit bloß,
Und macht sein edles Herz durch wahre Tugend
groß.
Er selber widmet oft die Müh des frühen Morgen
Und später Mitternacht, für andrer Wohl zu sorgen.
Was uns sein Fleiß geschenkt, trägt auch, nach sei-
ner Flucht
In eine beß're Welt, in späten Altern Frucht.

Wieland.

Der Werth der Tugend.

O Tugend! wenn du dich den aufgeklärten Blikken
In deinem Reize zeigst, wer liebt nicht mit Entzükken?
Ganz rein, ganz himmlisch ist die Schönheit, die du zeigst,
Die auch durch Schatten bricht und redet, wenn du schweigst.
Das Laster selbst erkennt in glänzend schönen Zügen
Dich auf des Weisen Stirn. Dich sehen, ist Vergnügen!
Der Vater der Natur sieht mit Zufriedenheit
Auf eine Sele hin, die sich dir ganz geweiht.
Voll Eintracht unter sich, sind ihre stärksten Triebe,
Der Ordnung unterthan; und ihr Gesetz ist Liebe:
Gemeine Selen sind ein Chaos: aber sie,
Den Engeln Gottes gleich, ist Licht und Harmonie.
Zum grossen Ganzen stimmt ihr reingestimmter Wille.
Nur ausser ihr ist Sturm; in ihr ist holde Stille:
Der ganze Himmel sey voll banger Finsterniß!
Ihr Tag ist unbewölkt, und ihre Lust gewiß.
Das wandelbare Glück nimmt Reichthum, Ansehn, Ehren,
Nimmt wieder, was es gab: ihr kann es nicht verwehren.

Dem

Dem schüchternen Verdienst ermunternd nachzugehn,
Der Unschuld wider Gold und Frevel beyzustehn:
Zur Hülfe stets bereit, wenn andre Menschen leiden,
Der Armen Trost zu seyn, und Nakkende zu kleiden;
Mit ihrem Beyspiel noch, wenn sie der Erd' ent-
flieht,
Der Erde wohlzuthun, die seufzend nach ihr sieht.
Kann ihrer Freude Quell in dürrem Sand versiegen?
Auf iede gute That folgt göttliches Vergnügen,
Das über unser Herz mit reiner Klarheit stralt,
Und sein entzükkend Bild auch auf die Stirne malt.

Ein sieghaft Heer umgab mit iauchzendem
Getöne
Den grossen Scipio, als die gefang'ne Schöne,
Der Stolz Iberiens, zu seinen Füssen lag
Jung, blühend, wie der May, und reizend wie der
Tag.
Sie sah zur Erde hin, in stillem Gram verloren:
Erröthend thauten ihr die Wangen wie Auroren.
Ihr Blick erschütterte des rauhsten Kriegers Herz:
Doch Scipio blieb groß, und sah nur ihren Schmerz.
Der zügellose Sieg, die feuerreiche Jugend
Sprach ihm die Beute zu: er hörte nur die Tugend,
Nur sein erhabnes Herz; und gab an einen Feind
Die schöne Feindin hin, für welchen sie geweint.

Sein Antlitz schimmerte von eines Gottes Freude,
Der Menschen wohlgethan: kaum war, nach bangem Leide,
Der Jüngling so vergnügt, der seine Braut empfieng
Und mit entbranntem Blick an ihren Blikken hieng.
Der feurige Kamill, den, nach unzählbar'n Schlachten,
Die Lorbeern des Triumphs zum größten Römer machten;
Der aus der Vaterstadt, sobald sie es gebot,
In rühmlich Elend gieng, wie vormals in den Tod;
Und doch geflügelt kam, von angedrohten Ketten
Sein undankbares Rom großmüthig zu erretten,
War grösser im Verzeihn, und fröhlicher im Sieg,
Als Cäsar, der zum Thron auf Bürgerleichen stieg.
Kann wahre Freude seyn bey schändlichen Verbrechen,
Wenn Quaalen innrer Angst verlassne Tugend rächen?
Wie würden wir das Glück des Bösewichts verschmähn,
Wenn wir sein blutend Herz, bedeckt mit Wunden, sähn!
Ach! seine Peiniger sind seine schwarzen Thaten,
Die auf der Unschuld Hals einst übermüthig traten,
Nun wache Furien, die seine Sele nährt,
Und wider sich mit Stahl und Gifft und Muth bewehrt.

Mit Schaudern sieht er sich: durchs feile Lob der Thoren,
Schallt ganzer Länder Fluch in seine leisen Ohren;
Und kömmt die stille Nacht, so führet sie die Ruh
Dem Armen, aber ihm der Hölle Schrekken zu.
Wie sanft schläft unterdeß der Weise, dessen Wachen
Ein froh Bemühen war, nur Glückliche zu machen;
Dem ein verflossner Tag drum nicht verloren ist,
Und späte Reue nicht am wunden Herzen frißt!
Auf Rosen schläft er ein: in anmuthsvollen Bildern
Wird sein Gewissen ihn das Glück der Tugend schildern:
Sein Schlaf wird holde Ruh. Der Sonne neuer Lauf
Weckt ihn zu neuer Lust, zu neuem Guten auf.
Ihm ist sein gütig Herz die Quelle wahrer Freuden,
Die unvertrocknend fließt, erquikkend auch im Leiden,
Wie frischer Morgenthau das matte Feld erquickt,
Und mit verjüngtem Grün verbrannte Fluren schmückt.
Ein Sklav der Sinne kann vernünftiges Ergötzen,
Das nur die Sele fühlt, nicht fühlen, und nicht schätzen.
Der Pöbel sieht erstaunt des Weisen Angesicht,
Sieht seine Heiterkeit, doch ihre Quelle nicht.
Wie darf das Laster noch sein wild Vergnügen preisen?

Sieh, auch die Wahrheit beut dem tugendhaften
Weisen
Erhab'ne Freuden dar! Er macht an ihrer Hand,
Von einem Licht bestralt, sich die Natur bekannt;
Durchforscht ihr weites Reich, wo iene Sonnen
glänzen,
Die uns die Nacht verräth, und findet keine Gränzen,
Und stets von Welt auf Welt geflügelt hingerückt,
Erblickt er immer Gott, bewundernd und entzückt.
Ermüdend senkt er sich mit irrenden Kometen
Nach unserm Aufenthalt, dem schattichten Planeten,
Entdeckt mit kühnen Blick des Donners furcht-
bar'n Sitz.
Im schweflichten Gewölk, und überrascht den Blitz.
Er freut sich, überall, zur Schande stolzer Blinden,
Die Ordnung der Natur, und Gott in ihr zu finden;
Gott auf den Ocean und im bestäubten Wurm,
Im sanft bewegten Gras und im erzürnten Sturm;
Gott auch an unserm Leib und im verborg'nen Bande,
Das thierisches Gefühl mit englischem Verstande,
Mit einem Geist vereint, der äuß're Dinge sieht,
Auch sich zu sehen wünscht, sich sucht, und vor sich
flieht.
Lauf einmal, edler Freund, mit eilenden Gedanken,
Die Wissenschaften durch; miß' ihre weiten
Schranken:

Sieh,

Sieh, wo der größte Witz nur zweifelt, oder schweigt,
Und wo die Menschheit sich in ihrer Grösse zeigt.
Was Kenntniß, Wissenschaft, was Künste schönes haben,
Ein unergründlich Meer, das unerschöpft an Gaben,
Stets giebt und immer hat, ist in des Weisen Brust,
Der sich vergnügen will, die Quelle beß'rer Lust.

Wie sehr erweitert sich die Sphäre wahrer Freuden,
Die von des Pöbels Lust sich glänzend unterscheiden!
So funkelt Stern an Stern, wann um die Mitternacht
Ein wolkenloses Blau hoch am Olympus lacht.
Nichts niedriges vermag, den edlen Geist zu binden,
Der da Vergnügen sucht, wo es die Engel finden,
Sich mit Erkenntniß nährt, und mit belohnter Müh
Erhab'ne Kräfte braucht, sein Vorrecht vor dem Vieh;
Durch sie beflügelt, sich in lichte Höhen schwinget,
Und eines Himmels Lust herab zur Erde bringet,
Wie rein und unvermischt, still, aber dauerhaft,
Sind Freuden, welche sich die Sele denkend schaft!
Sie sind die Grazien, die nur dem Weisen lachen,
Und ihm die Einsamkeit so liebenswürdig machen,

Und

Und ihn vom Weltgewühl wo tausende sich fliehn,
Zum schweigenden Gemach, zur späten Lampe zieht.
Sie fliehn mit ihm aufs Land, und adeln freye Stunden,
Erleichtern ihm ein Joch, an das ihn Gott gebunden,
Und folgen ihm zum Thron, in Scenen bunter Pracht,
Und folgen ihm vom Thron, in öder Kerker Nacht.
Stets flüchtig, stets zu kurz, doch kostbar zu gewinnen,
Und oft verderblich sind, die Freuden unsrer Sinnen:
O Thor, der nied'rer Lust ein ganzes Leben weiht,
Die schmeichelnd im Genuß ihm lange Quaalen dräut!

VIII. Oden

VIII.

Oden und Hymnen.

Froher Genuß der Zeit.

(II. B. 3. Ode des Horaz.)

Verlier im Unglück niemals die Fassung Freund!
Und wenn das Glück dir lachet, so mässige
Den Taumel übertriebner Freude,
Delius; denn du wirst einmal sterben.

Du magst dein ganzes Leben durch traurig seyn,
Du magst am Festtag öfter im fernen Thal,
Auf Rasen hingestreckt, mit gutem,
Alten, Falerner dich fröhlich trinken.

Dort, wo die hohe Ficht' und der Pappelbaum
Die Aeste sich zu wirthlichem Schatten reicht:
Wo sich der schnelle Bach laut rauschend
Durch die gekrümmte Bahn durcharbeitet,

Dort schaffe Wein und Salben und Rosen hin:
Die lieben Rosen! ach! sie verwelken bald.
Noch ist uns Alter und Vermögen,
Noch sind die Fäden der Parzen günstig.

Bald mußt du von den Wäldern, vom Haus zu Rom
Und deinem Landgut fort, das die Tyber nezt.
Das mußt du; und die hochgethürmten
Schätze die werden dann deinem Erben.

Ob du voll Reichthums, ob du vom Inachus
Herabkömmst, oder arm und ein Bettler auf
Der Gasse wohnst; du bist zum Opfer
Dem unerbittlichen Styx geweihet.

Dort reisset uns alle unser Verhängniß hin:
Dort dreht sich unser Loos in der Urne schon.
Und kömmt's heraus früh oder späte,
Segeln wir fort in ein ewig Elend.

Mastalier.

Zufriedenheit.

(II. B. 10. Ode.)

Wage nicht immer, o Licin, in's hohe
Meer dich hinaus: noch streich' am klippenvollen
Ufer zu nah, aus Furcht entfernter Stürme;
Willst du vergnügt seyn.

Wer sich die güldne Mittelstrasse wählet,
Wohnt nicht in schmuzigen vermorschten Hütten,
Aber zu gnügsam flieht er auch die neide.
Vollen Palläste.

Fleisig

Fleisig schlägt der Wind an hohe Fichten:
Gräßlicher hallt der Sturz erhabner Thürme:
Häufiger fährt der Bliz auf wolkennahe
Alpengebirge.

Mitten im Unglück hofft des wahren Weisen
Sele, die dennoch selbst im Glükke fürchtet.
Eben der Himmel, der die wilden Winter
Jährlich zurückführt,

Tilget sie, drückt dich heut ein Unglück, morgen
Schwindet's. Nicht immer spannt Apollo den
Bogen;
Oft weckt er wieder die verstummte Leier
Auf zu Gesängen.

Laß dich mit Muth und mit Geduld gerüstet
Mitten im Elend schau'n: doch ziehe weislich
Wieder die Segel ein, wenn allzugünst'ge
Winde sie schwellen.

Wider die Habsucht.

(II. B. 17.)

Kein Geräth von Elfenbein
Ziert meine Säle, keine goldnen Himmel:

Kein Hymettisches Gebälk
Drückt Säulen ienseit Lybiens gehauen;
Keines reichen Attals-Burg
Ererbt' ich schlauer Fremdling; mir spinnet keiner
Edeln Klientinnen Hand
Den Purpur Sidons: — aber eine Leier
Ward mir, und ein Dichtergeist
Von unversiegner Ader: ia, mich Armen
Sucht der Reiche. Mehr erbitt'
Ich von den Göttern nicht, und mehr von meinem
Königlichen Freunde nicht,
Durch ein Sabinisch Thal genug beseeligt. —
Du, der seine Tage fliehn,
Und Monde wachsen, Monde schwinden siehet,
Du, dem Tode reif, bedingst
Noch Marmorbrüche; thürmst, dein Grab vergessend,
Neue Schlösser in die Luft;
Verdrängst das alte Meer, das wider Baiens
Vorgeworfne Dünen braust,
Durch alles feste Land noch nicht gesättigt;
Ja, verrückst den heil'gen Stein
Der nachbarlichen Gränze; springst, ein Räuber
Ueber des Klienten Hof:
Und Weib und Hausmann, ihrer Väter Götter,
Ihrer Liebe nacktes Pfand
Im Schooße tragend, irren ausgestossen.

Doch

Doch den reichen Stolz empfängt
Kein Sitz gewisser, als des alten Orkus
Siebenfach umschränkte Burg.
Vergeblich strebst du weiter: Eine Höhle
Nimmt das Fürstenkind, und nimmt
Den Sklaven auf. Der Knecht des Höllengottes
Rudert nicht durch Gold versucht
Prometheus schlauen Geist zurück; er kerkert
Den Tyrannen Tantalus —
Und Tantals Enkelsöhne; hört den Armen
Seufzen unter seiner Last.
Und hilft, gerufen oder nicht gerufen.

Ramler.

Nachahmung der vorigen Ode.

Kein Porcellan, kein Atlas prahlt
An meines kleinen Zimmers Wänden!
Kein Oeser oder Dietrich malt
Für seinen Ruhm und mein Verschwenden!
Mars hat mich nicht einmal, im Grimm,
Zum Grafen vom Spion verwandelt:
Geschweige denn Herr Ephraim
In Kompagnie mit mir gehandelt!

Ein Herz, noch nach der alten Welt,
Nebst einer kleinen Dichtergabe,
Die meinen lieben Gleim gefällt,
Ist aller Reichthum, den ich habe!
Um mehr verlier' ich nicht ein Wort.
Mit Nichts vergnügter, als mit Sachsen,
Treibt einen Tag der andre fort,
Und schwinden Monden, wie sie wachsen.
Du, schon im Grab mit einem Fuß,
Rennst immer noch nach neuen Rissen:
Und gönnst dem täglich schmälern Fluß,
Für Häusern, kaum mehr Platz zu fließen;
Entfernest ihn, wenn sich, zu klug,
Der Gränzstein selber nicht entfernte:
Und zwickst, mit ökonom'schen Pflug,
Dir jährlich eine weitre Ernte.
Da flieht, (ihr Leben in der Hand,
Und nackte Kinder, siech e Weiber!)
Der Armen Fluch des Vaters Land,
Und seinen Höllenreifen Räuber!
Und dennoch bleibt, von allem Raub,
Kömmts hoch, dem grauen Missethäter,
Kein Gut, als einge Schaufeln Staub,
Und kein Pallast als sieben Breter.
Wo denkst du hin? — Gleichwillig deckt
Die Erde Bettler oder Prinzen!

Der Tod schickt keinen Süß, *) erweckt
In ausgemergelte Provinzen;
Verhehlt dem Vetter immer noch
Des Ausgangs aus der Hölle Stufen:
Und nimmt dem Dürftigen sein Joch,
Gerufen oder ungerufen!

Michälis.

Die Zeit.

Da der Schöpfung Gebot über den Abgrund sprach,
Und aus trächtigem Nichts staunende Wesen rief,
Sprach zur werdenden Zeit, als sie vor ihm erschien:
Du nimm Flügel, und raste nie!

Sie nahm Flügel, und flog, und der geschwinde Pfeil,
Und der streifende Nord, und der gestürzte Strom
Blieben müde zurück. Selbst der Gedanken Flug
Kriechet arbeitsam hinter ihr.

Dennoch schilt sie der Thor, wenn er gesellschaftlos,
Ueberlassen sich selbst lange Sekunden zählt,

*) Der bekannte Würtembergische Jude Süß.

Dennoch schilt er sie träg, wenn ihm dann auf sich selbst
Mancher schaudernde Blick entfährt.

Wenn ums goldene Bett schwarze Phantomen strehn
Wenn sein zagender Geist Dornen auf Schwanen fühlt,
Und der lautere Ruf seines Gewissens izt
Durch die nächtliche Stille tönt.

O dann wünscht er den Tag, welcher den Musenfreund
Schon vom Abendroth her, seiner uneingedenk,
Tief verloren ins Meer weiser Betrachtungen
Bey der wachenden Lampe findt.

Aber schilt er auch dann, flüchtige Zeit! dich träg,
Wenn im Thore des Thals ihm die Verwesung winkt,
Und vom Staube sein Geist wartender Ewigkeit
Ahndungvoller entgegen bebt?

Wenn das, was er verlebt, klein wie ein Atomus,
Sinds Jahrhunderte schon, dennoch ein Atomus,
Den im lüftigen Raum schwimmend ein Nord verhaucht,
Vor der schwitzenden Stirne schwebt?

O dann

O dann flucht er dem Wahn, der ihn so lang ge-
täuscht,
Der dem flatternden Sinn Jahre vertändeln hieß,
Dann erst sieht er den Werth eilender Stunden ein,
Wünscht sein Leben zurück — und stirbt.

Zeit! unschätzbares Gut! Weise nur kennen dich.
Sie nur geizen nach dir. Jeglicher Augenblick
Fliesset Weisen gebraucht. Weisen ist nur bewust,
Was oft eine Minute lehrt.

Freund! die längere Zeit, die sich der Thor vertreibt,
Der ins funfzigste Jahr buhlet und schwelgt und
spielt,
Freund! o sage, warum gab sie der Himmel nicht
Schlegeln, Braven und Cronegken?

Denis.

Die Wissenschaft zu leben.

Ein grosser und vielleicht der gröste Theil des
Lebens,
Das mir die Parce zugedacht,
Schlich, als ein Traum der Nacht,
Mit leisen Flügeln hin, und war vielleicht ver-
gebens!

Vergebens flammten mir so vieler Tage Sonnen,
Wenn ich, vom Schöpfer aufgestellt,
Als Bürger einer Welt,
Durch eine gute That nicht ieden Tag gewonnen:

Wenn ich der Tugend Freund und groß durch Menschenliebe,
Frey von des Wahnes Tyranney,
Wahrhaftig groß und frey,
Erst werden soll, nicht bin, und es zu seyn verschiebe.

Wie? wer nach Golde geizt, obgleich kein Gold beglücket,
Braucht alle Stunden zum Gewinn,
Und läuft nach Wucher hin,
Wenn kaum der iunge Tag aus weissen Wolken blikket.

Indeß die halbe Welt, von sanftem Schlaf umflogen,
In bleicher Dämmrung stille träumt:
Hat iener, ungesäumt,
Schon Gelder angelegt, schon Zinsen abgezogen.

Wir leben niemals heut! wir schieben auf zu leben,
Bis einst ein günstiges Geschick

Uns

Uns ein geträumtes Glück,
Nach Vorschrift unsers Plans und Eigensinns gegeben.

Wie lang herrscht überall der Thorheit alter Glaube,
Als könnten wir uns nicht erfreun,
Nicht weis' und glücklich seyn
In einem ieden Stand, im Purpur und im Staube!

Auf Blumen seh ich hier den armen Landmann liegen,
Den ein gepachtet karges Feld
Nur kümmerlich erhält:
Um seine braune Stirn lacht ruhiges Vergnügen.

Er lebt, wenn sein Tyrann, der ieden Tag bethränet,
Sich um das Leben selbst betriegt,
Und, immer unvergnügt,
Reich, aber hungrig stets, nach grösserm Reichthum gähnet.

Doch Klotho wartet nicht, bis wir genug erlangen;
Und wenn sie uns zur kühlen Gruft,
Und in die Stille ruft,
So haben viele nie zu leben angefangen.

Die Glückseeligkeit.

Der Wahrheit ernste Stimm' erschallt in meinem Busen:
Hört eure Lehrerin! sie selbst hat mich ernannt
Und auf den Flügeln süsser Musen
An euch, ihr Sterblichen! gesandt.

Es flammt ein Weltenheer in angewiesnen Gränzen:
Es ist im lichten Raum, wo in bestimmter Bahn
Die ungezählten Sonnen glänzen,
Der Ordnung alles unterthan.

Zur Ordnung ward, was ist, eh etwas war erlesen:
Sie fordert sanften West, und stürmisch Ungestüm:
Ihr Band verknüpfet alle Wesen,
Vom Staube bis zum Cherubin.

Der ganzen Schöpfung Wohl ist unser erst Gesetze:
Ich werde glücklich seyn, wenn ich durch keine That
Dieß allgemeine Wohl verletze,
Für welches ich die Welt betrat:

Wenn wider meine Pflicht mein Herz sich
nicht empöret,
Und niedrer Eigennutz, der die Begierden stimmt
Und ihre Harmonie zerstöret,
Nicht unter meinen Trieben glimmt.

Die Quelle falscher Lust, die Aristipp gefunden,
Haucht ekle Bitterkeit selbst unter Blumen aus.
Den Weichling drükken leere Stunden,
Die Ruhe flieht sein marmorn Haus.

Denn reine Freude quillt allein aus reinem
Herzen:
Sein Zeugniß, daß wir thun, was unsre Pflicht
gebeut,
Entwaffnet Ungeduld und Schmerzen,
In Tagen voller Dunkelheit.

Quält mich sein Urtheil nicht mit nagendem
Verdrusse,
So sey mein Eigenthum der schlauen Bosheit Raub;
So trete mich mit stolzem Fusse
Das ungestüme Glück in Staub.

Ich winsle nicht um Trost, nicht weibisch um
Erbarmen:
Die Ruhe folget mir zum niedern Strohdach hin,

Wo

Wo ich in reiner Wollust Armen
Durch Unschuld reich und glücklich bin.

Fehlt innre Ruhe nicht; was fehlet meinem Leben,
Als: was entbehrlich und unentbehrlich scheint?
Sollt ich bey iedem Unfall beben,
Und weinen, wenn die Thorheit weint?

Mit weiser Huld vertheilt das Schicksal Weh und Freuden,
Das bald auf Rosen uns durchs Leben wandern heißt,
Bald aber durch bedornte Leiden
Des Lasters Armen uns entreißt.

Ein Blick in vorig Leid wird künftig uns entzükken,
Wenn unserm Auge sich der Ordnung Plan entdeckt,
Der nun vor unsern kühnen Blikken
In heilig Dunkel sich versteckt.

Theodicee.

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf! Ein Stral von ihrem Lichte

Gläntzt

Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner
Klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort und braust von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer! dich ver-
klagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibnitz mir des Schicksals Heiligthum;
Und Licht bezeichnet seine Pfade,
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade.

Die dicke Finsterniß entweiche,
Die aus dem Acheron, vom stygischen Gesträuche
Mit kaltem Grausen sich auf meine Wege häuft,
Wo stolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weise furchtsam schreitet,
Oft stille steht und oft gefährlich gleitet.

Die Risse liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter
Nacht.
Die Welt verändert sich, mit immer neuer Pracht,

Nach tausend lokkenden Entwürfen,
Die eines Winks zu schnellem Seyn bedürfen.

Der Sextus einer bessern Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbstmord groß zu werden:
An keinem Dolche starrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
Und viehischer Domitiane,
Herrscht unverheert in einem schönern Plane.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzükket hatten:
Der Schöpfer wählt sie nicht! Er wählet unsre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beygesellt,
In ewigen Geschichten stralen,
Der Menschheit Schmach, das Werkzeug ihrer Qualen.

Eh ihn die Morgensterne lobten,
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkohr der Weiseste den ausgeführten Plan:
Und wider seine Wahl will unser Maulwurfswahn,
Will stolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwalten?

Von

Von welcher Sonne lichtem Strale
Weicht meine Finsterniß! Wie, wann aus feuchtem
Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug entspringt,
Und Reiz die grosse Weite zieret,
Wo sich der Blick voll reger Lust verlieret:

Denn Fluren, die von Blumen düften,
Gefilde voll Gesangs und heerdenvolle Triften,
Und hier krystallne Fluth, vom grünen Wald umkränzt,
Dort ferner Thürme Gold, das durch die Wolken glänzt,
Begegnet ihm, wohin er blikket:
So wird mein Geist auf seinem Flug entzükket.

Ich habe mich empor geschwungen!
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verschlungen:
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus!
Welch kleines Theil der Welt ist Rheens finstres Haus!
Und Menschen! welche kleine Heerde
Seyd ihr nun erst auf dieser kleinen Erde!

Gönnt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen andrer Art! Ihr Schöpfer liebt sie alle:
Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege
Glück.
Ihr Schicksal ist bestimmt, so gut, als Roms Ge-
schick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrscht in Gegenden der Wonne.

Seht, wie in ungemessner Ferne
Orion und sein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor seinem Schöpfer sich in lichter Ordnung drängt.
Er sieht, er sieht allein, wie Sonn an Sonne hängt.
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten.

Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall auch wo die Tugend weint:
Und findet, wenn sein Blick, was bös und finster
scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, aufs beste stets geschiehet.

Es leide mit gepriesnem Muthe
Die Gattin Kollatins! Es keimt aus ihrem Blute
Die Freyheit eines Volks, die einst Katone zeugt:

Bis kühne Tyranney, vom Laster groß gesäugt,
Die spät verlassne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom bestraft und strafend schwächet.

Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie soll sich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh'. das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus,
Der kalte Norden speit ein Volk der Wilden aus,
Das durchs Verhängniß überwindet,
Im Finstern saß und Licht und Wahrheit findet.

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, das ihr bloß nach eurem Winkel kennet;
Verwegen tadelt ihr, was Weise nicht verstehn.
O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn,
Wie würden sich die dunkeln Flekken
Vor unserm Blick in grössern Glanz verstekken!

Soll Welten alles Böse fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen;
Denn alles Böse quillt bloß aus des Menschen Brust:
So muß der Mensch nicht seyn: welch grösserer Verlust!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend fliehn und ihren Freund bedauern.

Ihr Weisen, hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr, als hundert Sonnen,
schmücket,
Und Ordnung herrschte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig springt, und stuffenweise nur
Auf ihrer güldnen Leiter steiget,
Wo sich der Mensch auf mittlern Sprossen zeiget.

Vom Wurme, der voll grössrer Mängel
Auf schwarzer Erde kreucht, und vom erhabnen Engel
Sind Menschen gleich entfernt, und beiden gleich
verwandt.
Ihr freyer Wille fehlt, ihr himmlischer Verstand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets fesselt ihn des Leibes träge Schwere.

Es rauschen laute Spöttereyen
Um mein verachtend Ohr: viel stolze Klugen schreien
Dem armen Sterblichen des Willens Freyheit ab.
Die Sklaven! welche das, was weise Güte gab;
Der Menschheit Vorrecht, nicht erkennen,
Und, gleich dem Vieh, sich dessen unwerth nennen!

Verzärtelt eure Leidenschaften;
So herrschen sie zulezt; sie bleiben ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz.

Der

Der freygeborne Geist erblickt nicht ohne Schmerz,
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden.

In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich sah, war Menschenwitz
geringe:
Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkom-
menheit,
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich seyn, nach einem kurzen Leben.

Mein Schicksal wird nun angefangen,
Hier, wo das Leben mir in Dämmrung aufge-
gangen:
Mein Geist bereitet sich zu lichtern Tagen vor,
Und murrt nicht wider den, der mich zu Staub
erkohr,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verschiebet.

Jesus schläft auf dem Meer.*)

Säusle sanfte du Wind und spielt ihr silbernen Wellen,
Um den besten, den göttlichen Freund!
Ruhig führet ihn; seyd still ihr murmelnden Wogen!
Wekket die schlummernde Liebe nicht auf?

Welch ein wildes Getös stürmt aus dem brüllenden Schlund der
Schwarzen donnernden Höllen herauf?
Welch ein tobender Sturm wirft Berge von wirbelnden Fluthen
Auf das zersplitternde Fahrzeug hinab?

Bebend sprangen sie hin zum Herrn die zagenden Jünger:
"Ach! wir sterben! du schlummerst dazu?"
"Kin-

---

*) Diese Ode ist gegen das Ende des letzten Krieges gemacht worden, zu einer Zeit, da die streitenden Mächte ihre Armeen gewaltig verstärkten, und ein grosser Theil Teutschlands unter dem fürchterlichen Warten eines vielleicht noch langwierigen Elendes seufzte.

„Kinder! glaubet doch nur; so sagt er mit tröstender Stimme:
„Seyd doch nicht furchtsam! bin ich nicht bey euch?"

Und dann hub er sein Haupt voll ernster göttlicher Mienen
Auf — — da flohe das schüchterne Meer.
„Winde, sprach er, verstummt! seyd ruhig ihr Wogen" — — und siehe!
Heitere Stille floß über die See.

Dein allmächtiger Wink hat iene Wasser gezähmet,
Und dein Hauchen die Stürme verscheucht:
Sieh dein Israel an! Held Gottes! tobende Fluthen
Kriegrischer Heere bedekken dein Land.

Sag dem würgenden Schwert! sey ruhig fahr in die Scheide!
Sprich! ihr Könige zürnet nicht mehr!
Oder ist wol das kochende Blut in den menschlichen Adern
Wüthender noch als die brausende See?

Nicht so bezahmbar wie sie? ach! harte Felsen zerreissen,
Berge zerschmelzen wie Wachs vor dem Herrn,

Nur das eherne Herz des härteren Menschen bleibt feste!

Teutschland! o Teutschland! ach! schone dein Blut!

Seiler.

Der Erbarmer.

O Bewunderung, Gottes Bewunderung,
Meine Seligkeit!
Nein! wenn sie nur bewundert,
Hebt sich die Sele zu schwach!

Erstaunen! himmelfliegendes Erstaunen!
Ueber den, der unendlich ist!
O du der Seligkeiten höchste,
Ueberströme meine ganze Sele
Mit deinem heiligen Feuer!
Und laß sie, du Seligkeit,
So oft, und so hoch die Endliche kann,
Aufflammen in Entzükkungen!

Du warst! du bist! wirst seyn!
Du bist!
Wie soll ich dich denken!
Meine Sele stehet still, erreichts nicht!

Vater!

Vater! Vater!
So soll meine Sele dich denken,
Dich empfinden mein Herz!
Meine Lippe dich stammeln.

Vater! Vater! Vater!
Fallt nieder, betet an, ihr Himmel der Himmel!
Er ist euer Vater!
Unser Vater auch!

O ihr, die einst mit den Himmel-Bewohnern
Erstaunen werden!
Wandelt forschend in diesem Labyrinth der
Wonne,
Denn Jehovah redet!

Zwar durch den rollenden Donner, auch
Durch den fliegenden Sturm, und sanftes Säu-
seln;
Aber erforschlicher, daurender,
Durch die Sprache der Menschen.

Der Donner verhallt, der Sturm braust weg, das
Säuseln verweht,
Mit langen Jahrhunderten strömt die Sprache der
Menschen fort,
Und verkündet ieden Augenblick,
Was Jehovah geredet hat!

Bin ich am Grabe noch? oder schon über dem Grabe?
Hab ich den himmlischen Flug schon gethan?
O Worte des ewigen Lebens!
So redet Jehovah:

Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings/
Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergässe sie sein;
Ich will dein nicht vergessen!

Preis, Anbetung und Freudenthränen, und ewiger Dank,
Für die Unsterblichkeit!
Heiser inniger, herzlicher Dank
Für die Unsterblichkeit!

Halleluia in dem Heiligthume!
Und ienseit des Vorhangs
In dem Allerheiligsten Halleluia!
Denn so hat Jehovah geredet!

Wirf zu dem tiefsten Erstaunen dich nieder,
O du, die unsterblich ist!
Geneuß, o Sele, deine Seligkeit!
Denn so hat Jehovah geredet!

Klopstock.

Dem Unendlichen.

Wie erhebt sich das Herz, wenn es dich,
Unendlicher, denkt! wie sinkt es,
Wenns auf sich herunter schaut!
Elend schauts wehklagend dann, und Nacht und Tod;

Allein du rufst mich aus meiner Nacht, der im
Elend, der im Tod hilft!
Dann denk ich es ganz, daß du ewig mich schufst,
Herrlicher! den kein Preis, unten am Grab', oben
am Thron,
Herr Herr Gott! den, dankend entflammt, kein
Jubel genug besingt.

Weht, Bäume des Lebens, ins Harfengetön!
Rausche mit ihnen ins Harfengetön, krystallner
Strom!
Ihr lispelt, und rauscht, und, Harfen, ihr tönt
Nie es ganz! Gott ist es, den ihr preist!

Donnert, Welten, im feierlichen Gang, in der
Posaunen Chor!
Du Orion, wage, du auch?
Tönt all' ihr Sonnen auf der Strasse voll Glanz,
In der Posaunen Chor!

Ihr

Ihr Welten, donnert
Und du, der Posaunen Chor, hallest
Nie es ganz, Gott; nie es ganz, Gott,
Gott, Gott ist es, den ihr preist!

Die Tugend.

Freund! die Tugend ist kein leerer Name,
Aus dem Herzen keimt des Guten Saame,
Und ein Gott ists, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.

Laß den Freygeist mit dem Himmel scherzen,
Falsche Lehre fließt aus bösem Herzen,
Und Verachtung allzustrenger Pflichten
Dient für Verrichten.

Nicht der Hochmuth, nicht die Eigenliebe,
Nein, vom Himmel eingepflanzte Triebe
Lehren Tugend, und daß ihre Krone
Selbst sie belohne.

Ists Verstellung, die uns selbst bekämpfet,
Die des Jähzorns Feuer-Ströme dämpfet,
Und der Liebe viel zu sanfte Flammen
Zwingt zu verdammen?

Ist es Dummheit, oder List des Weisen,
Der die Tugend rühmet in den Eisen,
Dessen Wangen, mitten in dem Sterben,
Nie sich entfärben?

Ist es Thorheit, die die Herzen bindet,
Daß ein ieder sich im andern findet,
Und, zum Lößgeld seinem wahren Freunde,
Stürzt in die Feinde?

Füllt den Titus Ehrsucht mit Erbarmen?
Der das Unglück hebt mit milden Armen,
Weint mit Andern, und von fremden Ruthen
Würdigt zu bluten.

Selbst die Bosheit ungezäumter Jugend
Kennt der Gottheit Bildniß in der Tugend,
Haßt das Gute, und muß wahre Weisen
Heimlich doch preisen.

Zwar die Laster blühen und vermehren,
Geiz bringt Güter, Ehrsucht führt zu Ehren,
Bosheit herrschet, Schmeichler betteln Gnaden,
Tugenden schaden.

Doch der Himmel hat noch seine Kinder,
Frommie leben, kennt man sie schon minder,
Gold und Perlen findt man bey den Mohren,
Weise bey Thoren.

Aus der Tugend fließt der wahre Friede,
Wollust ekkelt, Reichthum macht uns müde,
Kronen drükken, Ehre blendt nicht immer,
Tugend fehlt nimmer.

Drum, o Damon! gehts mir nicht nach Willen,
So will ich mich ganz in mich verhüllen
Einen Weisen kleidet Leid wie Freude,
Tugend ziert beide.

Zwar der Weise wählt nicht sein Geschikke,
Doch er wendet Elend selbst zum Glükke;
Fällt der Himmel, er kann Weise dekken;
Aber nicht schrekken.

v. Haller.

Festes Vertrauen zu Gott.

(Ps. 23.)

Gott ist mein Hirt!
Im Schatten seiner Güte
Singt mein lautjauchzendes Gemüthe,
Und dankt, weil mir nichts mangeln wird.

Er führet mich
Auf ewig grüne Weiden.

Hier

Hier blühen mir die reinsten Freuden,
Und meine Sele sättigt sich.

Er tränket sie,
Wenn Hitz und Durst sie schwächen,
Aus frischen angenehmen Bächen,
Und meine Sel erschöpft sie nie.

Wenn er gebeut,
Muß aller Sturm sich legen.
Er führt mich, seines Namens wegen,
Den Fußsteig der Gerechtigkeit.

Mit dir will ich
In finstern Thälern wallen!
Ich fürchte nichts; ich kann nicht fallen!
Du bist mein Stab; des tröst ich mich.

Du rufest mich,
Damit ich mich erfrische,
Zu deinem wundervollen Tische;
Und meine Feinde quälen sich.

Herr, du bist mein,
Und dein ist meine Sele!
Du salbst mein Haupt mit deinem Oele;
Du schenkst, du schenkest mir voll ein!

Mir folgt dein Heil;
So lang ich auf der Erde
Herr, deinen Namen preisen werde,
Sey deine Vaterhuld mein Theil!

Hier ruh ich gern
In Gottes Heiligthume,
Der Ruhestatt von seinem Ruhme;
Einst wohn ich ewig bey dem Herrn!

Cramer.

Fröhliches Vertrauen auf die Liebe Gottes.

Jauchzet ihr Himmel! Erde sey fröhlich,
Gott ist die Liebe! O wie so selig
Bist du mein Geist, in Gott hier beglückt,
Einst in ewigen Freuden entzückt.

Staub ist die Erde; Gold ist nur Schimmer.
Wollust macht lüstern, sättiget nimmer.
Kronen, was sind sie? Ein güldenes Joch.
Würden zieren und drücken uns doch.

Gieb mir, o Schöpfer! Weisheit und Tugend;
Sorgenfrey sing ich dann wie die Jugend:
Zagender Geist! was kümmerst du dich?
Gott mein Vater sorget für mich.

Gott

Gott ist die Liebe! rauschet ihr Saiten!
Gott ist die Liebe! kommende Zeiten
Saget es! Gott erlässet die Schuld;
Seine Wege sind Weisheit und Huld.

Armuth und Schande, Flammen und Ketten,
Sind mir nicht schrecklich: Gott kann erretten.
Hauchet er: so vergehet ein Heer.
Winkt er: seht, so sind Welten nicht mehr.

Traue dem Höchsten, dann wirst du lachen,
Wenn gleich die Himmel um dich her krachen;
Wenn gleich der Erdkreis splittert und fällt:
Siehst du: Gott ist es, der dich erhält.

Seiler.

Die Grösse Gottes.

Groß ist der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind seine Wohnungen,
Sein Wagen sind die donnernden Gewölk',
Und Blitze sein Gespann.

Die Morgenröth' ist nur ein Wiederschein
Von seines Kleides Saum;
Und gegen seinen Glanz ist alles Licht
Der Sonne, Dämmerung.

Er sieht mit gnäd'gem Blick von seiner Höh'
Zur Erd' herab: sie lacht.
Er schilt; es fähret Feu'r von Felsen auf,
Des Erdballs Axe bebt.

Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg!
Ihr Sonnenheere! flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden singt sein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere! braust sein Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Cedern hohes Haupt,
Und ieder Wald vor ihm!

Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel! singt!
Seyd sein Altar, ihr Felsen, die er traf,
Für Dampf sey Weirauch ihm!

Der Wiederhall lob' ihn! und die Natur
Sing ihm ein froh Koncert!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ
In Harmonien ganz!

Dich hat er, mehr als alles sonst, beglückt.
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des Ganzen dringt, und kennt
Die Räder der Natur.

Er-

Erheb' ihn hoch, zu deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster flieh'n,
Wenn du zu ihm dich schwingst.

Die Sonne steige nie aus rother Fluth,
Und sinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigst mit
Der Stimme der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenschein und Sturm!
Wenns schneit, wenn Frost aus Wasser Brükken baut,
Und wenn die Erde grünt.

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest
Trau ihm, und sing ihm Lob!
Er sorgt für dich, denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

Und o wie liebreich sorgt er auch für mich!
Er gab, statt Golds und Ruhms,
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freund' und Saitenspiel.

Erhalte mir, o Herr, was du verlieh'st;
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich!

In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen,
Und seufzen laut, und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Gestad des Meers, und dich
In ieder Woge sehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich.

Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch
Zerriß'ne Wolken sehn,
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

Kleist.

E N D E.

Anmerkung.

Es ist zu erinnern, daß unter einigen Stükken die Striche, welche die erst vorgegangenen Namen bezeichnen sollten, aus Versehen weggelassen worden sind. Auch sind aus Versehen Noten in den Text geruckt worden, z. E. S. 76 von: Sie verachteten denselben ꝛc. bis zu: Es hat auch keiner ꝛc. Auf eben dieser Seite, Zeile 20 muß es: ähnlich, gleichwie heissen, und in dem nämlichen Stück ist S. 78 vor: zu beleidigen, das Wort Fremde übersehen worden.

LB Coburg

29. 3. 73
11. 11. 76

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Praktisches Handbuch der Beredsamkeit und Dichtkunst für die Jugend

Nürnberg 1784
Coburg, Landesbibliothek -- B I 4/17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11915172-9